# Antonia

oder

# die Martyrer von Lyon.

Von

**H. de Beugnon.**

Autorisirte Uebersetzung.

---

Köln, 1866.
Druck und Verlag von J. P. Bachem.

# Zeitbilder in Erzählungen

aus der

## Geschichte der christlichen Kirche.

Die Reihe von Erzählungen, deren dritten Band wir hiermit dem christlichen Volke übergeben, schildert demselben die Hauptepochen aus der Gründungs- und Entwickelungsgeschichte der Kirche in Bildern, welche Zeit und Zustände charakterisiren. Es ist dabei der Gedanke leitend gewesen, daß es nur einer richtigen Kenntniß von dem Wirken und den Geschicken der gottgestifteten Heilsanstalt bedarf, um ihr den Menschenverstand und das Menschengemüth gleichmäßig zuzuwenden. Unsere „Zeitbilder“ sollen diese Kenntnißnahme bei Solchen befördern, bei denen rein wissenschaftliche Darstellungen nicht angebracht sind; sie bieten, wie man dies heutzutage will, ihren ernstern Kern in nicht zu harter Schale.

Das Werden und Wachsthum, das Leiden und Streiten der Kirche in Erzählungen darzustellen, ist keine neue Idee. Sie ist, wie aus der Vorrede zur Fabiola zu ersehen, von Cardinal Wiseman angeregt worden, als man den nunmehr Verewigten von der beabsichtigten Herausgabe einer

„Katholischen Volksbibliothek" in Kenntniß setzte. Der gelehrte Kirchenfürst verstand sich sogar dazu, selbst den Anfang zu machen, und beschenkte so die katholische Literatur mit der genannten, jetzt weltbekannten Erzählung. Der Plan blieb leider unausgeführt. Jetzt ist er von einem Kreise französischer Schriftsteller wieder aufgegriffen worden.

Bei der Verpflanzung dieser Erzählungen auf deutschen Boden, wozu der Verleger die Berechtigung erworben hat, wollte man sich nicht auf eine einfache Uebersetzung beschränken, sondern es wurden auch die in unserm Vaterlande auf dem kirchengeschichtlichen Gebiete gewonnenen Resultate verwerthet. In dieser Gestalt dürfte nun die deutsche Ausgabe ihre Rechtfertigung in sich tragen. Nur wenige Worte zur Begründung des Unternehmens im Allgemeinen wolle man uns noch gestatten.

Die Jahrzehnte sind so lange noch nicht vorbei, wo man mit einer Art von siegesgewisser Eleganz d i e Zeit als in nächster Nähe bevorstehend erklärte, in welcher die sogenannte Bildung und das naturhistorische Wissen für die Leute aus dem Volke, Politik und Aesthetik für die Gebildeten die Stelle der Religion einnehmen würden. Die Aufklärungs-Propheten sahen Christenthum und Kirche bereits hinschwinden, um neuen, zeitgemäßern Institutionen Platz zu machen. Die einzige Rücksicht, die man noch zu nehmen der Mühe werth hielt, beschränkte sich darauf, die vermeintlichen Ueberbleibsel aus überwundener Zeit in ihrem langsamen Absterben nicht zu belästigen.

Diese Prophezeiung von dem Untergange der Kirche war das traurige Resultat der je länger je mehr von dem wirklichen geschichtlichen Boden des Völkerlebens sich los-

lösenden abstracten Philosophie. Man vergaß, daß die gesellschaftliche Gesittung, deren wir uns im Gegensatze zu den nichtchristlichen Völkern erfreuen, keine Errungenschaft bloßer menschlicher Speculation ist, sondern daß wir sie einer frohen Botschaft von Oben verdanken. Die menschliche Ueberhebung vergißt leicht, weil sie gern vergißt, was ihr geschenkt wird. Zugleich meinte man, diese Gesittung auch dann festhalten zu können, wenn man ihren Ursprung, den lebendigen historischen Christus, leugne, oder sie von Ihm trenne. Man gerieth in diesen Irrthum — als solchen erweist ihn die Erfahrung —, weil das in dem Evangelium uns zu Theil Gewordene die Gesellschaft nach und nach gleichsam durchsäuert hat; weil die Moral des Christenthums der Weltordnung und der Menschennatur so sehr entspricht, daß sie gleichsam die Luft bildet, in der unsere Geister athmen. Man mag es verkennen und leugnen, es ist so: die Ehrlichkeit des Alltagsmenschen hat, ohne daß dieser es eingesteht oder auch nur weiß, ein christliches Gepräge; sie ist eine Frucht der Offenbarung; so manchfaltig die individuellen Vorstellungen von Gott sowie von dem Wesen und den Gesetzen des Weltalls auch sein mögen, sie ruhen alle auf dem Unterboden des Christenthums, mit alleiniger Ausnahme des Materialismus, welcher den Geist und jede sittliche Ordnung in einem Athemzuge leugnet.

Die Bücher der Weltgeschichte wie die Blätter unseres eigenen Herzens — wir lassen uns nur zu gern das etwas peinliche Auseinanderschlagen dieser letztern verdrießen — zeigen uns auf jeder Seite, daß seit das Christenthum als That Gottes in die Welt getreten ist, die Völker wie die Einzelnen tüchtiger oder untüchtiger, glücklicher oder

unglücklicher — dies alles im rechten Sinne verstanden — in dem Grade geworden sind, als sie die frohe Botschaft männlich und freudig und thatkräftig aufgenommen oder von sich gestoßen und unbefolgt gelassen haben. Aber die Prophezeiung, von der wir oben gesprochen haben, ist unerfüllt geblieben; die Religion löste sich nicht auf; die Kirche starb nicht ab. Im Gegentheil: es zeigte sich ein mächtiger Rückschlag gegen die absolute Negation, und jenes Wort erwies sich als wahr, das dem unglücklichen Lenau in den Mund gelegt wird und dahin lautet, daß trotz aller „Verhegelung", trotz aller Weltvergötterung seitens einer verkehrten Philosophie, „das Herz doch nach Gott schmachte." Ernste Geister haben gerade in der letzten Zeit die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Religion tiefer als je erkannt; niemals hat man sich lebhafter mit der Kirche beschäftigt, als eben in unsern Tagen.

Wir hoffen, auch das Verständniß wird sich mehr und mehr einstellen, und dann die Bethätigung des Erkannten im rechten Geiste nicht fehlen. Daß auch unsere „Zeitbilder" etwas zur Erkenntniß der weltgeschichtlichen Mission der Kirche beitragen, dazu gebe Gott Seinen Segen!

Köln, am Osterfeste 1865.

**Die Herausgeber.**

## I.

### Das Giftfläschchen.

Unter der Regierung des römischen Kaisers Marcus Aurelius, um das Jahr 177 nach Christi Geburt, befand sich vor der Stadt Lugdunum[1]) in der Nähe eines ihrer Thore ein Grabmal, dessen ungewöhnliche Form die Blicke der Vorübergehenden alsbald auf sich zog. Es war aus behauenen Quadersteinen, einem Altare ähnlich, gebaut und rings mit einer doppelten Reihe hochstämmiger italienischer Pappeln umgeben.

Dieses Trauerdenkmal stammte aus der Zeit des Augustus oder seines Nachfolgers Tiberius. Noch sind einige Ueberreste davon in der Nähe der Vorstadt Vaise zu sehen; aber diese verschont gebliebenen Trümmer tragen weder eine lesbare Aufschrift, noch finden sich über sie Andeutungen in den alten Schriftstellern.

Lange Zeit haben die Alterthumsforscher an diesem Gegenstande ihren Scharfsinn geübt, ohne jedoch zu einem

[1]) Lyon.

sichern Ergebniß zu gelangen. Einige glaubten darin das Grabmal des Herodes und der Herodias zu erkennen, welche Johannes den Täufer enthaupten ließen und zu Lugdunum in der Verbannung starben. Andere, sich stützend auf das in den Grabstein eingegrabene Wort Amandi, welches so viel heißen kann, als „die Liebenswürdigen“ oder auch „des Liebenswürdigen“, vermutheten, es sei das Grab zweier Freunde, welche in der ersten Freude des Wiedersehens gestorben seien. Das Volk entschied sich natürlich für diese poetische Auslegung der Archäologen und schmückte sie noch weiter aus. Zuletzt konnte es gar nicht mehr anders sein, und daraus erwuchs dann der Name: „Grab der beiden Liebenden“, der nunmehr der gewöhnliche wurde. Geht es nicht tausend Mal so im Leben, im Guten wie im Schlimmen? Aus einer Verleumdung entsteht ein Gerücht, und dies wird dann als Bestätigung der Verleumdung angeführt.

Alle jene gelehrten Vermuthungen haben sich in neuester Zeit, seitdem die Inschrift wieder vervollständigt und erklärt worden ist, als falsch erwiesen. Jenes Monument wurde zum Andenken an einen heidnischen Priester des Augustus, mit Namen Amandus, von zweien seiner Freigelassenen, welche er zu seinen Erben eingesetzt hatte, errichtet.

Wie die meisten römischen Gräber, befand es sich am Rande einer der vier großen Militairstraßen, welche von Agrippa, dem Schwiegersohne des Augustus, angelegt waren und, von Lugdunum ausgehend, durch die Hauptprovinzen Gallien's führten. Da es der Stadt näher lag als alle andern, so war es auch am meisten besucht. Abends und selbst den Tag über kamen die Bewohner der Umgegend,

um sich auszuruhen und frische Luft zu athmen im Schatten der hohen Pappeln, deren zitternde Blätter leise rauschten, wie das Rieseln heimlicher Quellen.

Es war in einer schönen Sommernacht im Monat Juli. Der Mond hatte seinen Silberschein über die schlummernde Natur ausgegossen. Die langgestreckten Schatten der Pappeln fielen bis auf die Landstraße. Ein sanfter Wind säuselte durch ihre Zweige und verbreitete eine erquickende Kühle über die vorher dem Sonnenbrande ausgesetzte Natur. Seit mehr als einer Stunde waren die Spaziergänger aus der Stadt, welche auch heute hier sich in traulicher Unterhaltung ergangen hatten, in ihre Behausungen zurückgekehrt. Nun herrschte die Stille der Nacht im weiten Umkreise.

Nur ein einziges menschliches Wesen war dem schärfer zusehenden Auge noch sichtbar. Eine Gestalt von großem und starkem Körperbau lehnte an dem Grabstein. Der Mann schien aus besonderer Vorliebe für nächtliche Einsamkeit zurückgeblieben zu sein. Die ernsten und groben Gesichtszüge, das struppige, kurzgeschnittene Haar, der unbedeckte Kopf und die bloßen Füße, dabei der schlechte Sklavenrock ließen jedoch, selbst im Mondscheine, bald erkennen, daß man es nicht mit einem freien Bürger der Stadt zu thun hatte. Des Stehens müde, schritt er mit sichtlicher Ungeduld, die Arme über der Brust gekreuzt, auf und ab. Er mußte offenbar andere Zwecke haben, als der Melancholische, der so gern in der Stille der Nacht seinen Träumen nachhängt, aber anstatt in dem Thau sich gesund zu baden, nur immer kränker wird.

Mit einem Male erscholl der Hufschlag eines Pferdes aus der dunkeln Ferne der Heerstraße. Der Sklave wandte sich

danach um und horchte aufmerksam; allein bald flogen Roß und Reiter wie der Wind vorüber, und allmälig verhallte der Hufschlag in der entgegengesetzten Richtung. Der nächtliche Besucher des Grabmals schien noch ungeduldiger zu werden, denn seine Schritte wurden eilig und unruhig. Es dauerte jedoch nicht lange, als ein neues Geräusch an sein Ohr schlug; er blieb wieder stehen und lauschte auf die immer deutlicher werdenden festen und schnellen Fußtritte eines Nahenden.

Der Erwartete wurde bald sichtbar. In der Nähe des Grabmals verließ er die Hauptstraße und lenkte seine Schritte nach der davorliegenden Fläche, welche durch die Menge der täglichen Besucher gleich dem Boden einer Arena geebnet war. Einem Schatten ähnlich huschte er zwischen den Pappeln hindurch und erschien rechts von dem Grabe. In dem Augenblicke, wo er sich zwischen den Bäumen zeigte, war ihm der Mann in dem Sklavenkleide einige Schritte entgegengekommen, indem er mit Befriedigung murmelte: „Endlich ist er da!“

Der Ankömmling trug die Toga der vornehmen römischen Bürger und mochte etwa dreißig Jahre zählen. Im Uebrigen hatte seine schwere und etwas beleibte Gestalt nichts Einnehmendes: eine niedrige Stirn, kleine graue Augen, spärlicher Bart, eine aufgestülpte Nase.

„Bist du es, Aper?“ fragte der Römer halblaut.

„Ich bin's, Sabinus Fuscus,“ versetzte der Sklave.

„Es ist gut, daß ich dich sehe; ich fürchtete schon, dich nicht mehr anzutreffen, weil ich mich ein wenig verspätet habe.“

„Du wunderst dich, daß ich noch hier bin? Es ist spät, allerdings, allein ein Sklave muß unerschöpfliche Ge-

duld haben und sich nach der Bequemlichkeit der Herren richten," bemerkte Aper etwas höhnisch.

„Nun denn, ich muß deine Hülfe noch ein Mal in Anspruch nehmen."

„Du hast also gestern Abend nicht mehr Glück gehabt wie sonst? Das ist ärgerlich."

„Wie man's nimmt; jedenfalls bin ich nicht ganz leer ausgegangen. Ich habe jetzt Hoffnung. Antonia war so gnädig, mich zu empfangen und mit mir zu sprechen ...."

„.. während sie," vollendete der Sklave lachend den Satz, „vorhin dich verächtlich abgewiesen und dir ohne viele Umschweife den Abschied gegeben hatte. Das war nicht ermuthigend; das jetzt Erreichte ist wenigstens Etwas. Es war keine Kleinigkeit einen neuen Versuch zu machen."

„Ach!" seufzte Fuscus, die Augen niederschlagend, „diese edele junge Dame war sehr grausam gegen mich. Und doch, wie oft habe ich mich bemüht, ihr nützlich zu sein! In tausend Fällen — wie könnte ich sie alle aufzählen? — habe ich ihr eine Anhänglichkeit, eine Hingabe ohne Grenzen bewiesen. Ob sie wohl die Gefühle erkennt, die sie in mir geweckt hat?"

„Meine Gebieterin kennt vollkommen die Macht, welche sie über dein Herz besitzt," versicherte Aper lachend. „Glaube mir, sie spielt mit dir, wie die Schlange mit ihrer Beute spielt. Indessen, das dauert nur eine Zeit lang."

„Wie verstehst du das?"

„Nun, wenn die Schlange Appetit bekommt, ist's mit dem Spielen am Ende, und wenn meine vieledle Herrin

ein Mal von der Heirathslust erfaßt wird, so bin ich überzeugt, daß sie keinen Andern wählt, als dich."

„Das wäre sehr schmeichelhaft für mich. Aber ist das dein voller Ernst?"

„Allerdings," entgegnete der Sklave mit einem eigenthümlichen Lächeln, welches Fuscus jedoch nicht bemerkte.

„Im Grunde genommen wundert mich das eben nicht. Bei meinem letzten Besuche hätte ich wahrscheinlich Antonia vermocht, sich zu erklären, wenn nicht Biblis und Rhodana in sehr ungelegener Weise dazu gekommen wären."

„Ja, ja, du wirst ihre Hand erhalten, ich könnte darauf schwören," bestätigte Aper mit verstecktem Hohne.

„Ich möchte aber schnell zum Ziele kommen," fuhr der Römer fort. „Ich möchte die schöne Antonia so bald wie möglich als Gattin in mein Haus einführen. Und es kann gelingen, wenn ich — sie nur noch ein Mal spreche."

„Das wird nicht so leicht sein, wie du meinst."

„Wie so? Kann sie mir den Eintritt in ihre Wohnung versagen, nachdem sie mich gestern so freundlich aufgenommen hat?"

„Sie wird's leider thun. Höre nur. Wie du weißt, hatte ich den Thürschließer mit deinem Gelde bestochen. Als er mich heute traf, machte er mir bittere Vorwürfe, daß ich ihm versichert hatte, unsere Gebieterin habe nichts dagegen. Es scheint, daß sie ihn heute Morgen hat rufen lassen und ihm einen heftigen Verweis ertheilte mit der Drohung, ihn an einen andern Herrn zu verkaufen, falls er sich noch ein Mal eine solche Unziemlichkeit zu Schulden kommen lasse. Der arme Mann war außer sich und erklärte

mir, daß er niemals mehr auf meine treulosen Rathschläge eingehen werde."

„Wenn die Sachen so stehen, ist's freilich schlimm; — allein ich weiß ein Mittel, die Dame umzustimmen," rief Fuscus.

„Und das wäre?"

„Ersuche den Thürhüter nochmals, mich einzulassen, und bemerke ihm, daß, wenn seine Gebieterin ihn deshalb verkaufen sollte, ich ihn ankaufen oder auch, wenn ihm damit ein Gefallen geschieht, frei lassen würde."

„Auf diesen Handel wird er sich nicht einlassen. Wie die meisten meiner Mitsklaven läßt Teubo für Antonia sein Leben und will lieber ihr Sklave, als frei sein."

„Unmöglich; werden nicht auch goldene Ketten auf die Dauer drückend?"

Zweifelnd zuckte Aper mit den Schultern. Fuscus schwieg, denn es zogen die verschiedenartigsten Gedanken ihm durch den Kopf. Er konnte es sich nicht deuten, daß Antonia, die durch ihre herablassende Freundlichkeit in ihm die schönsten Hoffnungen geweckt hatte, mit einem Male ganz anders geworden sein sollte. Endlich sagte er unwillig: „Wenn sie aber ihrem Thürhüter so gemessene Befehle in Rücksicht auf mich gegeben hat, so wäre es doch eine Thorheit, zu glauben, daß sie Neigung zu mir hätte."

„Nicht doch, edeler Herr; ich kenne meine Gebieterin besser. Sie macht es wie die griechischen Frauen, welche von ihrer Verehrern gewissermaßen entführt werden wollen und ihnen nur zum Scheine Widerstand leisten."

„Das mag bei andern der Fall sein; ich fürchte aber, daß ihre Sprödigkeit gegen mich ernst gemeint ist."

„Du irrst dich; ich wiederhole es. Niemand ist mehr als ich in ihre Geheimnisse eingeweiht; sie gibt dir den Vorzug; glaube mir.“

„Wenn dem so ist, so gib mir ein Mittel an, sie noch ein Mal zu sprechen; dann muß sie sich erklären.“

„Dein Verlangen übersteigt meine Kräfte. Teubo wird sich nicht zum zweiten Male bestechen lassen; er wird mir gar kein Gehör mehr geben.“

„Nun gut, so führe du selbst mich ein, wie du es schon ein Mal gethan hast.“

„Nein, beim Jupiter! Das dürfte ich nicht mehr wagen. Die Vorwürfe, welche ich erhalten, sind mir eine Lehre gewesen.“

„Versuche es nur; ich bin für die Folgen verantwortlich.“

„Es geht das nicht mehr so leicht wie früher. Ich habe nämlich die Entdeckung gemacht, daß zwei Männer alles aufbieten, um dich von dem Hause meiner Gebieterin fern zu halten.“

„Wer könnte das sein?“ fragte Sabinus erstaunt und aufgeregt.

„Es ist vorerst der Alte, den du manchmal getroffen hast, wenn du an den Eingängen ihres Hauses herumschweiftest.“

„Und der Andere?“

„Den hast du oft mit Zacharias, eben diesem erwähnten Alten, zusammen gesehen. Es ist sein Neffe, ein junger, hübscher Mann, und heißt Vettius Epagathus.“

„In welcher Eigenschaft haben diese Menschen Zutritt zu deiner Gebieterin?“

„Epagathus wirbt um ihre Hand.“

Nun konnte Sabinus seinen Unmuth nicht mehr bemeistern; er machte sich Luft in einem heftigen Fluche, während sein Antlitz sich vor Wuth röthete. „Entweder schlage ich ihn aus dem Felde, oder es kostet Einem von uns das Leben!“

„Ich sehe, es fehlt dir wenigstens nicht an Selbstvertrauen und Muth,“ bemerkte spöttelnd Aper.

„Wer aber ist jener Epagathus?“ fragte Sabinus, nachdem er sich etwas beruhigt hatte.

„O, ein nicht zu verachtender Nebenbuhler!“ antwortete, bedeutsam die Stimme erhebend, der Sklave. Der junge Mann ist reich und sein Name wird in der Stadt nur mit Ehre und Achtung genannt.“

„Sein Reichthum ist freilich nicht zu bestreiten, aber Ehre legt er damit nicht ein,“ versetzte Sabinus verächtlich. „So jung er noch ist, benimmt er sich doch so geizig und sparsam wie ein abgelebter Greis oder ein Jude. Siehe ihn nur ein Mal an: ist er besser gekleidet, als ein Gerichtsschreiber? Menschen von solchem Schlage wird es wahrhaftig nicht gelingen, die Gunst der eiteln und prunksüchtigen Antonia zu erwerben.“

„Hm!“ bemerkte Aper, „vielleicht täuschest du dich.“

„Bist du nicht meiner Meinung?“

„Was soll ich sagen, Sabinus? Epagathus ist dir sicher mit gutem Erfolg in den Weg getreten, denn er hat zu jeder Zeit bei meiner Gebieterin Zutritt.“

„Ist er vielleicht mit ihr verwandt?“

„Das ist eben ein Grund mehr, seine Bewerbung zu fürchten.“

„Ich sehe,“ rief Fuscus, „daß ich mich beeilen muß,

Antonia noch ein Mal zu sprechen, um meinen gestrigen Erfolg auszubeuten. Deine Hülfe ist mir aber unbedingt nothwendig. Was es auch kosten mag, ich will zu ihr. Oeffne mir also einen Weg."

„Ich kenne wohl einen, der sicher zum Ziele führt; aber überstürzen wir uns nicht. Jede gute Sache muß Weile haben, und Klugheit ist hier mehr als sonst am Platze."

„Lass' mich nicht warten; Zeit ist nicht zu verlieren."

„Ach, ich bin ein armer Sklave, der in seiner niedrigen Stellung, du weißt es, nicht leicht einen Dienst umsonst leisten kann."

„So so, ich verstehe, Geld willst du. Heraus mit der Sprache; wie viel verlangst du?"

„Um einen geringern Preis als zweihundert Sesterzien kann ich mein Geheimniß nicht verrathen."

„Du sollst sie haben; erfülle jetzt dein Versprechen."

„Du weißt, edeler Sabinus, daß in vierzehn Tagen die großen Rede-Wettkämpfe wie in den frühern Jahren stattfinden. Ich habe aus guter Quelle erfahren, daß meine Herrin dieser Feier beiwohnen wird; damit bietet sich eine schöne Gelegenheit, sie zu sprechen."

„Beim Herkules!" rief Fuscus aus. „Du hältst mich zum Narren. Glaubst du, ich würde auf gefüllter Straße oder in zahlreicher Versammlung um die Hand einer Dame bitten, die ich heirathen will? Sie hört mich ja kaum an, wenn wir allein sind; um wie viel mehr wird sie mir ausweichen, wenn ich sie öffentlich anspreche. Muthe mir nicht solche Albernheiten zu."

„Du verstehst mich nicht," antwortete Aper ruhig. „Es handelt sich nicht darum, ihr einen Antrag zu machen,

nicht einmal darum, sie anzureden. Denke zunächst daran, dir ihre Gunst zu erwerben, die du — soll ich's sagen? — noch lange nicht besitzest."

„Bin ich nicht ein Patricier; was bedarf es mehr?"

„Du bist noch nicht lange in dieser Stadt und kaum dem Namen nach bekannt; auch um das öffentliche Wohl hast du dich nicht verdient gemacht; also steht dir kein glänzender Ruf zur Seite. Antonia aber ist eitel und schwärmt für die Ehre. Ehre und Ansehen gehen ihr über alles."

„Daran habe ich freilich nicht gedacht. Wenn dem aber so ist, — und ich muß es wohl glauben — so zeige mir, Aper, wie man in dieser Stadt zu Ehre und Ansehen gelangen kann."

„Das ist für dich eine Kleinigkeit. Du bist wissenschaftlich gebildet, gewandt in der Sprache, und verstehst es auch, öffentlich glänzende Vorträge zu halten. Eine schöne Rede aber vermag alles über ein Frauenherz und namentlich über Antonia, die davon ganz entzückt wird. Ich bin ein einfältiger Sklave und werde der Beachtung nicht werth gehalten; die Eigenthümlichkeiten meiner Gebieterin kennt aber Keiner besser als ich."

„Wenn es weiter nichts bedürfte, um die Zuneigung der Antonia zu erlangen, so hätte ich leichtes Spiel; denn ich verstehe mich auf's Reden; ich habe die berühmtesten Lehrer des Jahrhunderts zu Rom und Athen gehört," versetzte Fuscus selbstgefällig.

„Sogar die Schule von Athen hast du besucht?" fiel Aper ein und verneigte sich mit vielsagender Miene.

„Ich habe dies Glück gehabt, ja. Täglich ging ich an der Seite der großen Meister in den Gärten der Akademie

umher, wo jeder Baum und jeder Stein an den unsterblichen Plato erinnern. Da bewegt man sich überhaupt nur unter Philosophen, Rednern, Declamatoren und Gelehrten jeglicher Art."

„Was will man mehr? Es kann nicht lange währen, so wird in der Stadt nur von dir gesprochen, deine Kunst bewundert, und Antonia wird kein Bedenken tragen, ihre Hand in die deinige zu legen. Und wie wenig Anstrengung bedarf es dazu! Du brauchst dich nur am Tage der Wettkämpfe der Gelehrten im Athenäum zu zeigen und um den Preis der Beredtsamkeit vor den Einwohnern der Stadt dich bewerben."

„Mich um den Preis der Beredtsamkeit bewerben im Athenäum zu Lugdunum?" — wiederholte Fuscus nicht ohne Verlegenheit. „Das ist eine heikle Sache. Ich erinnere mich einer nicht sehr ermuthigenden Stelle aus Juvenal. Dieser lateinische Satyriker, dessen Schriften uns in den Schulen zu Rom vorgelesen und erklärt wurden, sagt irgendwo, daß für einen Redner nichts gewagter sei, als in einer Versammlung von Lugdunensern aufzutreten.[1]) Die griechischen und lateinischen Wissenschaften blühen an den Ufern des Rhodanus[2]), und ich glaube, daß Gallien in diesem Augenblicke die berühmtesten Lehrstühle und die hervorragendsten Talente besitzt. In der ganzen Welt spricht man von dem Glanze, den die Wissenschaften in dieser Provinz des Reiches erlangt haben. Der Ruhm der hiesigen Gelehrten dringt selbst bis nach Griechenland, und man gesteht es sich heimlich ein, daß die von den Waffen der Römer Besiegten über ihre Sieger

[1]) Juvenal. Sat. I.

[2]) Die heutige Rhône.

triumphiren in den friedlichen Kämpfen der Dicht- und Redekunst, wie in den Wissenschaften überhaupt."

„Das verschlägt nichts. Ich habe immer gehört, daß man nach Athen gehen müsse, wenn man Bildung, Wissenschaft und namentlich Redekunst erlernen wolle. Was hast du denn auch zu fürchten? Ein Redner, der seine schöne Kunst in der Stadt eines Plato und Demosthenes geübt hat, gilt schon deshalb mehr als die einheimischen, und was deine Fertigkeit betrifft, so sei unbesorgt, Fuscus. Wenn ich auch von Weisheit und Kunst blutwenig verstehe, so kenne ich die Menschen und Verhältnisse unserer Stadt desto besser. Seit mehrern Jahren habe ich den wissenschaftlichen Kampfspielen beigewohnt und nichts gehört, was dich zaghaft machen könnte." Er fügte noch manches hinzu, um den Römer zu ermuthigen; namentlich malte er ihm den Beifall der glänzenden Versammlung und die Theilnahme Antonia's aus.

Dagegen konnte Fuscus nichts einwenden. Er begann an die Erfolge, die ihm das Wagniß einbringen könnte, selbst zu glauben und fühlte schon eine gewisse Seligkeit in der Ahnung des sichern Triumphes. „Ich werde es wagen!" rief er, wie aus einem Traume auffahrend, „und für den guten Rath sollst du den doppelten Lohn haben." In dieser guten Laune hatte er auch nichts dagegen, daß der Sklave vorab die Auszahlung der Hälfte des jetzt Versprochenen verlangte.

Der Römer verschwand alsbald hinter den Pappeln und eilte der Stadt zu. „Ich muß einen Sieg davon tragen," dachte er, „welcher in den Annalen Gallien's aufgezeichnet zu werden verdient. Aber es sind nur noch wenige Tage, und ohne gründliche Vorbereitung darf ich

nicht wagen, als Redner aufzutreten. Nun, was liegt daran, wenn ich mich wie Demosthenes in das abgelegenste Gemach des Hauses zurückziehe und mir das Haar abschneide, um vor dem Ausgehen bewahrt zu sein? Gut, so mache ich's, und studire fleißig den großen Redner Quintilian."

Kaum hatte der Patricier sich entfernt, so erscholl hinter dem Grabmale ein erschütterndes Gelächter, und ein vornehm gekleideter Römer von sonst rohem Aeußern kam auf den überraschten Sklaven zu. „Du hast deine Sache gut gemacht," rief er.

„Hast du unsere Unterredung gehört, Veruna?" fragte der Sklave.

„Ich kam noch so zeitig, daß kein Wort mir entging. Du bist ein Schlaukopf. O, ich sehe schon den dickleibigen Fuscus vor mir auf der Tribüne des Athenäums in Gegenwart der berühmtesten Redner Gallien's! Aber ich fürchte, er wird uns des Genusses berauben und im letzten Moment noch von seinem Vorhaben abstehen."

„Das ist wohl nicht anzunehmen; denn er hat sich ja der Antonia wegen entschlossen und denkt sie dort zu treffen."

„Dann ist er betrogen. Antonia wird nicht kommen; sie wird nicht einmal den Tag des Festes erleben," versetzte Veruna mit dumpfer Stimme. „Ihr Todesurtheil ist gesprochen. Bis heute habe ich die Ausführung verschoben, weil ich noch nicht ganz meinen Verdacht begründen konnte. Jetzt steht jedoch mein Entschluß fest; Antonia muß sterben. Ich erinnere dich daran, daß du mir deine Hülfe zugesagt hast. Der versprochene Lohn ist dort hinterlegt, wo du es verlangt hast."

Aper hatte wirklich seine Mitwirkung bei der Ermor-

dung seiner Gebieterin zugesagt. Aber obgleich seine treulose Sklavenseele bei der Erwähnung des Lohnes wie von einem Freudenstrahl durchzuckt wurde, so konnte er doch die heimliche Furcht, die sich jetzt im entscheidenden Augenblicke seiner bemächtigte, nicht verbergen. Es war nicht etwa das Gewissen, das ihn von der schwarzen That abgeschreckt hätte, sondern nur der Trieb der Selbsterhaltung, der ihn wankend machte. „Es bestehen," stammelte er, „strenge Gesetze gegen die Sklaven, deren Herren eines gewaltsamen Todes sterben."

„Der Umstand ist in Betracht gezogen," antwortete kalt Statilius Veruna; „das Gift, welches ich bereitet habe, ist genau auf die Körperbeschaffenheit deiner Gebieterin berechnet. Es wird sie schnell tödten, ohne Spuren eines gewaltsamen Todes zurückzulassen und ohne den geringsten Verdacht zu erregen."

„Ist es deine feste Ueberzeugung, daß nichts an's Tageslicht kommen wird?"

„Ich schwöre darauf bei allen Göttern des Reiches. Um meiner Sache ganz sicher zu sein, habe ich vorhin einen Versuch mit dem Gifte bei einer meiner Sklavinnen gemacht; sie starb nach vier Tagen eines scheinbar ganz natürlichen Todes. Kein Anzeichen deutete auf das Vorhandensein des Giftes."

Der Sklave blieb eine Zeit lang in ernste Gedanken versunken; er überdachte nochmals das Für und Wider in Bezug auf seine Mitwirkung bei dem Verbrechen. Endlich, nachdem er alle Bedenken überwunden hatte, begehrte er mit Entschlossenheit die tödtliche Mischung. Veruna reichte ihm ein mit rother Flüssigkeit gefülltes Fläschchen mit dem Bemerken hin: „Willst du das

Ganze brauchen, so kann der Inhalt mit andern Flüssigkeiten und sogar unter die Speisen gemischt werden; unvermischt gegeben würde die Hälfte, ja ein Drittel schon hinreichen, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen."

Der Sklave verbarg das Fläschchen sorgfältig unter den Mantel und eilte mit schnellen Schritten der Stadt zu, denn er fürchtete schon, durch sein spätes Eintreffen Verdacht zu erregen. Auch Veruna kehrte nach Lugdunum zurück, aber keiner von Beiden auf dem Hauptwege.

## II.

### Zwischen Lipp' und Kelchesrand
### Schwebt der höhern Mächte Hand.

Am zweiten Tage nach der eben erzählten nächtlichen Unterredung begehrte Tacitus Aricius, ein geborener Sicilianer, aber seit langer Zeit in Lugdunum ansässig, Einlaß in die Wohnung der Antonia. Es war gegen zehn Uhr Morgens. Tacitus war ein stattlicher Mann, dessen feine äußere Erscheinung durch einen gewissen Zug der Sanftmuth und des Wohlwollens nicht wenig gehoben wurde. Nachdem er mit dem Thürhüter Teubo einige Worte gewechselt hatte, wurde er ohne Weiteres eingelassen.

Der Palast der Antonia war sowohl durch die große Anzahl von dienenden Sklaven als auch durch seine innere Einrichtung einer der reichsten und kostbarsten in Lugdunum. Da sah man geräumige, marmorgeplattete Höfe, welche mit Springbrunnen geziert und mit prächtigen Säulen-

hallen umgeben waren; dabei herrliche Gärten im üppigsten Schmucke seltener Gewächse und Blumen, reich bewässert durch künstlich angelegte Canäle, welche fortwährend ihre klaren Wasser nach allen Seiten hin ergossen.

Aricius schien in diesem Hause nicht fremd zu sein, denn der Sklave führte ihn sogleich eine Treppe von rothem Marmor hinauf in das Gemach seiner Gebieterin, wo er nach kurzer Anmeldung ebenfalls eingelassen wurde.

Das Zimmer, in welches Aricius eintrat, war, obgleich in seiner Einrichtung immer noch von dem Wohlstande der Bewohnerin zeugend, im Vergleich zu den übrigen Räumen des Hauses doch einfach und schmucklos. Antonia saß nachdenkend an einem Fenster und schaute mit fast träumerischem Blicke hinaus. Sie war noch jung, kaum zwanzig Jahre alt, und verdiente vollkommen den Ruf, in welchem sie wegen ihrer Schönheit in der Stadt Lugdunum stand. Ihre Gestalt war schlank und edel, ihr Haltung würdevoll, und über ihr ganzes Wesen war der Zauber der Anmuth ausgebreitet.

Beim Anblicke des Aricius zog sie den Schleier herunter, dessen sie sich stets in Gegenwart fremder Personen in ihrem Hause bediente, und fragte ihn lächelnd nach der Ursache seines Besuches. Aricius war vor Bewunderung wie festgebannt und schwieg, als hätte er die Frage ganz überhört.

„Tacitus," redete ihn Antonia etwas lauter an, „bemühst du dich, deinen Namen zu rechtfertigen? [1]) Du bist"

[1]) Tacitus heißt: der Schweigsame.

fügte sie scherzend hinzu, „doch gewiß nicht gekommen, um still und stumm hier stehen zu bleiben?“

War es Scham über sein linkisches Benehmen oder war es noch die Nachwirkung des zauberischen Eindruckes, Aricius stammelte in sichtlicher Befangenheit: „Ich würde es nicht gewagt haben, edele Herrin, dich so früh zu belästigen, wenn nicht die Nächstenliebe, welche Christus uns zur Pflicht gemacht, es gefordert hätte.“

„Was bringst du denn?“

„Neulich hast du dem Pothinus, unserm geliebten Bischof, eine Summe Geldes zur Gründung eines für die Armen unserer Stadt bestimmten Krankenhauses versprochen.“

„Mein Versprechen werde ich auch halten,“ unterbrach ihn Antonia.

„Erlaube mir, daß ich weiter rede. Auch ich habe gleich nachher die Verbindlichkeit übernommen, eine gleiche Summe dem ehrwürdigen Manne zur Verfügung zu stellen.“

„Ja, ich erinnere mich,“ sagte Antonia gleichgültig; „das war ein recht edelmüthiger Entschluß. Aber du kommst doch nicht hierher, denke ich, um mich an deinen christlichen Liebeseifer zu erinnern? Die Lobsprüche, die ich dir ertheilen könnte, würden dein Verdienst kaum erhöhen. Christus befiehlt uns übrigens, nicht hier auf Erden den Lohn unserer Werke zu suchen, und will, daß die linke Hand nicht wisse, was die rechte gibt.“

Diese Bemerkung war nicht unzeitig; denn Aricius biß sich auf die Lippen und ließ den Kopf hängen. „Ich wünschte,“ begann er wieder, „das Geld zugleich mit dir zu übergeben und wollte darüber Rücksprache mit dir nehmen.“

„Das hast du mir schon mehrmals gesagt," erwiderte Antonia unwillig, „und ich kann dir auch nur wie früher antworten: mein Verwalter hat in Betreff dieser Sache Anweisungen erhalten. Wende dich an ihn; du wirst ihn jetzt gerade frei von andern Geschäften treffen."

Eine solche ausweichende Antwort hatte Aricius nicht erwartet; vor allem aber schien die Rüge, die darin lag, ihn ganz aus der Fassung gebracht zu haben. „Edele Antonia," begann er in flehendem Tone, „du weißt, daß mein Herz für dich schlägt und willst mir nicht gestatten, daß ich mich darüber ausspreche."

„Ich ahnte nicht," versetzte Antonia, indem sie ihr Haupt würdevoll erhob, „daß dies der eigentliche Zweck deines Besuches sei, sonst würde ich dich nicht vorgelassen haben. Du hast mich überlistet, aber es wird das letzte Mal sein."

„Ich beschwöre dich, Antonia, sei nicht unerbittlich, nimm mir doch nicht alle Hoffnung."

Statt jeder Antwort wies die Dame auf die Thüre hin mit einer Miene, die nicht zu mißdeuten war. Allein dennoch wollte Aricius sich so leicht nicht aus dem Felde schlagen lassen. „Sage mir doch," hob er auf's neue an, „aus welchem Grunde hast du gestern den Sabinus Fuscus empfangen? Jedermann weiß, daß er um deine Hand wirbt. Ziehst du also einen Heiden mir vor, der ich ein treuer Jünger Jesu bin?"

„Mach' dir keine Sorge; um keinen Preis heirathe ich den Sabinus Fuscus."

Ein neuer Hoffnungsstrahl leuchtete in der Seele des Tacitus auf, aber nur, um desto schneller zu verschwinden; denn Antonia, welche diese Freude in seinem Gesichte las,

setzte alsbald hinzu, daß auch er sich keiner unnützen Hoffnung hingeben möge. Sie ließ ihm nicht einmal Zeit, seiner Trostlosigkeit weitern Ausdruck zu geben. Eine Sklavin, welche in dem Vorzimmer stand und durch die geöffnete Thüre in das Gemach der Gebieterin sehen konnte, trat auf ein gegebenes Zeichen ein. Niedergeschlagen und beschämt über den mißlungenen Versuch entfernte sich Tacitus aus dem Zimmer und aus dem Hause. Er vergaß sogar, die Angelegenheit, die er zum Vorwande seines Besuches gemacht hatte, mit dem Verwalter, an den er gewiesen worden war, zu besprechen.

Antonia nahm wieder ihren Sitz ein mit einer Geberde, welche deutlich ihre Zufriedenheit erkennen ließ, der lästigen Zudringlichkeit los geworden zu sein. Sie gab der Sklavin Auftrag, ihr das Frühstück, prandium genannt, welches der Hauptmahlzeit, der coena, voranging, auftragen zu lassen. Nach wenigen Augenblicken erschienen zwei Frauen und setzten auf das in der Mitte des Gemaches stehende porphyrne Tischchen Brod und Feigen und einen vergoldeten Becher mit röthlicher Flüssigkeit. Antonia erhob sich von ihrem Sitze, betete mit geneigtem Haupte und ausgebreiteten Armen ein gerade nicht kurzes Gebet und nahm dann das einfache Mahl zu sich.

Vor ihr stand noch der Becher mit Wein und Wasser gefüllt. Den Christen der ersten Jahrhunderte und unter diesen namentlich den Frauen und der Jugend war die Enthaltung von geistigen Getränken anempfohlen; diejenigen aber, welche aus Gesundheitsrücksichten davon Gebrauch machen zu müssen glaubten, vermischten sie mit Wasser. In dem Augenblicke, als Antonia den Becher zu den Lippen führen wollte, hörte sie einen Wagen auf der Straße. Sie

warf einen flüchtigen Blick hinaus und wurde unwillkürlich so erregt, daß sie den Becher wieder auf den Tisch setzte und an's Fenster eilte, um besser sehen zu können. Ein prächtiger Wagen mit zwei stattlichen Pferden bespannt, rollte leicht daher. Der Lenker war ein Jüngling in der ersten Blüthe, in ein kostbares, mit blitzenden Steinen besetztes Gewand gekleidet. Seine Gesichtszüge waren sanft und einnehmend, dabei fein und markirt; sein Haar wallte in goldenen Locken auf die Schultern hinab. Der Wagen — der Gebrauch eines solchen war zu jener Zeit nur den Vornehmsten gestattet — flog indessen schnell vorüber.

„Dem würde ich auf der Stelle meine Hand geben," dachte Antonia. „Ach, daß die christlichen Vorschriften verbieten, uns mit Heiden zu verbinden, ja auch nur sie anzublicken und ihrer in Liebe zu gedenken!" Sie sank allmälig ganz in trübes Nachsinnen.

Als Antonia nach einiger Zeit wieder nach dem Becher greifen wollte, trat plötzlich Jemand unangemeldet ein. Es war ein junges Mädchen, ungeachtet seines gesetzten Wesens dem Wuchse nach mehr Kind als Jungfrau. Sie war mittelgroß, und obschon schwächlich und mager, doch von anmuthigem Aeußern. Ihre schwarzen Augen, in denen sich eine zartfühlende Seele spiegelte, verliehen dem bleichen Antlitze ein schwermüthiges Gepräge. Sie schien so hinfällig, daß man sich der Furcht nicht erwehren konnte, sie möchte beim geringsten Anstoße zusammenbrechen. Ihr sehr einfaches, fast grobes Kleid that dem Adel ihrer Erscheinung keinen Abbruch. Indem sie sich der Herrin des Hauses näherte, grüßte sie mit einem sanften Lächeln: „Die Gnade Gottes sei mit dir, Antonia. Wie geht es dir?"

„Vortrefflich," war die Antwort; „aber lass' mich diese Frage nun auch an dich richten, Blandina."

„Der Herr erhält gnädig mein schwaches Leben."

„Und wie befindet sich deine Gebieterin Pompeja?"

„Sehr wohl; sie bedauert lebhaft, nicht selbst zu dir kommen zu können, denn das Erscheinen des Sabinus Fuscus in deinem Hause hat sie außerordentlich verletzt."

„So!" versetzte Antonia mit verhaltenem Aerger. „Allerdings habe ich Fuscus empfangen; aber er war trotz meines ausdrücklichen Verbotes in mein Haus eingetreten. Nachdem er einmal drinnen war, konnte ich ihm wohl nicht die Schande anthun, ihn hinauszuweisen, oder doch?"

„Vielleicht wäre es möglich gewesen, ihn abzuweisen, ohne ihn zu sprechen, wie du es mit Andern gemacht hast."

„Dasselbe haben mir Zacharias und Vettius wiederholt gesagt. Du bist doch zu bescheiden, um zu glauben, daß du ihrem Rathe mit deinen Bemerkungen größere Kraft geben könntest?" versetzte Antonia trocken.

Bei diesem bittern Vorwurfe malte sich in den Zügen Blandina's der Ausdruck des Schmerzes. „Antonia," sagte sie, „deute meine Worte nicht schlimm. Die Liebe gebietet, uns als Glieder derselben Religion und Schwestern in Christo gegenseitig zu warnen. Die Gelegenheiten zum Falle sind so zahlreich und wir so unvollkommen...."

„Es dünkt mich, daß meine Aufführung hinter der anderer Christen nicht zurücksteht."

„Leider muß man es sagen, Antonia; wir sehen mit Betrübniß, daß du nicht genug Gewicht legst auf die Vorschriften der Kirche, und sie viel leichter nimmst, als es recht ist. Du gibst reichlich Almosen, ich weiß es,

aber was nützen diese Werke ohne den Eifer für das Heil der Seele?“

„Was ist es denn für eine Sünde, deren ich mich schuldig mache?“

„Man erzählt, daß du sehr weltliche Bekanntschaften unterhältst, daß ....“

„Aber, mein Gott,“ unterbrach Antonia in lebhaftem Tone, „ich kann doch nicht alle und jede Verbindung mit den Familien, welche ich früher kannte, abbrechen! Was will man denn? Ist es meine Schuld, daß so Viele auf meine Hand Anspruch machen?“

„Das ist nicht deine Schuld; aber deine Religion gebietet, solche gefährliche Bekanntschaften aufzugeben. Zacharias muß es dir schon gesagt haben: es ist zu befürchten, daß jene Weltleute, indem sie sich in eine christliche Wohnung einschleichen, dort manche Geheimnisse in Betreff unserer religiösen Uebungen entdecken.“

„Sei unbesorgt; ich fühle mich stark und klug genug.“

„Wir sind Alle schwach, Antonia. Bist du ganz sicher, daß du die Weltlust abtödtest, wie es sein müßte, um hinlänglich von zeitlichen Dingen losgeschält zu sein? Unglücklicherweise sieht man dich zuweilen in heidnischen Gesellschaften, und draußen erscheinst du, ganz in Widerspruch mit der christlichen Bescheidenheit, in zu reicher Kleidung.“

Antonia, die anfangs ruhig zugehört hatte, konnte sich nun nicht mehr beherrschen. „Welche Kleidung soll ich denn anlegen?“ rief sie unwillig. „Was kann man denn etwa in diesem Augenblicke an meinem Anzuge aussetzen?“

„Diese kostbare Seide, diese Brillantringe, dieses theuere Geschmeide, das sind Kleinode, welche mit innerlichen ver-

tauscht werden sollten. Einfache weiße Kleider ohne Schmuck stehen am besten den christlichen Jungfrauen an."

„Es ist doch nicht verboten, sich gefällig zu kleiden? Und wie manche Christen thun es! Siehe den Tacitus Aricius, wie fein und kostbar sind seine Kleider, — und doch ist er ein Christ."

„Dieser junge Mann gehört, Gott Lob! zu den seltenen Ausnahmen und kann uns nicht als Muster dienen. Mehr als ein Mal hat er wegen seiner Lauheit im Dienste des Herrn Verweise erhalten; man hat es sogar bedauert, ihn zu den heiligen Mysterien zugelassen zu haben. Zacharias sah ihn mit dem größten Schmerze dein Haus besuchen."

„Was das betrifft, so bin ich nicht die Letzte, die sich über die eifrigen Bemühungen, deren Gegenstand ich bin, beklagt. Umsonst weise ich Aricius ab; er läßt sich die Zurechtweisung ruhig gefallen und kehrt bald wieder, als ob nichts vorgefallen wäre. Glaubst du, daß es mir Freude mache, diesen ewigen Zudringlichkeiten ausgesetzt zu sein?"

„Eben deshalb mußt du diesen weltlichen Bekanntschaften gegenüber ernst sein und ihnen nicht Vorschub leisten. Wenn du auch — was ich fest glaube — nichts thust, um sie anzuknüpfen, so bist du aber doch im Herzen damit einverstanden."

„Wer hat dir das gesagt?" fuhr Antonia ärgerlich auf. „Erkläre dich."

„Gut, ich werde es thun aus Liebe zu deiner theuern Seele. Als ich über die Straße ging, kam mir ein Wagen entgegen. Ich sah, indem ich auf die Seite trat, daß du nach dem jungen Heiden, der den Wagen lenkte, Blicke warfst, welche sich eine christliche Jungfrau nie er-

lauben darf. Das ist vom Uebel, Antonia. Was würden Pompeja, Vettius und unser ehrwürdiger Bischof Zacharias dazu sagen?"

Antonia war an einer empfindlichen Stelle getroffen und in eine Lage versetzt, wo Leugnen und Bejahen gleich schwer fällt. „Ei, ei," rief sie im Tone heftiger Aufregung, „sollte man glauben, daß es eine Sklavin ist, welche sich erlaubt, mich in meinem Hause zurechtzuweisen, und sich anmaßt, meine Worte, Handlungen, ja meine innersten Gefühle zu kritisiren? Ich habe zu viel Güte bewiesen; diese mißbraucht man jetzt als Schwäche." Die tiefe Entrüstung, welche sich in ihren Geberden und Blicken äußerte, verhinderte sie, mehr zu sagen.

Die Sklavin schwieg ebenfalls. Sie hatte nicht beabsichtigt, mit ihren Worten zu verletzen, und war daher nicht wenig verlegen und betrübt. Endlich brachen Thränen aus ihren Augen. Sie warf sich vor Antonia auf die Kniee und bat um Verzeihung für das Leid, das sie ihr verursacht hatte. „Ich bin deine geringste Schwester;" schluchzte sie, „ach nein — was sage ich — Schwester? — eine elende Sklavin nur bin ich, und ich hatte kein Recht, so mit dir zu reden. Ich würde es mir aber auch niemals erlaubt haben, wenn du mich nicht zu andern Zeiten und unter andern Umständen zur unverhohlenen Aeußerung meiner Meinung aufgefordert hättest."

Allerdings hatte Antonia im Anfange und im ersten Eifer ihrer Bekehrung zum christlichen Glauben Blandina beauftragt, sie ohne Schonung aufmerksam zu machen, wenn sie lau zu werden drohe oder ihre Aufführung Veranlassung zu Tadel geben könne. Blandina hatte nur selten von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht.

Nachdem Antonia wieder zur Ruhe gekommen, erinnerte sie sich dessen, und lebhafte Reue ergriff sie beim Anblicke der Sklavin, welche zu ihren Füßen lag und unter Thränen um Verzeihung bat. Sie erhob sich von ihrem Sitze und schloß Blandina in ihre Arme. „Ich bin sehr ungerecht gegen dich gewesen," sprach sie tief gerührt, „ich muß dich um Nachsicht bitten." Ihre anfängliche Gereiztheit schmerzte sie um so mehr, als sie die schwächliche Gesundheit der Sklavin kannte, die in jeder Hinsicht Schonung bedurfte. Antonia merkte wohl, daß Blandina durch den unangenehmen Zwischenfall sehr angegriffen und kaum noch im Stande war, sich aufrecht zu halten. Sie langte daher nach dem mit Wein und Wasser gefüllten Becher und reichte ihn der Sklavin, welche ihn sofort leerte.

Der Trank schien Blandina wieder einige Kraft zu geben; denn alsbald fragte sie, um dem Gespräche eine Wendung zu geben, ob Antonia auch täglich in den heiligen Schriften lese. Die Gefragte hatte letztere früher allerdings durchblättert und sich bemüht, unter Anleitung des Bischofes Zacharias in den Sinn derselben einzudringen. Nach und nach war aber das Interesse wieder erkaltet, und jetzt trug sie sich schon mit dem Gedanken, die Schriften der Heiden, welche sie in früher Jugend gelesen hatte, wieder zur Hand zu nehmen. Ihrer Freundin gegenüber gestand sie dies auch offen ein. Blandina suchte sie von diesem Vorhaben abzubringen und meinte, das Lesen heidnischer Schriftsteller könne einem im Glauben nicht recht Gefestigten und namentlich einer Jungfrau gefährlich werden. Natürlich glaubte Antonia einer solchen Gefahr nicht ausgesetzt zu sein; sie meinte, nach jenen Schriften werde sie nicht ihre religiösen Ansichten umgestalten, sondern nur ihre

geschichtlichen Kenntnisse bereichern, und an der Schönheit der Sprache und dem Reiz der Darstellung ihren Geschmack bilden. „Alles das,“ erklärte Blandina, „findest du in einem gewissen und für das weibliche Geschlecht vollkommen ausreichenden Maße auch in unsern heiligen Büchern. Philosophie und Dichtung bieten sich dir in den Propheten, im Buche Job, in den Sprichwörtern; Gesänge in den Psalmen David's, jenen unsterblichen Hymnen, den Denkmälern der Freuden und Leiden des Volkes Gottes und treuen Spiegeln des menschlichen Lebens in seinen verschiedenen Gestalten; alte Geschichte in den Büchern Moses, die uns bis zu der Wiege des menschlichen Geschlechtes zurückführen. Ueberlassen wir das Lesen der profanen Schriftsteller unsern Bischöfen und Priestern, welche davon Gebrauch machen können, um die Heiden durch das Ansehen ihrer eigenen Dichter und Philosophen zu widerlegen.“

So schwer es auch in der Regel ist, Jemanden von einer Ansicht, die weniger im Verstande als im Herzen ihre Quelle hat, abzubringen, es gelang der Freundin; Antonia überwand die Versuchung, ihre Neigung mit Scheingründen zu verfechten und versprach, dem Rathe zu folgen.

Unterdessen war die Zeit abgelaufen, welche Blandina zu ihrem Besuche zu Gebote stand. In dem Augenblicke, als sie sich entfernen wollte, bemerkte Antonia mit Bestürzung, daß das Mädchen auffallend bleich wurde. War es Schwäche oder die Folge heftiger Gemüthserregung? Jedenfalls glaubte sie sich die Schuld zuschreiben zu müssen. Gern hätte sie Blandina bei sich behalten; allein diese schickte sich, unter dem Vorwande, nur einiger Ruhe zu bedürfen, an, die Treppe zu erreichen. Die Schwäche

war nicht derart, daß Blandina eine Unterstützung, wozu Antonia sich anbot, nöthig gehabt hätte.

Antonia stand noch am Fenster, von wo sie der Sklavin mit ihren Blicken gefolgt war, als diese längst aus ihren Augen geschwunden war. Beunruhigende Gedanken bestürmten ihr Herz. Wie hätte sie gewünscht, daß das, was ihr jetzt wie ein Traum vorkam, auch nur ein Traum gewesen wäre! Denn sie liebte Blandina wegen ihrer hohen Tugend und war in ihrer Verehrung gegen sie noch bestärkt worden, als diese bei ihrem Abschiede versprach, ihrer Gebieterin Pompeja jedes Vorurtheil gegen Antonia zu benehmen.

## III.

### Im Hause der Pompeja.

Pompeja, die Gebieterin der Blandina, wohnte ziemlich weit von Antonia entfernt. Als die junge Sklavin unter dem Portale ihres Hauses anlangte, konnte sie sich kaum noch aufrecht halten. Sie war bleich und so leidend, daß sie sich einen Augenblick an eine Säule anlehnen mußte, um wieder zu Athem zu kommen.

Seit der Unterredung mit Antonia über die heilige Schrift fühlte Blandina heftige, nicht zu beschreibende Schmerzen. Sie hatte dies ihrer Freundin verborgen, und erst dann, als dieselben fast nicht mehr zu ertragen waren, sich entschlossen, unter einem Vorwande, der Antonia nicht beunruhigen konnte, nach dem Hause ihrer Herrin zurück zu gehen.

Eine andere Sklavin bemerkte, wie schwach und elend sie aussah, als sie unter der Halle stand und

eilte ihr zu Hülfe. Nach einiger Zeit erst hatte Blandina sich wieder so weit erholt, daß sie in das Gemach ihrer Gebieterin hinaufsteigen konnte.

Pompeja schien die junge Sklavin zu erwarten. Die Matrone war von Geburt eine Römerin, wohnte aber schon seit geraumer Zeit in Gallien, zu Lugdunum. Bei ihrem vorgerückten Alter war sie noch von einnehmendem Aeußern; Spuren früherer Schönheit waren unverkennbar. Würdiger Ernst im Verein mit milder, theilnehmender Herablassung machten ihre Abkunft von vornehmem Stande offenbar. „Nun," rief sie dem eintretenden Mädchen entgegen, „du hast Antonia angetroffen, wie ich aus deinem langen Verweilen wohl schließen kann. Hast du etwas bei ihr ausgerichtet?"

„Unsere Unterredung war bewegter, als ich im voraus vermuthete; ich hatte Mühe, sie zur Einsicht zu bringen," entgegnete Blandina.

„Hast du ihr unsere Beobachtungen mitgetheilt und das Aergerniß vorgehalten, das sie durch ihre Aufführung gegeben hat, und die eine wahre Christin entehrende Weichlichkeit ihres Lebens? Was sagte sie dazu?"

„Anfangs war ich nicht glücklicher, als Zacharias, Vettius und unsere liebe Freundin Almasa." Blandina erzählte sodann den uns bekannten Hergang ihres Besuches bei Antonia.

War für Pompeja der Beginn der Erzählung entmuthigend, so war das Ende eine um so freudigere Ueberraschung für sie. „Es tröstet mich," sagte sie, „daß Antonia ihr Unrecht wenigstens einsieht. Also sie bereut es und hat gute Entschlüsse gefaßt? Möchte sie ihnen treu bleiben! Ach, wenn sie wüßte, wie theuer sie uns ist und

wie besorgt wir für ihr zeitliches und ewiges Wohl sind, sie würde unsere ernsten Warnungen besser würdigen und verstehen."

„Hätte sie einen christlichen Vater, eine christliche Mutter beständig zur Seite, sie würde das Muster der Jungfrauen sein," ergänzte die Sklavin.

„Gott segne dich, Blandina, für die Gewissenhaftigkeit, womit du die Pflicht der Nächstenliebe gegen sie erfüllt hast." Pompeja hielt ein, denn sie sah, daß die junge Sklavin wankte. „Um Gotteswillen, was ist dir?" rief sie erschrocken aus, indem sie sich erhob und Blandina in ihre Arme nahm.

„Ich fühle mich unwohl," versetzte Blandina; „heftige Schmerzen durchwühlen meine Brust und eine bleierne Mattigkeit beschleicht meine Glieder."

Die Matrone ließ die Sklavin niedersitzen und stützte in zärtlicher Besorgniß deren niedersinkendes Haupt. Aber das Uebel wollte nicht weichen. Zuletzt sah sich Pompeja genöthigt, Blandina zu Bette zu bringen. Sie, die ihre Sklavinnen wie eine Mutter behandelte, machte sich am meisten um Blandina zu schaffen, obgleich auf ihren Ruf noch einige geschäftige Sklavinnen herbeigeeilt waren. Durch die Pflege der Umstehenden und durch die Wirkung der angewandten Heilmittel ließ die unerklärliche Krankheit eine Zeit lang nach, um alsbald mit größerer Heftigkeit und Gewalt wieder hervorzutreten. In der höchsten Unruhe und Besorgniß schickte Pompeja nach dem Arzte.

Bald darauf erschien der fromme Alexander, einer der geschicktesten Heilkundigen in Lugdunum, dessen Kenntnisse höchstens von seiner aufrichtigen Theilnahme für die Leidenden und seiner uneigennützigen Liebe gegen alle Menschen über-

troffen wurden. Er war geboren im Lande der Phrygier in Kleinasien, lebte aber schon viele Jahre in Gallien, und stand nicht allein wegen seiner Geschicklichkeit, sondern auch wegen seiner ungeheuchelten und thatkräftigen Tugend im besten Rufe. Alexander verleugnete seinen Glauben niemals, vielmehr benutzte er jede Gelegenheit, ihm Eingang bei den heidnischen Einwohnern der Stadt zu verschaffen. Er war ein wahrer Apostel in den Familien, zu welchen sein Beruf ihn führte und woselbst kein anderer Christ Zutritt hatte.

Alexander kannte Blandina, denn die Christen eines und desselben Ortes standen in fortwährendem Verkehr mit einander. Abgesehen von den Zusammenkünften zum Zwecke des Gebetes und anderer religiösen Uebungen, besuchten sie sich häufig, um sich gegenseitig zu unterstützen und von einander zu lernen selbst in minder wichtigen Dingen. Freuden und Leiden waren Gemeingut. Wenn Jemand besonderer Gunstbezeugungen von Seiten Gottes gewürdigt wurde, so nahmen die Uebrigen Antheil daran und beglückwünschten ihn. Hatte er sich dagegen eine Strafe seitens der Kirchenvorsteher zugezogen, so baten sie für ihn um Nachsicht und Verzeihung. Die Gläubigen der ersten Jahrhunderte bildeten gleichsam nur eine Familie und betrachteten sich als Verwandte.

Nachdem der Arzt den Zustand der Kranken untersucht hatte, machte er eine bedenkliche Miene. Auf den ersten Blick erkannte er die Symptome einer Vergiftung durch einen äußerst scharfen Giftstoff, dessen Namen und Zusammensetzung er nicht mit Sicherheit angeben konnte. Der Arzt sprach dies auch offen aus und bemerkte, daß dieses Gift aus dem Orient stamme; leider habe er nicht

lange genug dort gelebt, um alle Giftpflanzen, welche in jenen Gegenden wachsen, kennen zu lernen. Er schickte daher zu Attalus, der mit den Giften des heißen Ostens vertrauter war. Inzwischen fragte Alexander die Sklavin, was sie am Morgen zu sich genommen habe. Blandina erklärte, daß sie nur einen Becher Wein mit Wasser vermischt bei Antonia getrunken habe. Der Schluß, daß in diesem Falle jener Trank das Gift enthalten habe, lag zu nahe, als daß der Arzt ihn nicht hätte aussprechen sollen.

Die junge Sklavin überlief bei dem Gedanken, im Hause ihrer Freundin vergiftet worden zu sein, ein kalter Schauer. Nach kurzem Schweigen sagte sie: „Ich bitte euch, glaubt nicht, Antonia könne gewußt haben, daß jener Trank unheilvoll für mich sein mußte.“

„Keinem von uns kommt dieser Gedanke in den Sinn,“ fielen die Umstehenden ein.

„Uebrigens,“ fuhr die Kranke fort, „stand der Becher schon auf dem porphyrnen Tische im Gemache der Antonia, ehe ich kam. Ich bin unerwartet und unangemeldet eingetreten. Das Gift konnte also für mich nicht bestimmt sein.“

Pompeja wandte sich jetzt an eine der dienstthuenden Frauen und hieß sie, Antonia die plötzliche Erkrankung Blandina's mitzutheilen. Nach kurzer Zeit kam Letztere in einer von Sklaven getragenen Sänfte an. Attalus erschien fast gleichzeitig. Dieser Arzt war einer von den entschiedensten Christen der Stadt. Er stammte aus Pergamus in Kleinasien. Sowohl durch sein Vermögen und Ansehen, als auch durch seinen Muth und Eifer für die Sache der Kirche war er während seines langen Aufenthaltes in Gallien unter den Laien das geworden, was der

Bischof Pothinus unter den Geistlichen war. Man betrachtete ihn neben dem eifrigen Bischofe als zweite Säule und Stütze der Kirche zu Lugdunum. Attalus, welcher in den heiligen und profanen Wissenschaften eine gründliche Bildung besaß, hatte sich in der Jugend mit den Pflanzen seines Heimathlandes fleißig beschäftigt. Er äußerte sich dahin, Blandina habe ein sehr starkes Gift genommen, das man in Asien finde, konnte es aber eben so wenig wie Alexander genau bestimmen.

Inzwischen hatte Pompeja ihrer Freundin Antonia alles erzählt, wodurch Letztere in die größte Verlegenheit und Angst gerieth. „Mein Gott," rief sie, „in meinem eigenen Hause ist Blandina vergiftet worden? — Ach, und der Trank war für mich bestimmt! Hier waltet ein schreckliches Geheimniß, das ich um jeden Preis aufklären muß. Wenn Attalus bereit ist, mit mir nach Hause zu gehen, so wollen wir die Sklavinnen in Untersuchung ziehen."

„Wen hast du in Verdacht?" fragte die Matrone.

„Der Becher ist nur durch die Hände der Frau gegangen, die ihn mir gereicht, und des Kellermeisters, der ihn gefüllt hat."

Attalus ging auf den ihm von Antonia gemachten Vorschlag ein. Im Hause der Letztern angekommen, rief die Gebieterin die zwei Sklavinnen herbei, welche am Morgen das Frühstück aufgetragen hatten. Diese, fromme Christinnen, wußten nichts weiter, als daß der Becher ihnen aus der Hand des Schaffners Aper übergeben worden sei. Als dieser nun auch auf Befehl seiner Herrin eintrat, redete Antonia ihn in sicherm Tone an: „Du bist es, der das Gift unter den Wein gemischt hat."

„Ich bin unschuldig,“ betheuerte Aper.

„Hast du denn nicht selbst den Wein und das Wasser in den Becher gegossen?“

„Allerdings, aber ich habe ihn nicht hereingebracht.“

„Die Frau, welche ihn mir gereicht hat, ist eines solchen Verbrechens nicht fähig.“

„Wer kann das wissen?“ versetzte der Elende mit Achselzucken. Aper verstand es, sich zu verstellen; aber wie sehr er sich auch durch ausweichende Antworten vor einem Eingeständniß hütete, so ließ ihn doch zuletzt seine sonstige Schlauheit im Stiche. Er verwickelte sich so in Widersprüche, daß kein Zweifel mehr an seiner Schuld übrig blieb.

„Aper,“ redete Attalus ihn heftig an, „es steht also fest, du hast die Gebieterin vergiften wollen; aber deine Berechnung ist fehlgeschlagen. Nicht sie hat die tödtliche Mischung getrunken, sondern ein armes Mädchen, welches in diesem Augenblicke furchtbar leidet und in Lebensgefahr schwebt. Es fehlt uns das Mittel, ihr zu helfen; du allein kannst es angeben.“

„Ich bin kein Arzt,“ stammelte der Sklave.

„Aper,“ drängte Antonia, „sage uns den Namen des Giftes, so sollst du von aller Strafe frei sein.“

„Beschwörst du es?“

„Du hast mein Wort; die Christen schwören nicht, ihr Ja ist Ja.“

„Unglückseliger,“ mahnte Attalus mit gehobener Stimme, da Aper noch nicht mit der Sprache heraus wollte, „die römischen Gesetze sind, wie du weißt, in solchen Fällen unerbittlich gegen die Sklaven. Schuldig oder unschuldig, jeder Andere, als eine Christin, würde dich

schon auf den bloßen Verdacht dem Gerichte übergeben haben. Die Gebieterin ist bereit, dir zu verzeihen. Aber hüte dich, ihre Geduld zu mißbrauchen; bedenke, daß ein einziges Wort von ihr dich dem Tode überliefern kann."

Die Gewissensbisse, der durchbohrende Blick und die eindringlichen Worte des Attalus, nicht minder die Aussicht auf die furchtbaren Strafen, mit welchen das römische Gesetz die eines Angriffs auf das Leben ihrer Gebieter schuldigen Sklaven belegte, alles dies bewirkte, daß Aper seine Schuld einräumte. „Gnade!" bat er, sich auf die Kniee werfend, „ich will alles bekennen, wenn mein Leben geschont wird." Antonia versprach es auf's neue. Nun gestand Aper, daß er in den für Antonia bestimmten Becher Gift gemischt habe, und theilte mit, was er von Statilius über die Art der Wirksamkeit des Giftes gehört hatte; namentlich bemerkte er, das auf die Kräfte und das Temperament der Gebieterin berechnete Gift würde sie so unmerklich getödtet haben, daß nicht einmal der Verdacht eines Verbrechens aufgekommen wäre.

„Warum hat es denn nicht ebenso bei Blandina gewirkt?" erkundigte sich der Arzt.

„Weil sie viel schwächer als meine Gebieterin ist."

„Hast du noch von dem Gift?" fragte er.

„Keinen Tropfen mehr," versicherte der Sklave; „was ich in den Becher gemischt, war alles." In Wirklichkeit hatte er aber noch die Hälfte in dem Fläschchen, welches Statilius ihm gegeben hatte.

„Wer gegen seine eigene und so milde Gebieterin eine solch' schwarze That im Schilde führt," meinte der Arzt, „muß entweder von tödtlichem Hasse gegen sie erfüllt oder das Werkzeug eines Andern sein. — Du schweigst;

aber dein Schweigen ist mir eine Antwort. Hassen kannst du deine Wohlthäterin nicht; so sprich, in wessen Auftrag hast du gehandelt?"

„Das werde ich niemals sagen. Ein Geständniß meinerseits über diesen Punkt wäre der erste Schritt zu meinem Untergange."

Der Arzt stand für jetzt von weitern Fragen ab, um sie zu einer gelegenern Zeit wieder aufzunehmen. Zunächst mußte an die Rettung des Mädchens gedacht werden. Schleunigst kehrte er mit Antonia zu dem Krankenbette zurück. Er hatte aus den Angaben Aper's, so unvollständig sie waren, die Natur des Giftes errathen und verordnete, nach kurzer Berathung mit Alexander, wirksame Gegenmittel.

Blandina ertrug die heftigen Schmerzen mit christlicher Geduld und ohne Klagelaut. Als sie den Namen des Thäters vernahm, bat sie für ihn um Gnade. Antonia beruhigte ihre Freundin mit der Versicherung, daß sie ihm das Leben geschenkt habe, ihn aber aus Rücksichten der Klugheit werde bewachen lassen. Die Kranke dachte nur an die Strafe des Schuldigen. Sie überlegte nicht, daß eine Freilassung des Aper eine beständige Gefahr für Antonia sei, und flehte so inständig um vollständige Begnadigung, daß Antonia doch nachgab. „Theuere Freundin," sagte diese, „du leidest für mich, und deine Gegenwart in meinem Hause hat mir das Leben gerettet; was kann ich weniger für dich thun, als diesen Wunsch erfüllen?"

Die von Attalus verordneten und von Alexander bereiteten Gegenmittel hatten eine gute Wirkung. Nach zwei Tagen war Blandina außer Gefahr, und der Arzt erklärte, daß sie bald gänzlich hergestellt sein würde. Das Mädchen äußerte bei dieser Nachricht weder Freude noch

Ueberraschung. Ganz ergeben in den Willen Gottes, betrachtete sie den Tod als eine glückliche Befreiung. Sie hatte bereits allem Irdischen Lebewohl gesagt. Noch am Morgen desselben Tages, wo sie das Gift getrunken, war Zacharias zu ihr gekommen, und hatte ihr die Sterbesacramente gespendet.

Wie Alexander vorausgesagt hatte, ging Blandina ihrer Genesung schnell entgegen. Während ihrer ganzen Krankheit wurde sie von Pompeja, ihrer Gebieterin, mit der rührendsten Sorgfalt gepflegt. Auch Antonia wich kaum von dem Bette der Leidenden. Noch lange Zeit aber hatte diese an den Nachwehen der Vergiftung zu leiden, und nur langsam kehrten ihre Kräfte zurück. Nicht eher, als bis sie wieder allein gehen konnte, kehrte Antonia in ihr Haus zurück. Gemäß dem Wunsche ihrer Freundin, welche ihr jetzt doppelt theuer geworden war, hatte sie zwar den Aper in Freiheit gesetzt; da er jedoch nicht alles eingestehen wollte und daher seinen schönen Versprechungen nicht zu trauen war, so fand sie es für rathsam, ihn unter strenge Aufsicht zu stellen.

## IV.

### Der Wettstreit im Athenäum.

Der Tag vor dem ersten August war gekommen; eine große Menge Volkes strömte zu Lugdunum in ein geräumiges Privat-Gebäude. Es waren fast nur Sklaven und gemeines Volk. In den Höfen wogte es bunt durcheinander, man lärmte und trank sauern Wein, der dort in Hülle und Fülle zum Besten gegeben wurde.

Die Menge schien Jemanden zu erwarten. Endlich kam Sabinus Fuscus heran, bleich, abgemagert, mit schlaffen Gliedern, hohlen Augen und unstätem Blicke. Beständig bewegten sich seine Lippen, und von Zeit zu Zeit fuhr er mit der Hand über die Stirn, als ob er sich vergewissern wollte, daß noch alle dort zurechtgelegten Gedanken an ihrer Stelle seien. Nachdem er einen erhöhten Platz bestiegen, betrachtete er mit Befriedigung die ihn umgebende Menge. Dann hob er an: „Ihr gehet also alle in's Athenäum?"

„Alle, wie wir da sind," lärmte der Haufe.

„Ihr werdet euch unter die Zuhörer mischen und genau beobachten, was ich euch jetzt sage."

Auf hundertfache Art gab die Menge die Versicherung pünktlichen Gehorchens.

„Jedes Mal, wenn ein anderer Redner außer mir auftritt, gleichviel ob er gut oder schlecht spricht, pfeift ihr ihn aus und werft ihm die gekochten Aepfel, welche sogleich vertheilt werden, an den Kopf." [1])

Nach diesen Worten gab Fuscus ein Zeichen. Alsbald gingen mehrere Sklaven mit großen Körben durch die Reihen der Menge. Diese versah sich reichlich.

Nachdem dies geschehen, fuhr Fuscus fort: „Sobald ich die Tribüne besteige, müßt ihr ganz aufmerksam sein und mir an den Stellen meiner Rede, welche ich euch bezeichnen werde, Beifall spenden." Nun trug er seine Rede vor. Von Zeit zu Zeit hielt er inne; dann erdröhnte weithallend die Zustimmung der Anwesenden. Als er geendet, war er außer sich vor Freude über die Geschicklich-

[1]) Das war die übliche Art, mit der die Zuhörer dem mißliebigen Redner ihre Unzufriedenheit bezeugten.

keit seiner Söldlinge und zweifelte keinen Augenblick an dem Erfolge, den sie ihm bereiten würden. „Vergesset nicht,“ empfahl er ihnen, „es genau so zu machen, wie eben.“ Freunde und Sklaven betheuerten aus Leibeskräften, ihr Gönner und Herr werde einen Beifall finden, wie kein Anderer. Auf ein gegebenes Zeichen verließen sie das Haus des Patriciers und gingen auf verschiedenen Wegen zum Athenäum.

Es gab in Gallien keine Anstalt, die zu jener Zeit größeres Ansehen genoß, als das Athenäum zu Lugdunum. Es befand sich bei einem herrlichen Tempel an dem ehemaligen Zusammenfluß der Rhône und Saône.[1]) Einige Jahre vor Christi Geburt hatten die Abgesandten der sechszig Völkerschaften, welche Gallien bewohnten, sich in Lugdunum zu einer gemeinsamen Berathung versammelt und diesen Tempel zu Ehren des Augustus, der ungefähr drei Jahre in dieser Stadt sich aufhielt, errichtet.[2]) Drusus, der Vater des Tiberius und Bruder des Germanicus, hatte sie zu diesem Werke schimpflicher Schmeichelei veranlaßt. Er weihte selbst das Monument an dem Tage ein, wo sein Sohn Claudius, der spätere Kaiser, geboren wurde.

Da die Alten zwischen Altar und Tempel keinen Unterschied machten, so hieß das Gebäude bald der Tempel, bald der Altar von Lugdunum; gleichwohl war die letztere Bezeichnung die gewöhnliche. Augustus hatte die Widmung des Heiligthums nur unter der Bedingung annehmen

[1]) Seitdem der Bildhauer Perrache dem Strome eine andere Richtung gegeben, findet der Zusammenfluß mehr unterhalb Statt. Auf dem so gewonnenen Raume des Delta's liegt jetzt die meist aus herrschaftlichen Häusern bestehende, nach dem genannten Künstler genannte Vorstadt.

[2]) Strabo.

wollen, daß es zugleich der weltbeherrschenden Roma, welche die Römer wie eine Gottheit verehrten, gewidmet würde. Wirklich tragen auch die zahlreich aufgefundenen, darauf bezüglichen Münzen auf der einen Seite das Brustbild des Augustus mit der Umschrift: Romae et Augusto — der Roma und dem Augustus gewidmet —, während die Kehrseite den noch jetzt vorhandenen Altar nebst zwei Säulen darstellt.

An diesem Tempel waren Wahrsager, Vogelflugdeuter, Opferthierbeschauer und Priester angestellt. Alle fünf Jahre wurden zu Ehren des Augustus die im ganzen Lande berühmten Festspiele gehalten. Sie begannen mit Wettkämpfen in der Rede- und Dichtkunst, wofür Caligula einen Preis gestiftet hatte. Dieser Preis war es, welchen Sabinus Fuscus zu erringen sich anschickte. Vor dem Tempel waren Galerien aus Holz in amphitheatralischer Form erbaut, die sich bis an die Ufer der Rhône und Saône erstreckten. Ein prächtiges Zelt breitete sein schützendes Dach über dieselben aus. Die mit allen Sinnbildern der Kunst und Wissenschaft geschmückte Tribüne befand sich vor den Stufen, die zum Tempel führten. Diese Art Circus war das eigentliche Athenäum, wenngleich das ganze Gebäude gleichfalls diesen Namen führte.

Das Wetter war günstig. Eine unabsehbare Menschenmenge füllte die Galerien. Nachdem das Zeichen zum Anfange gegeben war, wurde das Fest von einem Poeten mit einem Festgedicht auf Augustus eröffnet. Diesem folgte ein Philosoph und hielt eine große Lobrede auf Marcus Aurelius, dem er häufig den Namen des Göttlichen beizulegen nicht erröthete. Nach dem Philosophen trat ein Lehrer der Beredtsamkeit auf. Die beiden

Ersten waren mit Aufmerksamkeit angehört worden, und man hatte nicht umhin gekonnt, ihnen Beifall zu klatschen. Anders aber erging es dem Wortemacher. Pfeifen und Gelächter übertönten ihn, und Aepfel regneten von allen Seiten auf ihn. Dafür sorgten hinlänglich die Freunde und Sklaven des Fuscus. Der Redner trat gedemüthigt mit gesenktem Haupte von der Tribüne ab. Es folgten noch mehrere Philosophen, Dichter, Declamatoren und Grammatiker. Als geborene Gallier verherrlichten sie durchgängig ihr Vaterland und entwickelten fast alle ein großes Talent im mündlichen Ausdrucke; einige bekundeten sogar wirkliche oratorische Begabung. Die Bewohner der Stadt und der Provinzen zollten mit Begeisterung diesen ruhmwürdigen Landeskindern Beifall. Die Aeußerungen des Mißfallens seitens der Söldlinge des Fuscus wurden von dem überwiegenden Beifallklatschen übertönt. Ihres Herrn und Meisters bemächtigte sich entmuthigendes Mißvergnügen. Er erkannte, daß Aper ihm am Grabmale des Amandus die Sache leichter vorgestellt hatte, als sie sich nun in Wirklichkeit erwies; all' diese Rivalen, die man ihm als unbedeutend geschildert hatte, waren keine verächtlichen Gegner im Ringen um den Preis. Seine Unbehaglichkeit stieg mit jeder Minute.

In dieser ungünstigen Stimmung bestieg Sabinus die Tribüne. Sein Erscheinen rief in der Versammlung einen vollständigen Aufruhr hervor; das Volk musterte neugierig die abgemagerte und gebeugte Gestalt mit den auffallenden Gesichtszügen und dem geschorenen Kopfe. Fuscus begann zu zittern, als er so viele Augen auf sich gerichtet und das spöttische Lächeln auf den Lippen der Zuhörer sah; das alles versprach ihm nichts Gutes. Gleichwohl flößte

die Gegenwart der Antonia, welche er in der letzten Galerie bemerkte, ihm wieder Muth ein und erfüllte ihn sogar mit einer gewissen Begeisterung. Brennend vor Begierde, vor der edeln Dame sein Talent zu zeigen und mit einem Schlage ihre Achtung und Gunst sich zu erwerben, erhob er stolz das Haupt und begann zu sprechen. Er hob an in einem sanften und einschmeichelnden Tone, wie er es von den Declamatoren, seinen Lehrern, gelernt hatte. Nach einem ziemlich unklaren Eingange wurde er warm; er verdoppelte das Geberdenspiel, indem er beide Arme zugleich vor sich ausstreckte und sie dann pathetisch in die Falten seiner Toga zurücksinken ließ. Er schlug abwechselnd auf seine Schenkel los, stampfte mit den Füßen und machte bezeichnende Kopfbewegungen, alles genau nach Anweisung des Quintilian und der Lehrer jener Zeit. Nur eins ging ihm ab, das Gedächtniß. Er verwirrte sich dermaßen, daß er den ersten Theil seiner Rede mit dem zweiten verwechselte und oft auf die vor ihm liegende Papierrolle sehen mußte, in welcher sein Meisterwerk aufgezeichnet war. Die mangelhaft abgerichteten Freunde und Sklaven wählten in schlimmem Mißverständniß ihrer eingegangenen Verbindlichkeit gerade solche Momente, um zu applaudiren; allein das Volk sah sie mit Verachtung an und gebot ihnen Ruhe. Fuscus fuhr nichts desto weniger fort, Ausrufungen, Zwischensätze, Beschwörungen und Anrufungen der unsterblichen Götter zu verschwenden, nicht zu gedenken der poetisch sein sollenden Darstellungen, der Häufung ergreifender Bilder, der Gemeinplätze jeglicher Art. Er behandelte alle nur denkbaren Gegenstände und bewegte sich in schwülstigen Redensarten, die er offenbar selbst nicht verstand. Die Ungeduld der Zuhörer wuchs

und machte sich endlich Luft in einem gewaltigen Lärmen. Der Schluß, für den er das Beste verspart hatte, weil er den Ausschlag gibt, rief vollends durch seine gespreizten und überschwänglichen Phrasen ein allgemeines Gelächter hervor.

Ganz beschäftigt mit seiner Rede, worauf er so schöne Hoffnungen gegründet hatte, bemerkte Fuscus nicht die Mißstimmung des Publicums. Als er von der Tribüne abtrat, war er daher im höchsten Grade erstaunt und entrüstet darüber, daß er mit Pfeifen und einem Hagel von Aepfeln empfangen wurde. Zornig und enttäuscht setzte er sich zu den Rednern, die vor ihm gesprochen hatten und das Urtheil der Preisrichter abwarteten.

Das Publicum glaubte, es sei alles zu Ende; aber die Richter machten keine Miene aufzustehen. Da bestieg wider Erwarten ein neuer Redner die Tribüne, ein junger, schöner Mann. In seinen Zügen, seinen leuchtenden Augen, auf seiner breiten Stirn las man Würde und Verstand. Ehe er begann, schweifte sein Blick über die Versammlung und verweilte dann bei der letzten Galerie. Fuscus bemerkte, daß die Augen dieses unerwarteten Gegners genau nach der Stelle, wo Antonia saß, gerichtet waren. In der Nähe der Dame saßen ein Greis, in welchem der Patricier jenen von Aper erwähnten Zacharias wieder erkannte, und noch andere Personen, deren Namen er zwar nicht wußte, die er aber im Hause der Antonia gesehen zu haben sich deutlich erinnerte. Die Dame sowohl wie ihre ganze Umgebung begegnete dem Blicke des jungen Redners und Alle ermuthigten ihn durch zustimmendes und freundliches Zuwinken.

Gleich darauf begann der Redner das Thema zu be-

handeln, das er sich gestellt hatte: Wo haben wir die Wahrheit zu suchen? Sein bedächtiger und klangvoller Vortrag, sein edles und ruhiges Geberdenspiel, seine ungekünstelte und schöne Darstellung, seine körnige und beredte Beweisführung, die geschickte Verkettung der Gründe und Beispiele zur Erhärtung seiner Behauptung, alles das ergötzte die Zuhörer und riß sie zur Bewunderung hin. Er bewies die Nothwendigkeit, die Wahrheit zu besitzen, und zeigte, daß sie von Völkern und Philosophen vergebens gesucht worden sei. Zum Schlusse deutete er mit nicht ganz verständlichen Ausdrücken die Mittel an, welche nach seiner Ansicht zur Auffindung der Wahrheit führen müßten. Seinen christlichen Charakter konnte er nicht verleugnen; aber er stellte die christlichen Wahrheiten mit solcher Mäßigung und Klugheit dar, daß die heidnischen Zuhörer glaubten, eine gediegene philosophische Abhandlung in neuer und origineller Form zu hören. Die Gedanken des Redners setzten sie in Erstaunen, verriethen aber nicht die Quelle, aus der sie stammten. Nur an einer Stelle mußte der junge Redner sich verrathen. Als er nämlich von der verfolgten Wahrheit sprach, zeichnete er so deutlich die Leiden der Christen, daß die Heiden sich mit Befremden ansahen. Dennoch hörten sie ruhig zu und wagten nicht, ihn zu unterbrechen. Als der Redner geendet hatte, erbebte das Athenäum von rauschenden Beifallsbezeugungen. „Wie heißt der Redner?“ ging die Frage von einer Galerie zur andern. „Vettius Epagathus,“ erscholl die Antwort. „Der Ehrenpreis gehört ihm!“ rief das Volk wie mit einer Stimme.

Nach einer kurzen Berathung der Preisrichter erhob sich der Leiter des Festes. Er rief Vettius Epagathus

auf und hieß ihn, den von Caligula bestimmten Preis für die Beredtsamkeit in Empfang zu nehmen. Der junge Mann trat jedoch nicht vor, und Niemand antwortete in seinem Namen. „Wo ist Vettius Epagathus? Er trete vor!" rief der Vorsitzende. Dasselbe Schweigen. Man suchte nun überall, fand ihn aber nicht, da er sich absichtlich der Preisvertheilung entzogen hatte.

Sabinus Fuscus zitterte vor Scham und Wuth. Er schaute nach den Plätzen, welche noch kurz vorher Antonia und ihre Begleitung eingenommen hatten, und fand sie leer; daraus schloß er, daß die Dame sich gleichzeitig mit Epagathus entfernt hatte.

„Vettius Epagathus ist abwesend," bemerkte der Präsident des Festspiels, „ihm jedoch gebührt die Krone; sein Preis wird bei uns für ihn hinterlegt bleiben. Und jetzt, wo wir den besten Redner belohnt haben, bleibt uns nur noch übrig, den schlechtesten zu strafen."

Alle, denen dies Schicksal drohen konnte, erbebten.

„Wie ist des Mannes Name, der vor Vettius Epagathus gesprochen hat?" fragte man auf allen Seiten.

„Er heißt Sabinus Fuscus," sagte mit lauter und vernehmlicher Stimme Statilius Veruna, der sich bis zur Estrade der Richter vorgedrängt hatte.

„Fuscus verdient Strafe für seine abscheuliche Rede," schrie die Menge.

„Das ist auch die Ansicht der Richter," verkündigte der Präsident. „Man lasse den Fuscus vortreten." In demselben Augenblicke bemächtigten sich zwei Pedellen des Sabinus und führten ihn vor die Richter. Der Patricier, bleich und schäumend vor Wuth, sah mit einem wilden Blicke die Umstehenden an. „Ich bin das Opfer einer

schreienden Ungerechtigkeit, einer schändlichen Verschwörung," brüllte er in der höchsten Aufregung; „solche Vorgänge sind unerlaubt."

„Beruhige dich," rieth der Präsident.

„Ich protestire mit aller Kraft gegen das unbillige Urtheil, welches jetzt an mir vollstreckt werden soll."

„Mäßige dich, oder wir erhöhen die Strafe, wozu wir ein Recht haben."

Fuscus schwieg.

„Du weißt doch," fuhr der Präsident fort, „was der Stifter unseres wissenschaftlichen Kampfspieles, der göttliche Cajus, in Rücksicht auf die Verwegenen bestimmt hat, welche in freventlichem Uebermuthe nach dem Preise geizen und sich der Gefahr aussetzen, zu unterliegen?"

„Ich bin nicht besiegt worden," fiel Sabinus ein; „wenn nur noch eine Spur von Billigkeitsgefühl in dieser Stadt vorhanden wäre, so hätte ich den Preis erlangt."

„Du hast die Wahl," versetzte der Präsident, „zwischen den beiden Arten von Strafen: willst du lieber drei Mal im Arar [1]) getauft werden oder deine Rede mit der Zunge auslöschen und zwar auf derselben Tribüne, wo du sie so eben vorgetragen hast?" [2])

„Weder das Eine noch das Andere!" schrie Fuscus.

Der Präsident bedeutete ihm, daß er keine andere Wahl habe und sich der einen oder andern Strafe unterwerfen müsse, falls er nicht dazu gezwungen werden wolle. Da Fuscus schwieg, so befahl der Präsident den Schergen, ihn mit Gewalt auf die Tribüne zu schleppen, damit er auf besagte Art und Weise in Gegenwart der ganzen Ver-

1) Die heutige Saône.

2) Das war die von Caligula bestimmte Strafe.

sammlung die eben gehaltene Rede auslösche. Die Schergen gehorchten und zogen ihn bei den Armen, trotz seines verzweifelten Widerstandes, auf die Tribüne. Das Volk klatschte Beifall, weil es diese Strafe am liebsten sah. „Er wird viel Zeit nöthig haben," bemerkten einige Spötter, „denn er hat über alles gesprochen und schien nicht enden zu wollen." Aber Fuscus, außer sich vor Wuth, schrie: „Haltet, ihr Schergen, ich bin römischer Bürger und Patricier." Der Präsident erklärte ihm jedoch, daß hier Niemand ein Vorrecht habe, daß Jeder, der sich an den Reden betheilige, auch die Folgen, gute wie schlimme, tragen müsse. In den von Cajus festgesetzten Statuten sei dies ausdrücklich bestimmt. „Dann ziehe ich das Bad im Arar vor," brummte Fuscus, „aber mit dem Vorbehalt, daß man nicht mit Muthwillen gegen mich verfahre, denn ich bin römischer Bürger."

„Du thust klug, diese Strafe zu wählen," antwortete der Präsident lächelnd, „sie hat nichts Abschreckendes in dieser Jahreszeit." Dann wandte er sich an die Schergen und hieß sie, ihn an den Fluß zu führen.

Das in seiner Erwartung getäuschte Volk folgte dem Opfer mit Hohngelächter und warf nach ihm, denn so war es Brauch.

Auf dem rechten Ufer des obern Arar war eine mit eigenthümlichen Apparaten versehene Estrade von einiger Höhe erbaut. Nachdem Fuscus den Fluß überschritten, zog man ihn auf diese Art Schaubühne hinauf. Die Volksmenge lagerte sich auf dem gegenüberliegenden linken Ufer. Die Schergen banden an seine Füße einen schweren Stein, legten um seine Lenden einen breiten Ledergürtel, an welchem hinten ein eiserner Ring sich befand, durch welchen

ein langes Seil gezogen war. Dann stellten sie den Fuscus an den Rand der Estrade und warfen ihn in das Wasser. Schnell sank er, durch die Last an den Füßen heruntergezogen, senkrecht in die Tiefe. Nach einer halben Minute zog man ihn wieder heraus.

Das Volk auf der andern Seite murrte. „Ein Bad bei diesem Wetter,“ riefen Einige, „kann nicht als Strafe gelten.“ „Zwei volle Stunden,“ schrien Andere, „hat er uns gelangweilt bei einer drückenden Hitze, und was wird ihm als Strafe? — eine erquickende Abkühlung!“ Nach der dritten Untertauchung wurde der unglückliche Redner endlich frei gelassen. Erschöpft und gedemüthigt entfernte er sich.

Als er in sein Haus wieder eintrat, fand er seine Freunde und Sklaven, welche ihn erwarteten. Sie waren bestürzt über den unglücklichen Ausgang und fürchteten, er werde sich an ihnen rächen. Fuscus schritt zwischen ihnen hindurch, ohne sie eines Wortes zu würdigen; aber er murrte leise vor sich hin: „Epagathus, du wirst deinen Sieg theuer bezahlen! Und ihr, einfältige Lugdunenser — ich werde mich an euch rächen für die Schmach, die ihr mir angethan habt.“

Diesen Racheschwur im Herzen schloß er sich in seine Gemächer ein. Aber er vergaß die Erfüllung des Gelöbnisses nicht; die Christen in Lugdunum mußten in der Folge diesen ersten Tag der Festspiele des Jahres 177 schrecklich und blutig büßen.

## V.

### Der Hirt und die Heerde.

Am ersten Tage nach den Wettkämpfen im Athenäum trat Zacharias, der Priester der christlichen Gemeinde von Lugdunum, ein ehrwürdiger Greis mit langem weißen Barte, in das Haus der Pompeja. Von der vornehmen Matrone wie von Blandina mit tiefer Ehrfurcht empfangen, erkundigte Zacharias sich nach dem Befinden der jungen Sklavin und vernahm zu seiner Freude, sie sei vollständig hergestellt, wenngleich ihr bleiches Antlitz und ihre Haltung noch immer von Schwäche zeugten.

„Hast du Antonia gestern gesehen, ehrwürdiger Vater?“ fragte Pompeja mit unverkennbarer Besorgniß.

„Sie war bei dem Feste im Athenäum,“ entgegnete der Greis, „und ich hatte in ihrer Nähe Platz genommen.“

„Wie?“ rief die Matrone erstaunt, „sie ist also doch hingegangen?“

„Da siehst du, Blandina: die guten Vorsätze, welche sie jüngst in deiner Gegenwart gefaßt hat, sind schon wieder vergessen.“

„Leider war dies zu befürchten,“ seufzte Blandina, „die arme Antonia ist von den Eitelkeiten der Welt wie mit ehernen Klammern umstrickt und, leider, kann sie sich zu dem festen Entschlusse nicht erraffen, auf einmal und entschieden mit ihnen zu brechen.“

„Und gerade dieser Kampf,“ fuhr der würdige Ausspender der göttlichen Geheimnisse fort, „ist derjenige, wo ein jeder Waffenstillstand, den man mit dem noch nicht vollständig überwundenen Feinde abschließt, schon eine Niederlage ist.“

„Daß sie auch den weisen Mahnungen die du, erfahrener Mann, unablässig an sie richtest, keine Folge leisten will!“ seufzte die Matrone. Nach kurzem Sinnen fuhr sie fort: „Und doch hätte Vater Zacharias mehr als jeder Andere ein Recht auf ihren Gehorsam. Sie müßte dich,“ wandte sie sich traurigen Blicks zu dem Greise, „nicht nur als Priester, sondern schon als die Stütze ihrer Jugend hochachten, denn du hast sie, ich möchte sagen, groß gezogen.“

„Allerdings. Aber was vermögen Vernunft und Erfahrung über eine so unbeständige Natur? Zu wiederholten Malen habe ich sie ermahnt, mit mehr Ernst die Wege des Herrn zu wandeln; ich habe ihr unaufhörlich vorgestellt, daß, wäre der Geist noch so willig, das Fleisch doch schwach bleibe, und daß wir, wenn wir uns zu viel vertrauen, nothwendig fallen müssen. Aber sie scheint sich nicht viel aus meinen Rathschlägen zu machen. Sie hält sich zu Allem stark genug und kann, wie sie sich ausdrückt, nicht begreifen, daß man auf Kleinigkeiten so viel Gewicht lege. Sie würde, meint sie, wenn es einmal gelte, für die Hauptsache einzustehen, nicht zaghaft zurück weichen, sondern durch ihre Standhaftigkeit und ihren Muth mit Jedem wetteifern.“

„Ein solcher Dünkel läßt mich das Schlimmste befürchten,“ sagte die Dame. „Möchte der Himmel ihr eine schwere Prüfungsstunde ersparen, bis sie im Kleinen des Sieges mächtig geworden ist!“

„Ihr begreift,“ fuhr Zacharias fort, „daß ich sie nicht habe bewegen können, von den Festspielen fernzubleiben. Auf meine Vorstellungen erwiderte sie, daß sie vor langer Zeit versprochen habe, hinzugehen; übrigens sei das

Vergnügen ja auch ein ganz unschuldiges. Ich konnte sie um so weniger abhalten, als mehrere achtbare Christen und ich selbst dem Feste beizuwohnen die Absicht hatten."

„Auch du warst bei den Spielen zugegen?" fragte jetzt Pompeja erstaunt; sie hatte es vorhin überhört, als der Priester ihr diese Mittheilung machte. „Und was hat denn dich dorthin gezogen?"

Zacharias lächelte. „Mein Neffe Epagathus wollte mitkämpfen um den Preis der Redner."

„Das war sicher nicht seine einzige Absicht . . ."

Gewiß nicht; er hatte allerdings höhere Zwecke. Er wollte in Gegenwart der Heiden, an dem Orte, wo man bisher stets nur Lüge oder doch unsichere menschliche Weisheit vernommen hatte, einmal Worte christlicher Wahrheit reden. Sein Plan war mir wohl bekannt. Derselbe war vorher vor unserm Bischof von den Lehrern und Aeltesten der Gemeinde besprochen worden, und wir Alle hielten dafür, daß er gute Folgen haben könne. Unser einziges Bedenken war, der junge Mann möchte, vom Strome der Rede hingerissen, die Heiden durch unvorsichtige Worte verletzen, und dadurch unserer Kirche Nachtheile verursachen. Deshalb wurde beschlossen, daß mehrere von uns dem Wettkampfe beiwohnen sollten, um durch ihre Gegenwart seinen Eifer in den Schranken der Besonnenheit zu halten."

„Und hat Epagathus seine Rede wirklich gehalten? Erzähle uns, wie es ihm ergangen."

„Derjenige, der Seinen Jüngern versprochen hat, ihnen in schwierigen Lagen die rechten Worte auf die Zunge zu geben, war sein Helfer. Die Heiden hörten ihn mit Bewunderung an. Ermuthigt durch die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, machte er allerdings einige fast zu deutliche

Anspielungen auf das Christenthum; ich zitterte und bangte, er möchte offen den Namen nennen und die göttlichen Wahrheiten, von denen er sprach, als den den Christen vorbehaltenen Schatz ausdrücklich bezeichnen. Da mahnten ihn noch rechtzeitig unsere Mienen und das hier und da unter den Zuhörern laut werdende Gemurmel."

„Nun kann ich mir deine Anwesenheit im Athenäum erklären," sagte die Matrone. „Glaubst du, daß Epagathus auf die Anwesenden einen heilsamen Eindruck gemacht hat?"

„Die Beifallsbezeugungen der Heiden zeigten, daß er mit Erfolg geredet hatte. Nur noch einiger solcher Reden bedürfte es, um die Gemüther günstig zu stimmen, namentlich bei den Gallo-Römern,[1]) weil diesen die Anhänglichkeit an die officiellen Staatsgottheiten doch weniger im Blute sitzt."

„Dein Neffe ist ein eifriger Christ; er vereinigt, so weit ich es beurtheilen kann, große Frömmigkeit mit ungewöhnlichen Anlagen und Kenntnissen. Er wäre der rechte Gatte für Antonia gewesen. Ich bedauere lebhaft, daß wir die Beiden nicht haben vereinigen können; der starke und mit Früchten beladene Baum hätte den schwächern Stamm aufrecht gehalten, welcher es jetzt, so sehr wird er vom Winde hin und her gerissen, kaum zu Blättern und Blüthen bringt."

„Epagathus selbst wünschte diese Verbindung; da man ihn aber für einen Vetter der Antonia hält, so standen schon deshalb der Vermählung große Schwierigkeiten entgegen."

[1]) Die von einem römischen Vater gezeugten oder von einer römischen Mutter in Gallien geborenen Einwohner des Landes.

„Wenn das alles ist, so hätten wir ja das Mittel in der Hand gehabt, dieses Hinderniß durch Kundmachung der Wahrheit aus dem Wege zu räumen.“

„Wohl; aber Epagathus bemerkte auch, daß seine Neigung nicht erwidert wurde. Seitdem hat er sich mit dem Grundsatze des Apostels Paulus befreundet.“

„Das mußt du uns deutlicher sagen, Zacharias.“

„Der Apostel meint, es sei gut, zu heirathen, aber besser, sich dessen zu enthalten, um dem Herrn mit ganzer Seele anhangen zu können.“

„Nun, wie er es auch halten mag, er wird der Freund der Antonia bleiben. Bitte ihn, aufmerksamer als je auf ihr Verhalten zu achten; und nicht nur ihn, alle deine Freunde bitte um diesen Liebesdienst. Ich würde untröstlich sein, wenn diesem heißen Herzen voll innern Lebens und guten Willens ein Unglück zustieße.“

„Beruhige dich: was in dieser Beziehung meinerseits geschehen konnte, ist bereits geschehen; aber in deinem Namen werde ich alle Bekannten unserer Freundin auf's neue um ihre Wachsamkeit bitten.“

„Ist der Mordversuch gegen Antonia in der Gemeinde bekannt geworden?“

„Die Nachricht hat Alle mit der größten Bestürzung und Trauer erfüllt.“

„Gott weiß, wie ich vordem Blandina liebte; nun aber ist sie mir wegen ihres Starkmuths und ihrer Opferfreudigkeit noch tausend Mal werther geworden.“

Die junge Sklavin schlug erröthend die Augen nieder und verwahrte sich in christlicher Demuth gegen ein Lob, das sie nicht verdient zu haben glaubte. „Das, was ich gethan habe, war keine That des freien Willens, meine

Gebieterin; ich habe den Becher geleert, ohne zu wissen, daß ich den unserer Freundin bestimmten Tod trank."

„Und wenn du es hättest ahnen können, du würdest nicht gezögert haben; das beweist deine freudige Ergebung, als es geschehen war."

Blandina antwortete nichts.

„Nun, diesmal hat der Herr geholfen. Ihm sei die Ehre!" fuhr Pompeja fort. „Aber ich zittere bei dem bloßen Gedanken an die Gefahr, welche Antonia droht, und an die geheimen Nachstellungen, welche ihr vielleicht noch in Zukunft bereitet werden; denn daß Menschen, welche ihre Bosheit so bis zum äußersten Schritte kommen lassen, nach dem ersten mißglückten Versuche von der Erreichung ihres Zieles nicht abstehen, scheint mir sicher."

„Setzen wir unser Vertrauen auf Gott, der auch zum andern Male helfen wird und dessen Arm nie verkürzt ist," mahnte Blandina.

„Der Vorfall beweist übrigens, daß man dem Antonia's Persönlichkeit umhüllenden Geheimniß auf die Spur gekommen ist."

„Das ist auch meine Meinung," sagte Zacharias. „Veruna hat wahrscheinlich das, was wir ihm sorgfältig verbergen wollten, zum Theil errathen."

„Zum Theil? vielleicht das Ganze," versetzte die Matrone. „Es quält mich der Gedanke, daß möglicherweise meine Besuche bei Antonia ihn auf Vermuthungen gebracht haben, die er dann geschickt zur Gewißheit zu erhärten wußte."

„Du bist doch selten zu ihr gegangen."

„Das gebe ich zu, aber sie ist desto häufiger bei mir gewesen; und das konnte und wollte ich nicht verhindern."

„Dann allerdings ist wohl anzunehmen, daß diese freundschaftlichen Beziehungen bemerkt worden sind, und man Verdacht geschöpft und Nachforschungen nicht gespart hat.“

„In diesem Falle,“ rief Pompeja im Tone heftigen Schmerzes, „würde Antonia verloren sein.“

„Beruhige dich, edele Frau, in Dem, ohne dessen Wissen und Willen kein Haar ihres Hauptes verloren gehen kann,“ sagte der Priester. „Uebrigens werde ich alle unsere Brüder von der Gefahr, welche das Kind bedroht, in Kenntniß setzen. Epagathus und seine Freunde werden ohne Zweifel ihre Wohnung so bewachen, daß jeder beabsichtigten Frevelthat der Eingang unmöglich gemacht wird.“

Nachdem der ehrwürdige Greis sich noch kurze Zeit in dieser Art mit Pompeja und Blandina unterhalten, entfernte er sich.

Zacharias hatte kaum einige Schritte auf dem Wege zu seiner Wohnung gemacht, als er eine auffallende Lebhaftigkeit in den Straßen bemerkte. Das Volk strömte schaarenweise nach verschiedenen Punkten der großen Stadt. Allerdings hatten die Augustfeste wie gewöhnlich eine große Menge von Fremden aus allen Provinzen Gallien's herbeigelockt; aber dadurch ließ sich die ungewöhnliche Bewegung in den Volksmassen nicht erklären.

So mit seinen Gedanken beschäftigt, stieß der Priester auf Apollonius, einen Christen, und erkundigte sich bei ihm nach der Ursache des sonderbaren Lärms.

„Wie?“ rief Apollonius mit der Miene des höchsten Erstaunens, „dir ist noch unbekannt, was bereits der Gegenstand des Gespräches in der ganzen Stadt ist, und uns Christen am nächsten angeht?“

„Ich komme eben aus einem etwas entlegenen Stadtviertel und weiß in der That von nichts.“

„Nun, so lass’ dir erzählen von Edicten, die man so eben überall anheftet, welche uns »Galiläern« den Eintritt in die öffentlichen Gebäude, in die Bäder, das Forum untersagen; merke dir das öffentlich ausgerufene Verbot, andere als unsere Häuser zu betreten und in einer öffentlichen Versammlung zu erscheinen bei Leibes- und Lebensstrafe.“

„Welche Behörde in Lugdunum hat denn das Recht, solche Verordnungen zu erlassen? Der Statthalter ist abwesend. Uebrigens sind nach meiner Meinung kaiserliche Befehle nothwendig, um römische Bürger, was die meisten unserer Brüder sind, verfolgen zu können.“

„Die Behörden der Stadt handeln eigenmächtig; ich gebe es zu. Aber während man auf die Verfügungen des Fürsten wartet, welche unser Statthalter Severus wahrscheinlich mitbringen wird, berufen sich seine Unterbeamten zur Rechtfertigung ihrer strengen Maßregeln auf die Edicte des Marcus Aurelius und anderer Kaiser.“

„Das genügt nicht, um römische Bürger zu ächten ohne Anklage und Beweis, ohne Verhör und Gericht,“ versetzte Zacharias. „Auf welches Gesetz stützt man denn diese Maßregeln und Verbote?“

„Du kennst ja die landläufigen Beschuldigungen: wir trinken das Blut erwürgter Kinder in unsern Versammlungen, wir begehen verdammungswürdige Blutschande und tausend andere Schlechtigkeiten, wovon eine schrecklicher ist als die andere.“

„Wird denn,“ seufzte Zacharias, „die Herrschaft der Blinden ewig dauern? Aber der Wille des Herrn geschehe!

Müssen wir mit unsern Gebeinen und mit unserm Blute die geheiligten Mauern der Kirche Gottes weiter bauen, zu denen die Leiden der Apostel und der ersten Gläubigen die Fundamente legten, so sei es. Was ist ruhmwürdiger, als ein solches Loos?"

Während der Greis diese begeisterten Worte mit verklärtem Antlitze sprach, betrachtete Apollonius ihn mit Bewunderung. „Du tröstest meine betrübte Seele, Zacharias," sagte er, „und dein Muth entflammt den meinen. Möge der Herr ihn uns bewahren, dir und mir!"

„Wohin führt dich dein Weg, mein Freund?" fragte der Priester.

„Ich eile nach Hause, wo ich meine Frau und Tochter allein gelassen habe."

„Hast du Besorgniß um sie?"

„Wir sind als Christen angegeben worden, und das gemeine Volk steht, wie man mir meldete, im Begriffe, mein Haus zu plündern."

„Der Schutz des Allmächtigen sei über dir, theuerer Apollonius! Was mich betrifft, so fürchte ich, daß meinem Hause ein gleiches Geschick bevorsteht; und so muß denn auch ich eilen, um vor allem zwei arme Kranke, die ich jüngst aufgenommen habe, nach einem andern sichern Orte zu schaffen."

Die beiden Christen schieden mit dem Versprechen, einander im Gebete eingedenk zu sein. Auf dem Wege nach seiner Wohnung gerieth der Greis mitten in einen großen Volkshaufen, welcher die schändlichsten Verleumdungen gegen die Christen ausstieß. Einige Elende in der Nähe, welche von Zacharias mehr als ein Mal unterstützt worden waren, erkannten ihn wieder und schämten

sich nicht, ihn in der rohesten Weise zu beschimpfen. Einer von ihnen ergriff sogar in seiner blinden Wuth einen Stein und warf damit nach seinem Wohlthäter. Der Greis wankte, an der Schulter getroffen. Als er sich umdrehte, sah er, daß der Mensch, der ihn verwundet hatte, ein Bettler war, welcher nur von seiner Güte lebte. Zacharias ging auf ihn zu und gab ihm ein Geldstück mit den Worten: „Nimm es hin, mein Freund; ich bedauere, dir nicht mehr geben zu können; der Herr, dem ich diene, hat befohlen, Böses mit Gutem zu vergelten." Diese erhabene Liebe, so unerhört bei den Heiden wie gewöhnlich bei den Christen, beschämte die Verfolger so, daß sie schweigend auseinander traten. Die Rotte jedoch, welche das Volk aufgehetzt hatte, fuhr fort, den Priester zu schmähen und, mit Steinen werfend, zu verfolgen. Zacharias setzte unter dem Mordgeschrei und den Mißhandlungen den Weg nach seiner Wohnung ruhig fort. Ganz zerschlagen, das Gesicht geschunden, Bart und Kleider mit seinem Blute gefärbt, langte er dort an. Allein auch hier traf er einen wüthenden Haufen, welcher in sein Haus eingedrungen war und alles, was ihm in die Hände fiel, zerstörte und plünderte.

Der Anführer dieser Rotte war Sabinus Fuscus. In einiger Entfernung vollführte unter Statilius Veruna's Leitung eine andere Bande ihre Raub- und Zerstörungsgelüste.

Zacharias vergaß in seiner Besorgniß um die beiden armen Kranken, die er in seinem Hause zurückgelassen hatte, die eigene Gefahr. Er versuchte trotz Drohungen und Stößen sich durchzudrängen. In der augenscheinlichen Gefahr, zu straucheln und von der sich stets mehrenden

Volksmenge zertreten zu werden, wurde er plötzlich von einer kräftigen Gestalt erfaßt und in die Höhe gehoben. Umsonst bat er flehentlich, ihn in das Haus zu lassen; der Mann, welcher sich seiner bemächtigt hatte, trug ihn durch die Menge, ohne daß diese es hinderte; vielmehr machte sie, wenngleich murrend, Platz. Aber die Unzufriedenheit des Volkes flößte dem Beschützer des Zacharias keine Furcht ein. Er war von großem Körperbau; die Rotte kannte seine ungewöhnliche Stärke und hatte schon vor seinem Namen Furcht. Er hieß Ulpius und war ein früherer Centurio aus der legio fulminatrix. Dieser unerschrockene Christ brachte seine theuere Last an einen entlegenen Ort, der volle Sicherheit gewährte.

„Einstweilen bist du weit genug," sagte er, indem er den Greis niedersetzte.

„Aber was hast du nun erreicht, Ulpius?" versetzte Zacharias in vorwurfsvollem Tone. „Anders nichts, als daß die beiden Kranken, die zuerst gerettet werden mußten, hülflos in meinem Hause liegen."

„Die sind bereits in Sicherheit. Dein Neffe Vettius Epagathus und sein Freund Maturus haben sie den Gewaltthätigkeiten des Pöbels entrissen. Sobald sie das Lärmen der wüthenden Rotte hörten, welche sich unter der Anführung des Sabinus Fuscus nach deinem Hause wälzte, nahm Jeder einen Kranken auf seine Schultern und trug ihn eilig fort."

„Gott segne sie für diese schöne That," betete der Greis.

„Ich sah sie in einiger Entfernung," fuhr Ulpius fort, „und wünschte ihnen Glück zu ihrem Unternehmen. Mich machten sie dann auf die Gefahr aufmerksam, welche

dir drohe, wenn du während dieses Auflaufes zurückkehren würdest, und baten mich, an deinem Hause zu warten, um dich gegen die Elenden in Schutz zu nehmen. Der Plünderung deines Hauses habe ich freilich, wenngleich mit dem größten Unwillen, zusehen müssen."

„Gold und Silber habe ich nicht. Das Wenige, dessen ich mit Gottes Zulassung beraubt worden bin, kümmert mich wenig," entgegnete der Greis lächelnd.

Der frühere Centurio machte den Vorschlag, in die Wohnung des Epipodius sich zu begeben. Da Zacharias von ihm vernahm, daß er dort wahrscheinlich auch Epagathus und Maturus treffen werde, so willigte er ein. Aber der arme Greis konnte sich kaum fortschleppen; die rohe Menge hatte ihn derart mißhandelt, daß er des stützenden Armes nicht entbehren konnte.

## VI.

### Das Asyl.

Das Haus des Epipodius lag in der Nähe des alten Forums, wo damals ein prächtiger, von den Kaisern erbauter Palast, die Residenz des Statthalters von Gallien stand; heutzutage nimmt der an dem Berge sich hinaufziehende Stadttheil Fourvières diese Stelle ein.

Das Haus gehörte zu den schönsten in Lugdunum. Es bildete, wie die meisten Wohnungen der Alten, ein großes Viereck. Die wenigen Fenster in den Außenseiten waren mit architektonischen Verzierungen eingefaßt. In der Mitte einer Seite befand sich die hohe Thüre mit dreieckigem Giebelfelde, das auf zwei Halbsäulen ruhte.

Schritt man durch die Vorhalle, das Vestibulum, so genannt, weil von den Kommenden hier die Oberkleider ab, von den Ausgehenden angelegt wurden, so las man auf dem Fußboden das Wort Ave — Sei gegrüßt — in Mosaik und trat dann in das Atrium, den ersten Hof des Hauses. In der Mitte des mit Marmorplatten belegten Hofes befand sich ein Springbrunnen, dessen Wasserstrahl, bald mehr, bald minder hoch in die Luft empor steigend, perlend mit sanftem Geplätscher in ein Becken von rothem Marmor niederfiel und dann über den Rand desselben sanft wogend abfloß. Ehe das Wasser das unterste größte Becken erreichte, warf es einen feinen Thau-Regen über die seltenen Pflanzen, welche in zierlichen Vasen rings herum standen. Unter der Säulenhalle sah man kostbares Hausgeräth, Standbilder auf zierlichen Sockeln, Ruhebette mit Elfenbein und Silber eingelegt, Tische aus seltenen morgenländischen Holzarten gefertigt, auf denselben Candelaber, Lampen und andere Geräthschaften von Bronze oder Silber, kunstvoll gearbeitete Büsten, Vasen, Dreifüße und tausenderlei andere Dinge. Innerhalb des Säulenquadrats und oberhalb des Wasserbeckens ließ das Deckgebälke einen großen Raum unbedeckt, — das Impluvium, — welcher durch eine in Ringen schiebbare dichte Leinwand geschlossen werden konnte, um den Raum gegen Sonne und Regen zu schützen ohne der frischen Luft den Eintritt zu verwehren. Durch einen dem Eingange gegenüber liegenden breiten, mit einem Vorhange abgeschlossenen Gang trat man in einen zweiten noch prächtigern Hof, ebenfalls mit buntem Marmor getäfelt und mit einem noch größern, von korinthischen Säulen umstandenen Wasserbehälter versehen. Hinter diesem zweiten Atrium, von den Säulen

auch Peristylum genannt, lag dann der Hauptsaal des Hauses, der durch die Aussicht zwischen den Säulen hin nach vorn, so wie durch sein Anstoßen an den Garten nach hinten, den reizendsten Aufenthalt gewährte. Zu den Seiten dieser Haupträume befanden sich die Bibliothek, die Schlafcabinete und dergleichen.

Epipodius, der Besitzer dieses prächtigen Hauses, war einer der reichsten Einwohner von Lugdunum und in der Stadt selbst von vornehmen Eltern geboren. Diese hatte er aber früh durch den Tod verloren. Er war ein schöner junger Mann von feinen Manieren, in dessen Zügen sich die Reinheit und der Adel der Seele spiegelte. Einige Sklaven, welche er wie Brüder behandelte, waren seine ganze Umgebung.

Als ihm die Ankunft des Zacharias angekündigt wurde, eilte er auf den Greis zu, drückte ihm die Hand und sagte: „Ehrwürdiger Zacharias, ich schätze mich glücklich, dich unter meinem Dache geschützt zu sehen. Wir waren sehr um dich besorgt. Vettius wollte dich durchaus aufsuchen, obgleich dies keine leichte Sache für ihn war." Jetzt erst bemerkte Epipodius den leidenden Zustand seines Gastes. „Du bist doch nicht schwer verletzt?" fragte er, indem er den Arm des Greises in den seinigen legte.

„Die Verletzung ist ganz unbedeutend," erwiderte Zacharias. „Aber sage mir, Epipodius, ist es meinem Neffen übel ergangen?"

„Er ist gleich dir mißhandelt worden; doch ist sein Zustand nicht beunruhigend." Nach diesen Worten wandte sich der Lugduneser gegen einen hinter ihm stehenden Mann und stellte ihn dem Zacharias vor: „Mein Freund Alexander, der dich zu Vettius geleiten wird. Ich bleibe in-

dessen hier, theils um für die Sicherheit meines Hauses zu sorgen, theils um die Christen aufzunehmen, welche hier Zuflucht suchen möchten."

Alexander stand Epipodius an Schönheit und Jugend gleich. Gestalt und Wesen verriethen unzweifelhaft seine griechische Herkunft. Der Lugdunefer hatte ihn zu Athen während seiner Studienzeit kennen gelernt.

Alexander, den man nicht mit dem Arzte dieses Namens, den wir im Hause der Pompeja kennen gelernt haben, verwechseln darf; war durch den frühen Tod seiner Eltern in den Besitz eines großen Vermögens gelangt. Mit Epipodius war er nach Gallien gekommen und hatte sich in Lugdunum in der Nähe seines Freundes ein Haus gekauft. Das Freundschaftsband, das die beiden Jünglinge umschlang, war das innigste. Es war durch die Natur geknüpft; durch die Uebereinstimmung in Charakter, Gesinnung und Neigungen festigte es sich von Tag zu Tag. Gleich gute und eifrige Christen, der eine wie der andere, suchten sie als solche vor allem durch ihren Wandel Gott zu gefallen; und gerade ihre Frömmigkeit, ihr Eifer und ihre Liebe zur Kirche trugen wesentlich dazu bei, die Herzen Beider an einander zu ketten. Sie gaben hochherzig ihr Vermögen zur Unterstützung der Armen hin und waren überhaupt ein Muster, der Stolz und die Freude der Gläubigen zu Lugdunum.

Alexander führte den Zacharias in den Hintersaal des Hauses, wo sich Maturus und Vettius Epagathus befanden. Maturus stand fast in gleichem Alter mit Epagathus und war ein Neophyt, daß heißt, ein neubekehrter Heide; er trug noch das vor einigen Tagen angelegte weiße Kleid der Täuflinge. Trotzdem stand er so fest im

Glauben, daß er vor einer blutigen Probe nicht zurückschreckte. Er wollte in nächster Zeit sich mit Materna, gewöhnlich mit dem Beinamen Almasa zubenannt, vermählen. Letztere war bekanntlich eine Freundin der Pompeja, und ihr Name ist ja schon in deren Hause genannt worden.

Maturus und Epagathus waren am ganzen Leibe, vom Kopfe bis zur Sohle, mit Quetschungen und Wunden bedeckt, welche sie bei der Beschützung der beiden Kranken gegen die Wuth des Pöbels davongetragen hatten. Zacharias umarmte sie unter Thränen der Freude.

„Ihr habt männlich gehandelt, wie unerschrockene Kämpfer," sagte er. „Freuen wir uns, die Ersten zu sein auf dem glorreichen Felde des Martyrthums und etwas für Christus gelitten zu haben."

Die beiden jungen Männer nahmen das Lob des Greises mit freudestrahlendem Antlitze auf. Dann wandte sich Zacharias zu zwei Männern von gereiftem Alter, welche in Folge schwerer Verwundungen auf Ruhebette gelegt worden waren und trotz des heftigsten Schmerzes auf den Knieen lagen und beteten. „Auch ihr, Silvius und Aristeus, seid würdig befunden worden, für den Glauben Zeugniß abzulegen und euer Blut für die heiligste Sache zu vergießen. O, meine Brüder, laßt mich," fuhr er in heiliger Begeisterung fort, „laßt mich euere mit den unauslöschlichen Merkmalen der Freundschaft Christi bezeichneten Glieder küssen."

„Nimmermehr geben wir dies zu," antworteten Silvius und Aristeus. „Unsere Pflicht ist es, niederzuknieen, um von deiner geweihten Hand gesegnet zu werden."

„Ihr werdet erhöht und verherrlicht werden, theuere

Brüder," sagte Zacharias, „weil ihr klein seid in euern Augen."

Der Greis wurde unterbrochen durch die plötzliche Ankunft der beiden jungen Christen Marcellus und Valerianus, zweier Zierden der Kirche von Lugdunum.

„Ihr kommt so eilig!" riefen Alexander und Epagathus ihnen wie aus Einem Munde entgegen. „Ist etwas Schlimmes im Hause der Antonia, euerer Schutzbefohlenen, vorgefallen?"

„Nein," versetzte Marcellus; „aber wir haben erfahren, daß der wilde Pöbelhaufen die Wohnungen Rhodana's und Trophima's angreifen will. Ihr wißt, in welch' inniger Beziehung wir zu den beiden Jungfrauen stehen; Rhodana wird meine Gemahlin und Trophima ist die Nichte des Valerianus."

„Euere Besorgniß ist erklärlich," bemerkte Alexander.

„Zudem kennt ihr die Furcht und die Schwachheit dieser beiden Christinnen. Es ist leider wahr, daß ihr Glaube nicht tief genug Wurzel gefaßt hat. Ach, wenn sie der Rotte in die Hände fielen und abtrünnig würden, wir könnten uns nimmermehr trösten."

„Ihr habt Recht," sagte Zacharias; „man muß dahin eilen, wo die Gefahr am größten ist. Gehet also, muthige Männer, zu Rhodana und Trophima. Wir werden für die Sicherheit der Antonia sorgen."

„Dafür haben wir schon gesorgt," versetzte Marcellus. „Wir trafen Cornelius und October und haben ihnen unsere Verlegenheit mitgetheilt; sie versprachen bereitwillig, im Hause der jungen Patricierin unsere Stelle einzunehmen so lange, bis Andere sie ablösen würden."

„So gehet denn ohne Verzug auf den Posten, wohin euch Pflicht und Zartgefühl rufen," mahnte der Greis.

Die beiden Freunde entfernten sich.

„Meine Gegenwart ist hier jetzt unnütz," sagte Ulpius; „wenn du damit einverstanden bist, so schließe ich mich an Cornelius und October an zum Schutze der Antonia."

„Thue das nicht," versetzte Zacharias. „Obgleich ich die Gefahr, in welcher Antonia schwebt, nicht unterschätze, so glaube ich doch, daß jene Beiden für den Augenblick hinreichenden Schutz gewähren."

„Welche Aufgabe weisest du mir denn zu?" fragte Ulpius.

„Nach meiner Meinung ist es besser, daß du in der Stadt umhergehst, um unsern unglücklichen Brüdern beizustehen. Die jetzigen Verfolgungen sind zu unvermuthet über sie gekommen, als daß nicht Viele rathlos sein sollten, wo sie eine Zuflucht finden könnten."

Der edele Centurio, von der Wahrheit dieser Worte überzeugt, entfernte sich alsbald, um dem Wunsche des Greises nachzukommen.

Nun nahm auch Alexander nach einigen Augenblicken des Nachsinnens das Wort. „Die Besorgniß des Marcellus und Valerianus für Rhodana und Trophima hat in mir ebenfalls Befürchtungen geweckt in Betreff der Biblis. Diese junge Dame gleicht, wie ihr alle wißt, ihrer Freundin Antonia. Mit einer großen Herzensgüte und andern vortrefflichen Eigenschaften vereinigt sie in sich eine nicht geringe Schwäche und Leichtfertigkeit; dabei fürchtet sie sich sehr vor den gegenwärtigen Schreckensscenen. Man könnte sie als Christin denunciren, ängstigen und quälen, bis sie den letzten Schritt thut, und von ihrem Glauben abfällt."

Biblis, deren Namen wir schon genannt haben, war in der That von dem jungen Griechen richtig gezeichnet. Begabt mit glänzenden Vorzügen des Körpers und der Seele, hatte sie sich die Liebe und Zuneigung des Epipodius und Alexander in gleichem Maße erworben. Der Eine hatte dies sehr bald dem Andern abgemerkt, denn Verstellung kannten sie unter einander nicht, und so war es zu einem Wettstreit gekommen, in welchem die beiden Freunde sich an Edelmuth und wahrhaft christlicher Selbstverleugnung zu übertreffen suchten. Ein Jeder wollte zu Gunsten seines Freundes seine Neigung zum Opfer bringen. Da sie aber auf diese Weise nicht übereinkommen konnten, so faßten sie, Jeder für sich, den Entschluß, auf die Hand der Biblis zu verzichten. Sie legten sogar das feierliche Gelöbniß ab, ihr ganzes Leben hindurch ehelos zu bleiben und sich dem Dienste der Kirche zu widmen. Das hinderte sie jedoch nicht, der Biblis eine zarte Theilnahme zu bewahren. Sie nahmen sie unter ihren Schutz und ihre Obhut wie eine Schwester.

Zacharias, die Befürchtungen des Alexander theilend, bat ihn, sich in das Haus der Biblis zu begeben und jedem Unfalle mit allen Kräften vorzubeugen.

Epipodius hätte gern seinen Freund begleitet, allein seine Gegenwart in seinem eigenen Hause war nothwendig. Denn da er noch nicht als Christ bekannt war, so fanden die Gläubigen bei ihm mehr als anderwärts eine sichere Zufluchtsstätte.

Die Heerde, welche von reißenden Wölfen überfallen und zerstreut worden war, sammelte sich nach und nach wieder in den Verstecken, welche die Vorsteher der Kirche von Lugdunum in der Eile bezeichneten. Die meisten Christen, die

sich in denselben zusammenfanden, trugen zerfetzte Kleider, waren am ganzen Leibe zerschlagen und mit Blut überronnen. Viele, welche in dem wilden Durcheinander von der Seite der Ihrigen gerissen worden, riefen weinend nach ihren Angehörigen, der nach seinem Vater, jene nach ihrer Mutter, dieser nach seiner Gattin, der Bruder nach der Schwester, die Eltern nach ihren Kindern. Es war nicht die Möglichkeit ihres leiblichen, sondern die Gefahr ihres Seelentodes, welche sie in peinliche Angst versetzte. Ihr heißes Gebet galt auch nur dem Zwecke, für ihre theuern Angehörigen die Gnade der Beharrlichkeit im Glauben an Jesus Christus zu erlangen.

Einige Christen brachten ihre kleine Habseligkeit mit, das Einzige, was sie der Raubgier des Pöbels hatten entreißen können. Von einem Ende der Stadt bis zum andern überbot man sich in Beschimpfungen, Verwünschungen und Mißhandlungen der Christen. Der Pöbel, stets zügellos in seinen Leidenschaften, drohte ihnen mit thierischem Geheul den Tod, sie in sinnloser Wuth herumzerrend.

Die Gläubigen, ermuthigt durch das Beispiel Christi und der ihnen auf dem Leidenswege vorangegangenen Martyrer, ertrugen alles das mit heldenmüthiger Standhaftigkeit. Allen diesen unverdienten Schmähungen und Gewaltthätigkeiten gegenüber zeigten sie nur Milde, Demuth und Geduld.

Die Opfer der Volkswuth waren zahlreich. Sie kamen nach und nach einzeln in das Haus des Epipodius; manche konnten sich nur mit Mühe fortschleppen und ließen Blutspuren hinter sich. Diesen leidenden Brüdern ward alsbald die sorgfältigste Pflege zu Theil. Ihre eigenen

Schmerzen vergessend, verbanden Zacharias, Vettius Epagathus, Maturus, Aristeus und Silvius deren Wunden. Bei diesem schönen Liebeswerke gingen ihnen andere Christen, wie Macarius, Primus, Zosimus, Germinianus, Philumenus, Julia, Justa und Jamnia eifrig zur Hand.

Nach Verlauf einiger Stunden stellten sich Cornelius und October bei Epipodius wieder ein. Sie kündigten an, daß Marcellus und Valerianus, nachdem sie für die Sicherheit Rhodana's und Trophima's hinreichende Vorkehrungen getroffen, ihren Posten im Hause Antonia's wieder eingenommen hätten. Zacharias erkundigte sich, ob dort keine Störungen vorgefallen seien. Die Ankömmlinge verneinten es und glaubten sogar, daß Antonia nichts zu befürchten habe.

„Gott sei Dank!“ sagte der ehrwürdige Greis.

Alexander erschien ebenfalls.

„Welche Kunde bringst denn du uns?“ fragte ihn hastig Epipodius.

„Ich traf Biblis in Gesellschaft mehrerer Verwandten; da diese Heiden sind, so ist an eine Gefahr für ihr Haus nicht zu denken,“ antwortete der junge Grieche.

Zuletzt kam Ulpius zurück. Dieser tapfere Soldat war nach dem Auftrage des Zacharias im eigentlichen Sinne des Wortes durch die ganze Stadt gelaufen, und manche Gelegenheit hatte sich ihm dargeboten, seinen Brüdern nützlich zu sein: den Einen hatte er Zufluchtsstätten angewiesen, Andere den Fäusten der Volkshaufen entrissen, sein eigenes Leben auf's Spiel setzend.

Der Centurio hatte gleichfalls blutige Spuren seines christlichen Heldenmuthes davongetragen; fast keine Stelle an seinem Leibe war mehr heil. Mehr als ein Mal

hatte er in Gefahr geschwebt, vom Pöbel zerrissen zu werden und war ihr nur entgangen durch seine außerordentliche Stärke und Behendigkeit.

Als die Nacht hereinbrach und keine Christen mehr ankamen, ließ Epipodius die Thüren des Hauses schließen und beauftragte seine Sklaven, sorgfältig Wache zu halten.

Aber Furcht und Schrecken herrschten nach wie vor unter den Gläubigen; sie vernahmen draußen aus der Ferne das Wuthgeschrei und Toben des Pöbels. Nach und nach wurde jedoch das Getöse schwächer und wich zuletzt der Ruhe der Nacht. In der großen Stadt herrschte ein tiefe, unheimliche Stille; es war die kurze, schreckenvolle Ruhe, welche der Entfesselung neuer Orkane vorhergeht.

Die Christen fühlten die Nothwendigkeit, in ihrer Bedrängniß mit Stärke von Oben ausgerüstet zu werden. Sie flehten daher inbrünstig zum Herrn um Muth und Standhaftigkeit für den Kampf, der ihnen bevorstehen konnte. Die Nacht war schon in der Mitte ihres Laufes, und noch stiegen ihre heißen Gebete zum Himmel.

Da kam plötzlich ein Sklave heran und sprach leise mit Epipodius. Dieser neigte sich gegen seinen Freund Alexander, flüsterte ihm ein Wort zu, und beide eilten hinaus. Schrecken erfaßte alsbald die Christen, denn einer von ihnen wollte gehört haben, wie der Sklave seinem Herrn gesagt habe, es sei an das nach der Straße führende Thor geklopft worden.

Einige Minuten vergingen in ängstlicher Spannung. Endlich kamen Epipodius und Alexander mit drei Personen zurück, bei deren Anblick die Anwesenden wieder einigermaßen freudig aufathmeten; es waren Sanctus, Diakon

der Kirche von Vienna, einer Stadt in der Nähe von Lugdunum, ebenfalls am Rhodanus gelegen, Attalus und der Arzt Alexander. Sanctus kam geraden Weges von Vienna und berichtete, daß die Christen dieser Stadt von demselben Schicksale betroffen seien wie die in Lugdunum. Von den dortigen Kirchenvorstehern war er nach Lugdunum geschickt worden, um sich mit dem Bischof Pothinus über ihr Verhalten gegenüber der wahrscheinlich wieder beginnenden Verfolgung zu berathen.

Attalus war den ganzen Tag beschäftigt gewesen, die Gläubigen vor den Wuthausbrüchen des Pöbels zu schützen und sie in ein am andern Ende der Stadt gelegenes Versteck zu bringen. Der edele Mann war nicht gekommen, um für seinen unermüdlichen Eifer das verdiente Lob einzuernten; er hatte vielmehr den Auftrag, seinen Brüdern anzukündigen, daß der Bischof Pothinus für die folgende Nacht eine Versammlung anberaumt habe, in welcher das während der gegenwärtigen Prüfungszeit zu beobachtende Verhalten der Christen besprochen werden sollte. Daran würde sich die Feier der heiligen Geheimnisse anschließen zur Stärkung der Seelen in den Kämpfen für den Glauben.

Im Namen des Bischofes lud daher Attalus die Gläubigen, welche sich an den von ihm bezeichneten Ort der Versammlung begeben konnten, ein. Darauf überlegte er mit Zacharias, was zur Sicherstellung der anwesenden Christen zu thun sei. Das Resultat ihrer Besprechung war die Bezeichnung einiger Zufluchtsstätten, die möglichst sichern Schutz gewährten. Die Umstehenden hatten dies kaum vernommen, als auch schon die minder Leidenden unter ihnen in kleinen Gruppen dorthin abzuziehen begannen, Attalus, Sanctus, Zacharias, den Griechen

Alexander und Epagathus an der Spitze. Die schwer Verletzten blieben zurück, ebenso der Arzt Alexander, um ihnen die sorgfältigste Pflege zuzuwenden. Die Zahl der Verwundeten war groß; alle Stände und beide Geschlechter waren unter ihnen vertreten; denn der unmenschliche Pöbel kannte keine Schonung, keine Rücksicht.

## VII.

### Die Krypta „zu den heiligen Aposteln".

In der von Pothinus, dem ehrwürdigen Bischofe von Lugdunum, bezeichneten Nacht verließen die Christen ihre Verstecke, um zur Versammlung zu gehen. Auf leichten Barken fuhren sie der Insel entlang, welche in paralleler Richtung mit dem Forum vetus — dem alten Forum — sich erstreckte, und stiegen Einer nach dem Andern am Eingange des heiligen Waldes aus, an dessen südlicher Seite der im dritten Kapitel unserer Erzählung erwähnte Altar des Augustus stand.

Sie gingen eiligen Schrittes nach der lichten Stelle, auf ein halb verfallenes Haus zu, öffneten eine kleine Thüre und stiegen unter dem Scheine mehrerer Lampen auf einer Leiter hinab. Bald darauf befanden sich alle in einer geräumigen Grotte, die Krypta „zu den heiligen Aposteln" genannt, der ersten eigentlichen Kirche zu Lugdunum. Es war eine unterirdische, gewölbte Kapelle, welche Pothinus hatte bauen lassen, um seine Heerde in den Tagen der Verfolgung dort zu versammeln.

Im Hintergrunde dieses Heiligthums trat ein vom

Bischofe zu Ehren der Mutter Gottes errichteter Altar hervor, der erste der Art diesseits der Alpen. [1])

Wir befinden uns jetzt hier inmitten der angesehensten Christen der Stadt Lugdunum; viele waren mit nicht geringer Gefahr und Anstrengung gekommen. Man sah dort unter Andern den Priester Zacharias, seinen Neffen Epagathus, den Diakon Sanctus, Maturus, Epipodius, die beiden Alexander, Marcellus, Valerianus, Ulpius, Silvius, Aristeus, Cornelius, October, Zosimus, Apollonius, Germinianus, Macarius, Primus, Philumenus, Comminus, Vitalis, Titus, Zoticus, Julius, Aricius, Attalus und Alcibiades, den strengsten von allen. [2])

Von den Frauen wollen wir nur namhaft machen Pompeja, ihre jugendliche Sklavin Blandina, Antonia, Materna genannt Almasa, Biblis, Rhodana, Trophima, Justa, Posthumiana, eine zweite Pompeja, Quarta, Jamnia, Julia, Aemilia, Antonia, Alumna oder Domna. [3])

Man erwartete Pothinus; allein ein Diakon kam und meldete, daß es dem Bischofe nicht möglich sei, in dieser Nacht die Berathung zu leiten. Er beauftragte Zacharias, Sanctus, Attalus und andere Mitglieder der Kirche, welche sein volles Vertrauen genossen und in seine Ansichten eingeweiht waren, mit den Gläubigen über die ihnen förderlich dünkenden Maßregeln sich zu besprechen. Der Bischof ließ außerdem für die folgende Nacht eine zweite Versammlung ansagen, der er sicher beiwohnen

[1]) Innocenz IV. — Papst von 1243 bis 1254 —, welcher Canonicus der über der alten Kapelle „zu den h. Aposteln" erbauten Kirche Saint-Nizier war, berichtet dies in einer Bulle.

[2]) Alle diese Namen sind historisch, mit Ausnahme des Aricius.

[3]) Auch diese Frauennamen sind uns von der Geschichte aufbewahrt.

werde, und deren einziger Zweck das Gebet und die Feier der heiligen Geheimnisse sein sollte.

Nach dieser Mittheilung übernahm der Priester Zacharias den Vorsitz und rief im Namen der Gläubigen den Beistand des heiligen Geistes an. Sodann beriethen die übrigen Priester, die Diakonen und die erfahrensten Christen die von dem Vorsteher der Kirche vorgeschlagenen Verhaltungsregeln. Man beschloß einstimmig, die Schwächsten vom Kampfe fern zu halten, das heißt, sie für die Dauer der Verfolgung an einem vor jeder Gefahr geschützten Orte unterzubringen. Nur diejenigen sollten in der Stadt bleiben, welche vermöge ihres Muthes und ihrer Standhaftigkeit fähig seien, zu kämpfen und zu siegen. Es wurde gleichfalls beschlossen, diejenigen Seelenhirten, an deren Erhaltung die Kirche das größte Interesse hatte, der Todesgefahr zu entziehen. Man schwankte einen Augenblick, ob man nicht Attalus, Zacharias, Sanctus und Epagathus zu den letztern zählen sollte. Zuletzt wurde ihnen zu ihrer größten Freude zugestanden, inmitten der Gemeinde zu bleiben.

Danach wurden diejenigen bezeichnet, welche sich entfernen mußten. Antonia war eine der Ersten; allein sie bat sich die Gnade aus, auf dem Kampfplatze bleiben zu dürfen. Umsonst drangen Pompeja, Blandina, Epagathus, Zacharias und Maturus in sie, dem Willen ihrer Freunde sich zu unterwerfen; sie beharrte bei ihrem Wunsche, die Zahl der Streiter zu vermehren. „Ich fühle mich stark genug,“ sagte sie, den Verfolgungen die Stirn zu bieten. Wird mein Charakter mitunter als leichtfertig bezeichnet, nun, ich werde in der Stunde der Gefahr nicht weniger

Seelenstärke und Ausdauer an den Tag zu legen wissen, als irgend eine Andere."

„Antonia, diese Sprache ist vermessen," entgegnete Zacharias in strengem Tone; „der Herr liebt die Demuth und verachtet den Stolz."

„Ist es denn etwas Schlimmes, sich nach der glorreichen Martyrerpalme zu sehnen? Christus, den ich liebe, und den ich bis zu dem letzten Athemzuge bekennen will, wird das Opfer meines Blutes nicht verschmähen."

„Freundin," redete ihr Pompeja zu, „folge dem Rathe der Erfahrenen und Weisen."

Auch die übrigen Priester bemühten sich, Antonia von ihrem Vorhaben abzubringen. Umsonst. Sie beschwor sie unter Thränen, sie nicht zurückzustoßen, und erklärte schließlich, daß sie nicht so viel Selbstverleugnung besäße, um beim Anblicke der Krone, welche vielleicht bald den Blutzeugen Christi dargereicht werde, auf dieselbe zu verzichten.

Einer solchen, offenbar aus einer edeln Gesinnung hervorgegangenen Beharrlichkeit gab die Versammlung nach. Wie hätte man übrigens auch die junge Patricierin nöthigen wollen, ihr Haus und ihre Vaterstadt zu verlassen?

Der Name Tacitus Aricius folgte gleich auf den der Antonia. Aber der reiche Lugdunenser weigerte sich mit dem ihm eigenthümlichen Starrsinn, aus der Stadt zu gehen. Es standen noch ungefähr zehn Andere da, die ebenfalls, trotz der Bitten und der Befehle der Kirchenvorsteher, auf eine Flucht sich nicht einlassen wollten. Titus, October, Primus, Aristeus, Philumenus, Julia, Aemilia, Biblis, Rhodana, Trophima erklärten, daß sie

der Verfolgung nicht aus dem Wege gehen, und, wenn es sein müßte, bereitwillig ihr Leben für Christus hingeben würden.

Auf die Aeltesten und Priester machte diese übermüthige Kühnheit einen betrübenden Eindruck. Sie trauten um so weniger der Standhaftigkeit dieser Gläubigen, die nun einmal mit aller Gewalt vom Kampfplatze nicht fern zu halten waren, als diese, wie Allen bekannt, schwache und laue Christen waren und an den Eitelkeiten der Welt hingen. Es stand bei ihnen fest, daß sie dem Kampfe durchaus nicht gewachsen seien.

Anders war das Verhalten der übrigen Christen, welchen es gestattet war, ihren christlichen Glauben vor den Feinden Gottes zu bekennen; starke und unerschütterliche Seelen waren es, gestählt im fortwährenden Kampfe mit sich selbst, und doch vertrauten sie nicht auf ihre Kräfte, sondern rechneten einzig und allein auf den Beistand von Oben.

Zacharias forderte die Unklugen, welche, trotz des wohlmeinenden Rathes ihrer geistlichen Führer, nicht zur Einsicht zu bringen waren, auf, sich sorgfältig versteckt zu halten, ihren Namen zu ändern, um nicht so leicht erkannt zu werden, oder sich einen Freischein von der Verfolgung zu kaufen — offenbar ein erlaubtes Mittel, weil es immerhin ein Opfer für den Glauben sei. Leider ahnte der Greis bei genauer Betrachtung der Angeredeten, daß sie auch diesem Rathe nicht Folge leisten würden. Er seufzte in seinem Herzen, denn ihr Abfall schien ihm unzweifelhaft.

Schließlich wurden noch die Priester, Diakonen und andere Geistliche zur Begleitung der zahlreichen Christen,

welche fliehen mußten, und zu ihrer Beschützung in den angegebenen Verstecken ausgewählt.

Die Versammlung ging zwei Stunden vor Tagesanbruch auseinander.

Nachdem die Meisten sich entfernt hatten, trat Pompeja an Zacharias und den Diakon Sanctus heran und bat sie, ihre junge Sklavin Blandina in das Verzeichniß derjenigen, welche die Stadt verlassen sollten, aufzunehmen. An sie hatte man in der That gar nicht gedacht. Die edele Matrone meinte, das schwache Kind würde nicht im Stande sein, die Marter für den Glauben zu bestehen. Nicht als ob sie an ihrer Treue gegen Jesus Christus oder an ihrem Muthe gezweifelt hätte, nein, es war nur mütterliche Besorgniß für ihren zarten Körperbau, der ihr beim ersten Schlage des Peinigers zusammenbrechen zu müssen schien.

Zacharias und der Diakon, ihre Ansicht theilend, willfahrten gern ihrem Wunsche.

Blandina, welche in einiger Entfernung kniete und betete, ahnte was vorging. Sie stand auf, ging auf Zacharias zu, warf sich ihm zu Füßen und flehte mit erhobenen Händen um die Gnade, nicht von der Ehre des blutigen Zeugnisses für Christus ausgeschlossen zu werden.

„Bedenke, theuere Blandina, die Hinfälligkeit deines Körpers!“ redete die Matrone sie an.

„Nicht auf die Kraft des Leibes kommt es an,“ gab das junge Mädchen zur Antwort, „sondern auf die Stärke der Seele. Meine Glieder können der Folter erliegen, mein Wille mit der Gnade Gottes niemals. Christus,

dem ich mein Leben aufgeopfert habe, wird mich in der feierlichen Stunde des Kampfes nicht verlassen."

Das fernere Zureden der Pompeja war erfolglos.

„Könnte ich dich, meine liebe Gebieterin, verlassen?" seufzte Blandina. „Verurtheile mich nicht zu dieser Qual. Wenn du gleichfalls aus der Stadt gingest, würde ich dir folgen; da du aber bleibst, so erlaube mir, an deiner Seite zu stehen. An der Seite der Herrin ist nach Gottes Willen der Platz der Dienerin, führte der Weg auch in den Tod."

„Und wenn ich befehle, was wirst du thun?"

„Was meine Pflicht ist — gehorchen," antwortete Blandina und brach in Thränen aus. „Ach," fuhr sie unter Schluchzen fort, „diese grausame Trennung wird mich eher tödten, als die Hand des Peinigers. Zudem glaube ich, daß mein Verbleiben in der Stadt der Antonia zu Gute kommen wird; Gott wählt häufig schwache Werkzeuge, um Seine hohen Absichten zu erreichen."

Pompeja war tief gerührt. Auf Zacharias und Sanctus war namentlich die letzte Bemerkung nicht ohne Eindruck geblieben. Sie fanden es unter den obwaltenden Verhältnissen räthlich, dem Begehren des Mädchens zu willfahren. Pompeja gab, wenn auch mit ängstlichem Vorgefühl, nach.

In der darauf folgenden Nacht zur selben Stunde versammelten sich auf's neue die Gläubigen in der Krypta der heiligen Apostel, aber nicht in so großer Anzahl wie das vorige Mal. Mehrere waren im Laufe des Tages von den Heiden mißhandelt worden und konnten in Folge der erhaltenen Verletzungen zu ihrem größten Schmerze nicht erscheinen. Andere waren durch dringende Ge

oder sonstige unvorhergesehene Vorfälle abgehalten. Andere gaben vielleicht auch ihrer Lauheit nach. Antonia, Biblis, Rhodana, Julia, Aemilia, Trophima, Primus, October, Titus, Aristeus, Philumenus, Aricius, sie, die so inständig gebeten hatten, der Verfolgung in Lugdunum Trotz bieten zu dürfen, erschienen nicht in der Versammlung. Ihre nächsten Bekannten betrübten sich über diese Lauheit sehr und prophezeiten ihnen ein noch viel schlimmeres Uebel für die Zukunft.

Der ehrwürdige Bischof der Kirche zu Lugdunum kam, wie er versprochen hatte, an den Versammlungsort und warf sich sogleich an den Stufen des Heiligthums auf die Kniee nieder. Dieser neunzigjährige Greis wohnte seit zwanzig Jahren in Gallien, wohin er aus dem Innern Asien's mit einer Anzahl von Verkündigern des Evangeliums gekommen war, um die im ersten Jahrhundert dort zuerst ausgestreute Glaubenssaat zu pflegen. Als Schüler des heiligen Polykarpus, des Bischofs von Smyrna, und wahrscheinlich auch dort gebürtig, hatte er selbstverständlich auch mit dem h. Johannes, dem Lehrer des Polykarpus Umgang gehabt. Nachdem er im Jahre 158 seinen Lehrer von Smyrna nach Rom begleitet hatte — es war damals Anicetus Papst —, erhielt er von Letzterm den Auftrag, in Lugdunum, wo es freilich früher schon Christen gegeben hatte, die Kirche zu gründen.[1])

So war Pothinus in diese Stadt gekommen, eine der berühmtesten Gallien's durch den Zufluß von Fremden, die Pracht der Gebäude, den Reichthum der schon damals mit Vorliebe dem Handel sich widmenden Bewohner und durch die erfolgreiche Pflege griechischer und lateinischer Rede-

[1]) Chronik von Alexandrien.

kunst. Furchtlos hatte Pothinus daselbst den Glauben verkündigt in der Ueberzeugung, daß Gott den schlichten Wahrheiten des Evangeliums zum Siege über die Künste weltlicher Beredtsamkeit verhelfen werde. Wir haben an der denkwürdigen Rede des Vettius Epagathus im Athenäum gesehen, daß er sich nicht verrechnet hatte.

Kehren wir nun zu unserer Erzählung zurück. Nachdem Pothinus sich auf seinen bischöflichen Stuhl niedergelassen hatte, drängte sich eine zahlreiche Heerde, der Segen und die Frucht seiner mühevollen Arbeit, um ihn. Der Oberhirt trug die Insignien seiner hohen Würde. Eine mit Sanftmuth gepaarte, ehrfurchtgebietende Majestät leuchtete aus seinem Antlitze. Seine schneeweißen Haare, eine Ehrenkrone auf seinem Haupte, reichten bis auf die Schultern, und ein dichter weißer Bart wallte auf die Brust nieder.

Pothinus wandte sich gegen die ihn umringenden Gläubigen. Nachdem er ihnen der Gewohnheit gemäß den Frieden angewünscht hatte, sprach er mit lauter Stimme die üblichen Gebete. Darauf wurden Abschnitte der heiligen Schrift vorgelesen, und der Bischof erklärte sie und leitete daraus heilsame Lehren für die gegenwärtigen Verhältnisse ab.

Alle Anwesenden gelobten, die Predigt des heiligen Bischofes zu befolgen. Darauf standen sie auf und beteten auf's neue mit ausgebreiteten Armen. Auch brachten sie Opfergaben dar, bestehend aus Brod, Wein und Wasser, wovon der Bischof so viel, als zum geheimnißvollen Opfermahle nöthig war, aussonderte. Nachdem noch der Friedenskuß zum Zeichen vollkommener Eintracht von Mund

zu Mund, von Reihe zu Reihe gegangen war, nahm die Feier der erhabenen Geheimnisse ihren Anfang.

Der Leib des Herrn wurde durch die Diakonen den Versammelten ausgetheilt und dann auch denen, die nicht hatten kommen können, in's Haus getragen. Die übriggebliebenen Theile des Sacramentes nahmen die Gläubigen mit, um sie, in reines weißes Linnen gehüllt, auf ihrer Brust für kommende Tage aufzubewahren, an denen ihnen, ohne daß ein priesterlicher Ausspender der Gnadenmittel zur Hand war, der Martyrtod drohen konnte.

Nach der Communion wurde in einem großen, an das Heiligthum anstoßenden Saale ein einfaches Liebesmahl, Agape, gehalten. Pothinus leitete dieses von den apostolischen Zeiten her übliche Mahl. Er ermahnte nochmals zur Standhaftigkeit und Treue, sprach von den Vorzügen des Martyriums und von dem Glücke derer, welche ihr Blut für Christus vergießen würden.

Bevor die Christen sich trennten, gaben sie sich in heiliger Freude noch ein Mal den Friedenskuß und schieden mit rührendem Lebewohl von einander. Die Meisten sollten sich in der That erst im Kerker, in der Arena oder sogar erst als Sieger in den Gefilden der Seligen wiedersehen; denn die Verfolgung stand vor der Thüre.

## VIII.

### Das Unwetter zieht herauf.

Noch in derselben Nacht, wo Pothinus in der Krypta der heiligen Apostel die heiligen Geheimnisse feierte, verließen die vom Kampfe ausgeschlossenen Gläubigen die

Stadt. Es blieb jedoch noch eine große Menge Christen zurück, durch ihre Stellung, Beschäftigung, Familien, ihr Interesse oder durch andere Ursachen an die Stadt gebunden.

Die untere Volksklasse hatte übrigens im Allgemeinen wenig zu fürchten; durch ihren niedrigen Stand war sie der Beachtung und damit dem Hasse entzogen. Die Priester jedoch hielten sich, gestützt auf apostolische Ueberlieferungen, um so sorgfältiger verborgen, als die Feinde des Glaubens, in kluger Berechnung, daß, wenn die Hirten geschlagen seien, die Heerde sich zerstreuen werde, sie vor allen Andern aufsuchten.

In der Stadt hatten die Volksfeste begonnen. Fremde wie Einheimische überließen sich dabei rückhaltlos allen Arten sinnlicher Ergötzungen. Die Genüsse des Theaters hatten nur den Geschmack gereizt; als der Pöbel anfing sich zu langweilen, schrie er in sinnloser Wuth nach neuen Reizen; so von Stufe zu Stufe fortschreitend, begehrte er endlich blutige Schauspiele.

Die heidnischen Priester, die Vogelflugdeuter und die wahrsagenden Eingeweidebeschauer, deren Ansehen mit jedem Tage sich verringerte, wie überhaupt alle Feinde des christlichen Glaubens, waren in Bewegung. Veruna, Fuscus, Cajus Priscus, von unbändigen Leidenschaften oder Rachedurst getrieben, stachelten den Haß des Volkes auf. Einige Männer ähnlicher Gesinnung, welche als römische Bürger einflußreich und angesehen waren, und Gold und Aemter zu vergeben hatten, zogen einen großen Haufen Gesindel auf ihre Seite, der zu jeder Schandthat ihnen zu Gebote stand.

Ein willenloses Werkzeug dieser planmäßig verfahrenden Bösewichter, stimmte das Volk den verleumderischen

Anklagen gegen die Christen bei und verlangte, ihr Blut fließen zu sehen. Es schwatzte seinen Anführern nach: die gegen die Gottheit und Menschheit frevelnden Christen müßten zur Rechenschaft gezogen werden.

Einen Tag nach der Feier der heiligen Geheimnisse in der Krypta „zu den h. Aposteln" erhob sich der Volksaufruhr rasender als je zuvor. Die bewunderungswürdige Ergebung, welche die Christen vorher gezeigt hatten, und welche als Beweis ihrer Unschuld hätte dienen sollen, reizte die Menge nur noch mehr auf. Da die Gläubigen geflohen waren oder sich versteckt hatten, und der erbitterte Pöbel Niemanden fand, woran er seine Wuth ausüben konnte, so entstand ein höllischer Tumult: wildes Hin- und Herrennen in den Gassen, Flüche und Drohungen allerwärts.

Der Morgen war so verlaufen. Cajus Priscus, der eine hohe Stelle in der römischen Verwaltung einnahm, Statilius Veruna, sein Freund, und Sabinus Fuscus hielten nun die Leidenschaften des Pöbels für hinreichend entbrannt, um sie ausnutzen zu können. Der verhängnißvolle Augenblick war für die Christen gekommen.

Es bildeten sich alsbald einzelne Rotten unter besondern Anführern, welche durch die verschiedenen Stadtviertel zogen, um vor den wohlbekannten Wohnungen der Christen ihre Stellung zu nehmen.

Während Aufruhr und Verwirrung in der Stadt die Oberhand hatten, herrschte in dem prächtigen Hause der Pompeja Furcht und Schrecken. Dorthin schallte das unheimliche Tosen und das Wuthgeschrei gegen die Christen vernehmlich hinüber. Die Matrone hatte sich mit mehrern

Freundinnen, darunter Posthumiana, Quarta, Domna, alles römische Damen vornehmen Standes, in die hintern Gemächer zurückgezogen; dort suchten sie im Gebete Beruhigung.

Sie hatten eben vernommen, daß mehrere Christen bereits ergriffen worden, andere in ihren Verstecken bedroht seien. Die Volksführer, ohne Zweifel durch Verräther aus den Reihen der Christen selbst gut unterrichtet, hatten nicht viele Mühe, die Asyle der Verfolgten zu entdecken. Die Matrone bangte namentlich für Antonia, deren Wohnung nicht weit von der des Zacharias entfernt lag, da letztere noch jüngst, obwohl mitten im belebtesten Stadtviertel gelegen, ausgeplündert worden war.

Pompeja hatte eine Sklavin entsendet, um von Antonia Kunde zu erhalten; diese kam jedoch unverrichteter Sache zurück, da sie nicht durch das Gedränge der Volkes hatte kommen können. Nun wollte Blandina selbst sich zu Antonia aufmachen. Ihre Herrin trug zwar dagegen manche Bedenken; allein jene meinte, da sie von Niemanden gekannt, dabei schwach und elend sei, so würde sie ohne Mühe Durchlaß finden. Pompeja gab zuletzt den eindringlichen Bitten der frommen Sklavin nach, zumal da sie sobald wie möglich aus der peinlichen Ungewißheit heraus zu kommen wünschte. Sie empfahl ihr die größte Vorsicht an und entließ sie mit dem Auftrage, Antonia mitzubringen, falls ihre Wohnung in Gefahr sei. Zur größern Sicherheit gab die Matrone ihr einen alten und treuen Diener als Begleiter mit.

Eine Zeit gespannter Erwartung floß dahin, und Blandina war noch nicht zurück. Pompeja's Unruhe steigerte sich von Minute zu Minute. Eine Stunde nach

der andern verrann — und noch immer keine Nachricht von Blandina. Die Matrone schickte nach einander mehrere Sklaven aus; aber alle kamen zurück, ohne von dem Mädchen etwas erfahren zu haben. Pompeja und ihre Freundinnen blieben rathlos. Die schrecklichsten Gerüchte waren in Umlauf; man erzählte, die meisten Christen, namentlich die angesehensten, seien dem Pöbelhaufen in die Hände gefallen. Bei den geängstigten Frauen fand solche Unglückspost leicht Glauben.

Am Abende endlich, kurz nach Sonnenuntergang, stellte Vettius Epagathus sich bei der Matrone ein mit dem zuletzt von ihr auf Erkundigung ausgesandten Sklaven. Er war mit Staub bedeckt; sein von Schweiß triefendes Haar hing verworren über die Schläfen und auf den Hals herab und steigerte den verzweifelten Ausdruck seines Antlitzes. Seine zerfetzten Kleider waren nur zur Noth durch den langen griechischen Mantel verhüllt. Man merkte auf der Stelle, daß der junge Mann eben erst einem heftigen Handgemenge entronnen war.

„Was bringst du uns, Vettius?" fragte Pompeja bebend.

Die übrigen Frauen hatten sich unwillkürlich erhoben, begierig zu hören, was draußen vorging. Vettius ließ sich ganz erschöpft und außer Athem auf einen Sitz nieder und winkte Pompeja und ihren Freundinnen, Platz zu nehmen.

„Ich sehe es, du bringst uns eine Trauerbotschaft," fuhr die Matrone mit klopfendem Herzen fort.

„Bitten wir Gott, daß Er unsere Brüder mit Muth und Ausdauer waffne," antwortete Epagathus, „denn die Verfolgung hat begonnen."

„Sind Christen angegriffen, vielleicht verhaftet worden?“ fragte Pompeja mit versagender Stimme.

„Leider ja; viele Gläubigen sind schon in den Händen der Heiden.“

„Kennst du sie mit Namen?“

„Einige allerdings.“

„Ach! rede, wie heißen sie?“

„Silvius, Cornelius, Apollonius, Ulpius, Zosimus, Vitalis, October, Primus, Aristeus, Philumenus, Aricius, Aemilia, Julia, Maturus, der Diakon Sanctus und viele Andere sind bereits in der Gewalt unserer erbitterten Feinde.“

Alle schwiegen. Wie ein Donnerschlag war diese Kunde unter die schon vorher in Angst schwebenden Frauen gefallen. Sie zitterten weniger für sich, als für jene Opfer der Volkswuth, unter denen nicht Allen die nothwendige Stärke im Glauben zuzutrauen war. Und zudem dachten sie an ihre Verwandten, ihre Freunde. Was mochte das Loos so vieler theuerer Wesen sein? Niemand konnte es ihnen sagen.

Pompeja faßte sich zuerst wieder und sagte mit leiser Stimme, ihren Schmerz bemeisternd: „Du hast nichts von Antonia gesagt; wie steht es mit ihr?“

„Ach!“ versetzte Vettius, „nicht besser als mit so vielen Andern; sie wurde in ihrer Wohnung überfallen und in den Kerker geschleppt.“

„Herr, stehe ihr bei mit Deiner Gnade!“ stammelte die Matrone, die Hände gefalten, die Augen zum Himmel erhoben.

„Hoffen wir,“ versetzte der Redner, „daß ihre Schick-

salsgenossen durch ihr Beispiel und ihr Wort sie stützen werden."

Mit gleich banger Hast erkundigte sich Pompeja nach Blandina und Zacharias. Auch sie hatten ihre Freiheit verloren. Vettius selbst war Zeuge, wie sie gleichzeitig mit Antonia ergriffen wurden. Seinen Anstrengungen war es jedoch nicht gelungen, sie der Wuth der Feinde zu entziehen. „Der heilige Greis," sagte Epagathus, „lächelte unter dem Geheul der Raserei, bei den Beschimpfungen und Schlägen, die auf ihn regneten. Die Gnade des Herrn war sichtlich mit ihm."

„Wer war es, der es wagte, Antonia zu verhaften und die Vorrechte ihres Standes zu mißachten? Ja, wie konnte man wissen, daß sie Christin ist?"

„Sabinus Fuscus und Statilius Veruna führten den wuthschnaubenden Haufen an, der in das Haus der jungen Dame eindrang."

„Dachte ich mir doch, daß diese Menschen, namentlich Veruna, nichts Gutes gegen sie im Schilde führten. War denn Keiner von den Unserigen so klug, sie vor der Ankunft des Pöbels in Sicherheit zu bringen?"

„Mein Oheim und ich, wir hatten das eben vor. Die Sklaven standen auf Wachtposten, und Marcellus war mit seinem jungen Freunde Valerianus zur Hülfe bereit. Aber der Plan schlug fehl. Die Menge wälzte sich aus allen Straßen auf ein Mal heran, umzingelte und plünderte das Haus. Wir führten gerade Antonia durch die Gärten, als eine wilde Rotte uns den Weg verlegte."

„Ah, da hat Aper seine Hand im Spiele gehabt; zum Verrathen hat dieser Sklave Geschick."

„Ich glaube es kaum; diesmal wird er seine Pflich

gethan haben. Wenigstens hat mir sein bisheriges Betragen nicht den mindesten Verdacht eingeflößt; ich habe ein aufmerksames Auge auf ihn gehalten."

„Mag sein; die Folge wird es lehren." Hierauf erkundigte sich Pompeja nach Marcellus und Valerianus. Epagathus erzählte, wie auch sie mit seinem Oheim, Antonia und Blandina ergriffen worden seien. Was ihn selbst betreffe, so habe er nur mit großer Mühe flüchten können. Gleich nachher habe er den Sklaven und etwas später Alexander von Athen, den Freund des Epipodius, getroffen. Er habe Letzterm in aller Eile das Geschehene mitgetheilt und von ihm vernommen, daß er selbst Zeuge trauriger Ereignisse gewesen sei.

„Und was hat Alexander dir mitgetheilt?" fiel Pompeja, mit Schrecken neue Unglücksfälle vermuthend, ihm schnell in die Rede.

„Er sagte mir, Biblis und Aemilia seien gefangen, trotz seiner Bemühung, sie den Augen der Häscher zu entziehen. Nicht besser sei es Rhodana und Trophima ergangen, welche Marcellus und Valerianus in Sicherheit geglaubt hätten. Der neubekehrte Maturus sei dadurch in sein Unglück gerathen, daß er die Almasa, seine Braut, habe befreien wollen."

„Arme Freundin!" seufzte die Matrone, Thränen in den Augen.

Epagathus nannte noch andere Christen, Männer und Weiber, welche in die Hände der Heiden gefallen waren.

„Was hat man mit diesen edeln Schlachtopfern gemacht?" fragten Pompeja und ihre Freundinnen beklommenen Herzens.

„Ich glaubte, sie seien eingekerkert; aber dem ist nicht

so. Von verschiedenen Seiten habe ich so eben gehört, daß sie nach dem alten Forum geschleppt wurden."

„Um sie zu morden, ohne Verhör, ohne Urtheil? —"

„Es soll ihnen, wie es scheint, in Gegenwart des Volkes der Proceß gemacht werden."

„Das klingt sonderbar," versetzte Pompeja.

„So habe ich wenigstens im Vorübergehen gehört. Ob es damit seine Richtigkeit hat, konnte ich natürlich nicht untersuchen."

„Niemand hat das Recht, sie in Abwesenheit des Statthalters in Verhör zu nehmen."

„Allerdings. Allein bei der Gereiztheit und Aufregung des Pöbels gegen sie sind noch größere Gesetzwidrigkeiten zu erwarten."

„Demnach," fragte die Matrone in feierlichem Tone, „wäre es möglich, daß unsere geliebten Brüder heute noch den Martertod erlitten?"

„Ich würde mich nicht darüber wundern."

„Also auf denn zum Forum, um sie durch unsere Gegenwart zu ermuthigen, sie zum letzten Male zu sehen, Zeugen ihres Triumphes zu sein!"

Pompeja sprach diese Worte in heiliger Begeisterung. Mit einer Vorahnung der Seligkeit dachte sie an das Martyrthum. Sie betrachtete es mit Recht als die schönste Krone eines christlichen Lebens. Obwohl Epagathus nicht weniger für die unvergängliche Siegespalme erglühte, so erhob er doch anfangs Widerspruch gegen den Vorschlag der Matrone, weil er nach seiner Ansicht unklug sei. Allein die Römerin beharrte unerschütterlich bei ihrem Entschlusse. Ihre Freundinnen stimmten ihr bei. Alle erhoben sich von ihren Sitzen und hüllten sich in lange Mäntel ein.

Pompeja nahm noch die treuesten Sklaven zu sich, und nun begaben sie sich unter der Leitung des Epagathus auf den Weg.

Das heldenmüthige Häuflein gelangte unbehelligt auf das alte Forum und fand dort eine unabsehbare Volksmenge angesammelt, von deren mörderischem Geschrei die Luft erbebte.

Fast zur selben Zeit kamen römische Soldaten vom Forum und öffneten sich mit Gewalt einen Weg durch die dichtgedrängten Volkshaufen. Zwischen ihnen gingen Männer, Weiber, sogar Kinder: es waren Christen. Epagathus und die vornehmen Matronen erkannten auf der Stelle in ihnen ihre Freunde.

Das Antlitz der Gefangenen strahlte vor Freude, und ein sanftes Lächeln schwebte um ihre Lippen. Keine Spur von Furcht verrieth sich in ihren Mienen, als sie durch die tobende Menge schritten, die es an Schmähungen jeder Art nicht fehlen ließ.

Antonia und Blandina bemerkten Pompeja, Zacharias den Epagathus. Ein gegenseitiger Wink nur war möglich, denn die Soldaten stießen die Gläubigen vorwärts, und die Volksreihen schlossen sich gleich wieder hinter ihnen.

In diesem Augenblicke stießen Epagathus und seine Begleiter auf den strengen Alcibiades. Letzterer hatte auf dem Forum zugesehen, wie die Christen vor dem ganzen Volke von dem Tribunen und den Behörden der Stadt verhört worden und konnte vollständig Auskunft über ihr Verhalten gaben. Es gereichte namentlich der besorgten Pompeja zur Beruhigung, daß auch nicht ein Einziger seinen Glauben verleugnet hatte. „Wenn sie vor den

Menschensohn treten werden," sagte Alcibiades, „so wird Er Keinen von diesen tapfern Helden vor Seinem himmlischen Vater verleugnen, denn sie haben sich Seiner nicht geschämt vor Seinen Feinden."

„Gott sei tausend Mal gepriesen!" jauchzte die edele Matrone auf. „Möchten meine Befürchtungen in Rücksicht auf Antonia und einige ihrer Freundinnen sich niemals verwirklichen!"

Alcibiades erzählte weiter, daß der Tribun die Wegführung der Gefangenen in den Kerker verfügt habe, weil er sowohl wie die übrigen Behörden sich nicht für berechtigt erachtet hätte, ein endgültiges Urtheil in Abwesenheit des Präsidenten in dieser Sache zu fällen.[1]) In einigen Tagen, vielleicht schon morgen, werde dieser jedoch zurück sein.

Pompeja und ihre Freundinnen kehrten, durch diese Nachrichten beruhigt, heim. Attalus erwartete den Epagathus vor dem Hause der Matrone. Er hatte ebenfalls dem Verhöre beigewohnt und war seinerseits erfreut über die Standhaftigkeit der christlichen Brüder. „Aber," sagte er zu Epagathus, „es liegt uns, die wir frei geblieben, eine Liebespflicht gegen sie ob. Ich habe dich gesucht, um mit dir in das Gefängniß zu gehen und unsern Brüdern Trost und Hülfe zu bringen; sie bedürfen des einen wie des andern."

Epagathus erklärte sich auf der Stelle bereit, ihm zu folgen. Nachdem Pompeja ihnen nochmals ihre mütterliche Sorge um Antonia an's Herz gelegt hatte, entfernten sich Beide.

[1]) Die römischen Statthalter, Prätoren oder Consuln führten den Titel Präsident, wenn sie als Richter fungirten.

## IX.

### Der Vertheidiger der Christen.

Zwei Tage nach den im vorigen Kapitel erzählten Vorgängen, etwas vor Sonnenuntergang, hielt ein Trupp Reiter vor dem Palaste des Statthalters. Sie begleiteten einen mit vier Pferden bespannten Wagen, welchen ein im kräftigsten Alter stehender Mann inne hatte. Es war Severus, der Präfect der Provinz Lugdunum; später bestieg er unter dem Namen Septimius Severus den Kaiserthron, und unter ihm fand dann die fünfte Christen-Verfolgung Statt, eine der heftigsten von allen.

Von seiner Reise eben zurückgekehrt und bereits von dem Aufruhr, der in der Stadt herrschte, in Kenntniß gesetzt, drängte es ihn, sich über die Sache vollständig zu unterrichten. Sein erstes Wort war die Ankündigung, daß er am folgenden Tage den Richterstuhl auf dem alten Forum besteigen werde.

Severus, ein Africaner mit eisenfestem Körper, brauner Haut, starren Zügen, verächtlich kaltem und stierem Blick, mit finsterm Gesichtsausdrucke bei ungeschlachtem und steifem Benehmen, war schon jetzt, was er in der Folge als Kaiser nur besser und großartiger kund geben konnte, ein militairischer Tyrann. Auf Gottes weiter Welt kannte und schätzte er nur Eines, den Soldaten, so daß er eines Tages seinem Sohne Caracalla den Rath geben konnte: „Behandele die Soldaten gut und mache dir nichts aus allen Uebrigen.“ [1])

[1]) Vergleiche die Notiz am Ende des Bandes.

Der Stuhl, auf welchem der Präfect zu Gericht zu sitzen pflegte, stand an dem einen Ende des oben genannten Platzes unter einer bedeckten, von Säulen getragenen Galerie und war an dem bezeichneten Morgen bereits in aller Frühe von Kriegern und von Lictoren mit ihren Beilen und Ruthenbündeln umgeben. Auch der römische Soldat ließ sich im Nothfalle als Henkersknecht gebrauchen und handhabte das Beil mit derselben Handwerksmäßigkeit wie das Schlachtschwert.

Als Severus sich inmitten dieser furchterweckenden Schaar niedergelassen hatte, gab er Befehl, die Gefangenen der letzten Tage, welche des Bekenntnisses der christlichen Religion angeklagt seien, alle zugleich vorzuführen.

Die Bekenner erschienen, Psalmen singend und sich gegenseitig aufmunternd zur Standhaftigkeit im Glauben. Nachdem sie nach dem Geschlecht zu beiden Seiten aufgestellt waren, begann das Verhör. Zuerst wurden die Männer vernommen. Der Präsident begann mit dem ehrwürdigen Zacharias und ließ ihn auf die manchfachste Weise foltern, um ihn zum Eingeständniß der Verbrechen zu zwingen, welche man den Christen lügenhafter Weise Schuld gab. Aber der heilige Priester bekannte sich ohne Furcht zum christlichen Glauben; Severus konnte aus ihm nur solche Antworten herausbringen, welche zum Lobe des wahren Gottes, zur Beschämung der Heiden und ihren Götzen zur Schmach gereichten.

Eine aus Fremden und Einheimischen gemischte Volksmenge füllte das Forum. Bei einem solchen unerwarteten Resultat erhob sich von allen Seiten Gemurmel, so daß der Präsident von weitern Fragen abstand. Er ließ nun den Diakon Sanctus und dann den neubekehrten Matu-

rus vorführen; allein auch diese beiden Christen zeigten unter den Folterwerkzeugen eine unerschütterliche Festigkeit. Der Richter und die Peiniger erkannten sich als besiegt.

Jetzt wandte sich Severus an Ulpius mit der Frage: „Bist du nicht ein alter Soldat?"

„Allerdings; ich war Centurio."

„Warum widersetzest du dich unsern Kaisern, da du doch in ihren Legionen gedient und den Soldateneid abgelegt hast?"

„Ich widersetze mich ihnen nicht," antwortete Ulpius. „Oder hast du Beweise, die mich sträflichen Ungehorsams bezüchtigen?"

„Haben sie nicht Gesetze erlassen gegen die Annahme der Religion jenes Galiläers, welche nur Lüge und Aberglaube ist?"

„Marcus Aurelius hat freilich derartige Gesetze erlassen, aber im Anfange seiner Regierung. Seitdem hat er sein Urtheil über die christliche Religion geändert."

„Du irrst dich."

„Durchaus nicht; der Kaiser hat die Vortrefflichkeit unserer Lehren anerkannt."

„So etwas ist mir nie zu Ohren gekommen. Was willst du damit sagen?"

„Ich behaupte nur eine Thatsache. Du wirst dich erinnern, daß vor drei Jahren, als Marcus Aurelius einen Feldzug gegen die Sarmaten und andere deutschen Völker machte, das römische Heer in den unfruchtbaren Gebirgen des Landes der Marcomannen von den Barbaren, die uns an Zahl überlegen waren, eingeschlossen wurde. Es war mitten im Sommer; die Hitze war unerträglich und dabei nirgends Wasser zu finden. Da stand nun die

zwölfte Legion, wozu auch ich gehörte, und welche fast ausschließlich aus christlichen Soldaten und Anführern zusammengesetzt war."

Bei dem Worte „christlich" erhob das Volk ein Gemurmel, das allmälig in wildes Geschrei überging. Severus, obwohl wissend, worauf der brave Krieger hinaus wollte, gebot dennoch der Menge Schweigen und ließ Ulpius fortfahren.

„In dieser äußersten Noth warfen sich die christlichen Soldaten der zwölften Legion auf die Kniee und flehten im Angesichte des Feindes, der sie verhöhnte, inständig ihren Gott an. Mit einem Male überzog sich der Himmel mit Wolken, und der Regen floß in Strömen auf die Römer nieder. In der ersten Hitze des Durstes fingen sie mit dem Munde selbst das Wasser auf; dann aber füllten sie ihre Helme und sättigten sich und ihre Pferde. Die Barbaren glaubten, der günstige Augenblick zu einem Angriffe sei gekommen und standen im Begriffe, auf die mit Trinken beschäftigten Römer loszustürzen. Doch der den Römern günstige Himmel schleuderte einen furchtbaren Hagel auf ihre Feinde. Blitze fuhren dabei nieder und zersprengten ihre Reihen, während ein sanfter und wohlthuender Regen die Schaar des Marcus Aurelius erquickte. Dieses Wunder verschaffte den Römern den Sieg. Die Barbaren warfen ihre Waffen hin und suchten bei uns Zuflucht vor den vernichtenden Schlägen."

„Alles das weiß ich so gut wie du," unterbrach Severus. „Ich habe dich nur deshalb forterzählen lassen, um dich desto mehr zu beschämen, denn ich ahne schon, was du für einen Schluß aus dieser Geschichte ziehen willst."

„Der Schluß ergibt sich von selbst," versetzte Ulpius.

„Das ganze römische Heer sah das Ereigniß, welches ich eben als ein wunderbares bezeichnet habe, und schrieb es dem Gebete der christlichen Soldaten der zwölften Legion zu.“

„Nichts ist lächerlicher, als ein solcher Schluß,“ meinte der Präsident. „Die Christen haben gar keinen Antheil an diesem Wunder.“

„Ich verstehe dich,“ sagte Ulpius mit einem mitleidigen Lächeln, „du schreibst es ohne Zweifel dem ägyptischen Zauberer zu, welcher sich im Gefolge des Kaisers befand, und der, wie unsere Feinde behaupten, vermittels seiner Zauberkünste den Mercur und die Götter der Luft beschwor und dadurch zur rechten Zeit Regen erlangte.“

„Doch nicht; dieses wunderbare Ereigniß erklärt sich einfach durch die Tugend und Frömmigkeit unseres göttlichen Kaisers.“

„Wahrhaftig,“ versetzte Ulpius, „ich meine, eine Münze gesehen zu haben, mit dem Bildnisse des Marcus Aurelius auf der einen Seite und des Mercur auf der Kehrseite, in einer Hand eine Schale, in der andern seinen Stab haltend. Die Umschrift lautete: Pietas imperatoris — Gottesfurcht des Kaisers — nebst Jahreszahl.“ [1])

„Ganz richtig,“ bestätigte Severus.

„Außerdem,“ fuhr der frühere Centurio fort, „habe ich ein Bild gesehen, das den Marcus Aurelius mit zum Himmel erhobenen Händen darstellt, während die ihn umgebenden Soldaten den Regen mit ihren Helmen auffangen.“ [2])

[1]) Diese Münze ist noch vorhanden.

[2]) Themistius.

„Die Darstellung des Wunders auf der Säule des göttlichen Marc Aurel zu Rom nicht zu vergessen!“ unterbrach ihn der Präsident.

„Ja, ich erinnere mich, gehört zu haben, daß auf dieser Triumphsäule ein Jupiter Pluvius ausgehauen ist, der aus der Höhe unter Blitz und Donner Regen niedergießt. Während die Barbaren getroffen zur Erde stürzen, stehen die Römer in ihrer Waffenrüstung aufrecht da.“ [1])

„Vortrefflich,“ bemerkte Severus entzückt. „Du gibst also doch zu, daß nicht das Gebet deiner Gesinnungsgenossen, sondern nur die Gottesfurcht des Fürsten die Ursache des Wunders gewesen ist?“

„Ich soll zugeben, was dem Kaiser selbst nie eingefallen ist zu behaupten?“ antwortete Ulpius lächelnd.

„Was ist das für eine Sprache?“ donnerte Severus, die Stirne runzelnd.

„Es ist meine Ueberzeugung,“ antwortete muthig der frühere Centurio, „daß jene Münzen, Bilder und Darstellungen nur ein Werk der Schmeichelei sind. Es gibt andere Denkmäler des Wunders, und diese sind wahrheitsgetreu.“

„Welche meinst du? Bringe vor was du davon weißt. Ich bin bereit, von dir zu lernen,“ setzte der Präsident mit geringschätzender Miene hinzu.

„Nach der Errettung erließ Marcus Aurelius an die zwölfte Legion einen Tagesbefehl, worin er die Christen lobt und sagt, die Legion, welche bisher den Namen der »blitzenden« geführt, verdiene ihn jetzt erst recht und möge

[1]) Die Säule mit diesen Darstellungen in erhabener Arbeit steht noch heute auf der Piazza Colonna in Rom. Vergl. die betreffende Notiz am Schlusse der Erzählung.

ihn von da ab als ehrende Auszeichnung betrachten. Später schrieb er an den Senat einen Brief des Inhaltes, daß sein Heer in Deutschland, von Durst fast verschmachtend, auf das Gebet der Christen Regen erlangt habe. Du wirst nicht minder das Zeugniß aller Soldaten des Heeres achten, die gleich nach dem Ereigniß das Wunder der zwölften Legion zuschrieben." [1])

„Daran ist kein wahres Wort!" schrie Severus unwillig.

„Du glaubst es nicht?" versetzte Ulpius mit einiger Aufregung. „Das ist erklärlich, weil du nicht dabei warst. Aber ich war zugegen; damals war ich schon lange Zeit Centurio bei meinen ruhmbedeckten Kriegsgesellen. Ich habe mit ihnen gebetet, ich sah die Wolken sich zusammenziehen und sich entladen. An der allgemeinen Freude und Verwunderung nahm auch Kaiser Marcus Aurelius Theil und sprach öffentlich unser Lob aus. Das habe ich alles gehört und gesehen, und bin bereit, die Wahrheit meiner Aussage mit meinem Blute zu besiegeln."

„Schweige," herrschte der Präsident, von Wuth hingerissen den Redenden an; „laß ab von deinen Phantasieen!"

„Die Wahrheit geht mir über alles, und ihr werde ich Zeugniß geben bis in den Tod," erklärte der brave Soldat.

„Ich werde schon Mittel finden, dich zu lehren, was Wahrheit ist."

„Ich fürchte nicht, daß eines der Mittel, die dir zu Gebote stehen, mich von meiner Ueberzeugung abbringen wird."

Severus beeilte sich, diesen unerschrockenen Christen ab-

[1]) Tertullian.

führen zu lassen und wandte bei ihm nicht einmal die gewöhnlichen Folterwerkzeuge an, da er von vornherein seiner eigenen Niederlage sicher war.

Aus Furcht, seitens der übrigen Christen eine ähnliche Demüthigung zu erfahren, verzichtete er darauf, die Leidensgefährten des Ulpius in Untersuchung zu ziehen. In der Hoffnung, mit dem schwachen weiblichen Geschlechte glücklicher zu sein, ließ er Materna mit dem Beinamen Almasa vor sich führen und hieß sie, unter Vorzeigung der Marterwerkzeuge, ihren Aberglauben abschwören. Diese aber, von den in ihrer Nähe stehenden Freunden Zacharias und Maturus durch Geberden und Worte zur Standhaftigkeit aufgemuntert, beantwortete die Drohungen des Richters mit verächtlichem Lächeln. „Mein Glaube,“ sagte sie, „weicht weder der Gewalt noch der Verführung; du wirst ihn mir nicht aus dem Herzen reißen.“

„Ich sehe,“ versetzte Severus, „der Wahnwitz hat dir den Kopf verdreht; einiges Nachdenken wird dich, nachdem du weißt, was dem Starrsinn bevorsteht, vielleicht zur Besinnung bringen. Diese Muße will ich dir gönnen.“

Er ließ dann Materna abführen und Antonia an ihren Platz stellen. Diese schien wegen ihrer zartern Erziehung und ihrer vornehmern Stellung der Furcht zugänglicher zu sein.

Als die edele Jungfrau mit gebundenen Händen vor den Richterstuhl trat, lief ein Gemurmel durch die Volksmasse; man erkannte in ihr die schönste und reichste Patricierin von Lugdunum. Die Blicke Aller waren daher mit gespannter Neugierde auf sie gerichtet. Man wartete mit Ungeduld auf ihre Antworten und fragte sich, ob sie sich entschließen werde, für den Glauben zu leiden.

Der treulose Statilius Veruna stand mit Cajus Priscus am Fuße des Richterstuhles. Er schien mit seinen zornerglühten Augen Antonia durchbohren zu wollen. Sabinus Fuscus war nicht erschienen. Seine schimpfliche Niederlage im Athenäum hatte er noch nicht verschmerzt; dabei gab es noch andere Gründe für ihn, wegzubleiben.

Von einer andern Seite aus ermuthigten Pompeja, der unermüdliche Attalus, der edele Epagathus und mehrere andere Christen und Christinnen, welche Antonia gut sehen konnte, sie durch Geberden zur standhaften Ausdauer im Bekenntniß des Glaubens.

Hinter ihr befand sich der ehrwürdige Zacharias, der ihrer Jugend und ihres schwachen Gemüthes wegen in großer Besorgniß war. Dort stand auch die treue Blandina. Marcellus, Valerianus, viele glaubensmuthige Bekenner und alle andern Christen bis auf Tacitus Aricius feuerten sie an durch ihre unerschrockene Haltung.

Severus forderte Antonia gleich ihren Vorgängern auf, den Glauben zu verleugnen. Die weigerte sich mit Entschiedenheit. In seinem Aerger, immer dieselbe Antwort, und dazu noch von schwachen Frauen, zu vernehmen, rief der Präsident: „Man spanne sie auf die Folterbank!“

Die Peiniger kamen heran, ergriffen Antonia und beraubten sie theilweise ihrer Kleidung. Die edele Gallo-Römerin erröthete vor Scham bei dieser rücksichtslosen Behandlung, und auf Severus einen strafenden Blick werfend, sagte sie: „Du hast kein Recht, mit mir so zu verfahren.“

„Wer könnte mich daran hindern?“ versetzte der Präsident etwas ruhiger.

„Ich bin die Tochter eines Patriciers; mein Rang schützt mich vor solchen Demüthigungen.“

„Vorwärts! Gebt ihr kein Gehör!“ befahl Severus seinen Lictoren.

Die Henkersknechte bemächtigten sich nun der zitternden Jungfrau, legten sie auf die Folterbank und banden sie an Händen und Füßen fest, so daß ihr Körper in der Schwebe hing. Trotz der schmerzlichen Spannung der Glieder gab Antonia keinen Laut der Klage von sich; sie war bleich, ihre Augen waren geschlossen und ihre Lippen bebten. Noch ein Mal forderte Severus sie auf, ihren Glauben zu verleugnen, sonst würde er sie wie eine niedrige Sklavin peinigen lassen. Die Jungfrau willigte zwar nicht ein, aber sie schwieg: das erste Zeichen der Schwäche, das ihre Freunde sehr beunruhigte. Pompeja, Attalus, Epagathus und die andern Christen wandten einander ängstliche, fragende Blicke zu. Alle flehten inbrünstig um Hülfe von Oben für ihre wankelmüthige Schwester in dieser Stunde der Prüfung.

Die Heiden waren schon siegesfroh. Durch das Beifallsgemurmel des Volkes und die Aussicht auf Erfolg gehoben, erneuerte Severus die schreckliche Frage mit den furchtbarsten Drohungen. Antonia antwortete noch immer nicht.

Nun sagte der Präsident, zu den Peinigern gewendet: „Rüstet euch!“ Diese griffen zu den Rädern, durch deren Herumdrehung man die Glieder ausrenken konnte. „Macht euere Sache gut!“ befahl Severus. Die Schergen schritten ohne Verzug an's Werk.

Bei der ersten Radumdrehung, welche ein Krachen in den Gelenken und einen heftigen Schmerz verursachte,

stieß Antonia einen Angstschrei aus; es kam das Wort: „Gnade!" über ihre Lippen. Zum Glücke hörte es Niemand, denn ein neuer Zwischenfall hatte gleichzeitig die Aufmerksamkeit des Volkes und des Präsidenten von ihr abgelenkt. Vettius Epagathus hatte die Reihe der Soldaten durchbrochen und sich neben der Folterbank, worauf Antonia ausgespannt lag, aufgestellt. Auf Antrieb seiner aufrichtigen Liebe zu Gott und den Nächsten beabsichtigte der junge Redner, den Severus zur Rechenschaft zu ziehen. Aber dieser kam ihm zuvor und fragte unwirsch nach seinem Begehren.

„Severus," antwortete kühn Epagathus, „es ist mir unmöglich, ohne Unwille Zeuge deiner Grausamkeit gegen schwache Weiber und deiner ungerechten Urtheile gegen die Christen zu sein."

„Ich verfahre mit ihnen, wie sie es verdienen," versetzte der Präsident.

„Was haben sie denn verbrochen?"

„Sie sind schändliche Verbrecher, sie halten abscheuliche Gastmahle. Wie kannst du für sie deine Stimme erheben?"

„Ich weiß, worauf du anspielst. Aber solche Anschuldigungen sollten verdienter Maßen von jedem vernünftigen Menschen mit mitleidigem Lächeln beantwortet werden. Wie ist es möglich, daß man Menschen, die ihre Tugend bis zur Feindesliebe steigern, als Ungeheuer verschreit? Und wen wird man im Ernste glauben machen, daß diese Jungfrauen, denen das Schamgefühl höher als das Leben steht, öffentliche Dirnen seien?"

„Wenigstens wirst du zugeben, daß die Christen gottlose Menschen, Atheisten sind.“

„Wiederum falsche Anschuldigungen,“ bemerkte Epagathus mit großer Ruhe. „Gestatte Severus, daß ich mich der Unglücklichen annehme. Da du sie richtest und die Zahl der Ankläger so groß ist, so ist es doch billig, daß sie wenigstens einen Vertheidiger haben. Ich mache mich anheischig, dir den klaren Beweis zu liefern, daß sie weder gottlos, noch Atheisten, sondern nur Opfer gehässiger Verleumdungen sind.“

Inzwischen hatte die Menge, welche den Richterstuhl umgab, in dem kühnen Jünglinge alsbald den preisgekrönten Sieger im Athenäum erkannt. Sein Erscheinen gefiel anfangs; alle sahen mit Bewunderung auf ihn hin und Einer sagte dem Andern: daß ihm in Lugdunum und ganz Gallien Keiner an Beredtsamkeit gleich käme; er sei eine Zierde des Landes. Als aber das verdorbene Volk seine Absicht erfahren, verwandelte sich mit einem Schlage seine Ehrfurcht gegen den Jüngling in Wuth; denn es fürchtete, seine Beredtsamkeit möchte die Anordnungen des Richters zu Schanden machen oder allzu klar die Unschuld der Christen und die Ungerechtigkeit ihrer Feinde an den Tag legen.

Allein der Haufe hatte keinen Grund zu dieser Besorgniß; denn Severus theilte den allgemeinen Haß gegen die Christen, und zudem war es nicht seine Art, auf ein gefälltes Urtheil noch ein Mal zurückzukommen. Er stellte dem so natürlichen und vernünftigen Verlangen des Epagathus einfach die bittere Frage gegenüber: „Bist du auch ein Christ?“

„Das bin ich," antwortete Epagathus mit lauter und fester Stimme; „ja, ich bin stolz auf diesen Ehrennamen."

„Ergreift diesen Wahnsinnigen," befahl der Präsident aufgebracht; „bindet ihn, wie die Andern."

Die Lictoren entledigten sich dieses Auftrages und stellten ihn gebunden zu den Bekennern, zwischen seinen Oheim Zacharias und Maturus, während Severus ihm die höhnende Bemerkung zuwarf: „Nun magst du deine Advocatenrolle übernehmen."

„Diese Bezeichnung," gab der junge Redner zur Antwort, „gereicht mir vor Gott und meinen Brüdern zur Ehre."

Vettius Epagathus verdiente mit Recht den Namen eines Vertheidigers der Gläubigen. Hatte er doch seine Freiheit, ja sein Leben für sie auf's Spiel gesetzt. Sein Beispiel übte aber auch eine heilsame Wirkung auf Antonia aus. Sie schien auf's neue aufzuleben und freudig die neue Marter, die Severus ihr anthun ließ, zu tragen. Diese Standhaftigkeit der edeln Jungfrau erfüllte namentlich Epagathus mit Freude. Er dankte Gott, daß er sie durch seine entschlossene That vor dem Abfall bewahrt hatte. Severus, erbittert über den Muth, welcher durch das Auftreten des Epagathus auf's neue die Martyrer beseelte, schloß das Verhör und gab Befehl, die Christen in den Kerker abzuführen.

Attalus, Pompeja und ihre Freundinnen gingen mit dem tröstlichen Bewußtsein, keinen von ihren Brüdern durch Abfall verloren zu haben.

## X.

### Die heidnischen Sklaven bringen die Schandthaten der Christen an den Tag.

Der Erfolg, den Epagathus durch sein glaubensmuthiges Auftreten erzielt hatte, war nicht von langer Nachwirkung. Schon gleich am folgenden Morgen ließ Severus mit Verhör und Folter wieder beginnen, und als der Abend kam, war der Abfall mehrerer der Gefangenen vollendet.

Antonia, Rhodana, Julia, Aemilia und Trophima, und von den Männern October, Titus und Aricius hatten ihre Probe nicht bestanden und Christum verleugnet; Letzterer dazu noch unter Umständen, die sein Benehmen als besonders feige und strafwürdig erscheinen ließen. Aristeus, Philumenus und Biblis waren eine Zeit lang standhaft geblieben, nachher aber erlegen, gleichwie die Andern.

Die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange dieses zweiten Tages versenkte die ganze Kirche von Lugdunum in die tiefste Trauer. Zwar hatten Viele, wie Zacharias, Maturus, Sanctus, Almasa, Blandina, Marcellus, Valerianus und Ulpius ihren Glauben ruhmvoll bekannt und in den ärgsten Qualen einen unbesiegbaren Muth bewiesen; aber ihre Standhaftigkeit ließ die Gläubigen die Schwäche der Uebrigen fast noch schmerzlicher empfinden. Selbst der Dank gegen Gott, welchen die Martyrer in den Gefängnissen für den ihnen verliehenen Beistand gen Himmel schickten, war mit herber Wehmuth gemischt. Besonders fühlte die ehrwürdige Pompeja einen unaussprechlichen

Kummer. Sie war untröstlich über die Schuld so vieler Lieben, die ihr am Herzen lagen, und Tag und Nacht vergingen ihr unter unablässigem Weinen und Gebet.

Auch der heilige Bischof Pothinus ward auf's schmerzlichste ergriffen durch die Kunde, daß ein Theil seiner Heerde dem Wolfe als Beute anheimgefallen war. Seufzend und im Tone der tiefsten Niedergeschlagenheit sprach er zu Attalus, der ihm die Trauerbotschaft überbrachte: „Ich erkenne in alle dem den Finger Gottes. Er hat Diejenigen strafen wollen, welche, in vermessenem Vertrauen auf die eigene Kraft, dem ausbrechenden Kampfe ohne Vorbereitung sich bloßstellten. Die Unglücklichen! Möge der Herr ihnen gnädig sein!"

„Ach, sie sind wohl tief zu beklagen," tröstete Attalus, „aber die Erbarmungen Gottes sind ja unendlich."

„Ja, beten wir für unsere armen Brüder; geben wir die Hoffnung nicht auf, daß sie sich von ihrem tiefen Falle wieder erheben! — doch sage mir, Attalus," fuhr er nach einer Pause wieder fort, „was ist aus ihnen geworden? Wo sind sie jetzt, die Armen?"

„Noch immer nicht in Freiheit. Man hat sie in das Gefängniß zurückgebracht, aber getrennt von den standhaften Bekennern Christi."

„Gott Lob, so können wir sie doch besuchen und liebend ihnen unsern Beistand leihen. Attalus, mein lieber Sohn, siehe, dir trage ich die Sorge für sie auf. Thue, was du vermagst, um ihnen in dieser bedrängten Lage zu Hülfe zu kommen!" Und der würdige Greis vergoß, indem er dieses sprach, einen Strom von Thränen. „Gerade jetzt," fügte er dann mit bewegter Stimme hinzu, „gerade jetzt treten mir die himmlischen Worte meines unvergeßlichen

Lehrers Polykarpus vor die Seele, der nicht müde wurde, mir Nachsicht und Milde gegen reuige Büßer zu empfehlen. Er war ein würdiger Schüler des heiligen Johannes, des Jüngers, den Jesus besonders liebte, und der, an Seiner Brust ruhend beim letzten Abendmahle, Seine Liebe in vollen Zügen trank. Er wies mich immer von neuem darauf hin, daß ein guter Hirt die neunundneunzig getreuen Schäflein verlassen und dem einen verlorenen nachgehen muß, bis er es findet. Die Stunde ist gekommen, mein theuerer Attalus, um diese heilige Vorschrift zu erfüllen."

„Dein Wort ist uns Befehl," gab Attalus gerührt zur Antwort, und er kniete nieder, um den Segen des neunzigjährigen ehrwürdigen Greises zu empfangen. Dann entfernte er sich, um das fromme Liebeswerk in Angriff zu nehmen.

Auf seinen Ruf traten die freigebliebenen Christen zusammen. Sie hielten Rath, was nun zu thun sei, und vertheilten unter sich die Pflichten, welche die Einzelnen bei der Fürsorge für die Gefangenen übernehmen sollten. Besonders zeichneten sich hierbei Pompeja, Epipodius, Alexander, Quarta, Macarius und Alcibiades durch einen unermüdlichen Eifer aus. Sie trugen kein Bedenken, ihr Leben den größten Gefahren auszusetzen, um die Martyrer zu besuchen, zu trösten und sie zu ermuthigen, daß sie ihre Fesseln segnen und ihrer ruhmvollen Leiden sich freuen sollten. Und ihr Verdienst war in der That groß; denn der Versuch, in die Gefängnisse einzudringen, bot die manchfaltigsten Schwierigkeiten dar, die nur mit Geschicklichkeit und Ausdauer, sowie mit Geld und vielen Bitten langsam zu überwinden waren.

Allein zu ihrer schmerzlichsten Betrübniß wollte es diesen christlichen Helden nicht gelingen, auch zu den Abtrünnigen Einlaß zu bekommen. Severus hatte aus Furcht, die Gefallenen möchten durch den Einfluß, der von Seiten der übrigen Christen ohne Zweifel auf sie geübt werden würde, etwa wieder zur Buße und Umkehr gebracht werden, den Wächtern unter Todesstrafe verboten, irgend Jemand in ihre Nähe zu lassen.

Diese harte, betrübende Maßregel benahm den Gläubigen jede Hoffnung, ihre unglücklichen Brüder zur Reue zu bewegen. Sogar von den standhaften Bekennern fielen nachträglich noch Mehrere ganz kläglich vom Glauben ab, und selbst Einige von denen, die früher mit so opferwilliger Hingebung sich dem Dienste der Gefangenen gewidmet hatten, erkalteten in ihrem Eifer.

So lebte die gesammte Kirche von Lugdunum in fortwährender Aufregung und sah mit Schrecken dem ungewissen Ausgange des Kampfes entgegen.

Ermuthigt durch den über mehrere Schwache errungenen Erfolg gab nun Severus den Befehl, umfassende Nachforschungen anzustellen und alle diejenigen, welche sich als Christen bekennen würden, sofort in Haft zu bringen.

Jetzt ließen Fuscus, Veruna, Cajus Priscus und viele andere einflußreiche Männer von Lugdunum, die von wildem Hasse gegen die Christen entbrannten, eine Abtheilung Soldaten die Stadt durchziehen und alle Wohnungen durchsuchen. Keines Asyls wurde geschont. Die Gläubigen fielen zu Hunderten in die Hände ihrer Feinde. Auch die hervorragendern Häupter der Kirche, wie Attalus, Macarius, Alcibiades, Quarta, Jamnia, wurden ergriffen und mit der übrigen Menge in die Gefängnisse abgeführt.

Selbst heidnische Sklaven, die in vornehmen christlichen Häusern dienten, nahm man gefangen.

Unter der Zahl der Letztern befand sich auch Aper. Als Heide hatte er auf Schonung gerechnet. Aber Fuscus, der die Verhaftung der Sklaven im Hause der Antonia übernommen, hatte nicht Lust, mit Aper eine Ausnahme zu machen. Er erinnerte sich, daß dieser ihm einst den Rath gegeben, im Athenäum öffentlich als Redner aufzutreten, und so betrachtete er ihn als den eigentlichen Urheber seiner Schande. Darum freute er sich, nun eine Gelegenheit zu finden, an ihm Vergeltung üben zu können. Er ließ ihn in einen feuchten, dunkeln Kerker bringen, in welchem keine Christen, sondern nur ein paar andere heidnische Sklaven sich befanden.

Fuscus hatte gleich die Anordnung getroffen, daß Niemand zu Aper hineingelassen würde. Aber siehe, noch in derselben Nacht, da die Verhaftung geschehen war, fand sich ein Mann, tief verhüllt in seine Toga, an der Thüre des Kerkers ein. Er mußte mit den Wächtern sich verständigt haben, denn diese ließen ihn sofort eintreten, ohne auch nur eine Frage an ihn zu richten. Ja noch mehr: sie brachten die Mitgefangenen Aper's hinweg und ließen den Besucher mit dem Sklaven allein.

Die Unterredung währte lange, und als der Unbekannte, der kein Anderer, als Statilius Veruna war, sich entfernte, trugen seine Mienen den Ausdruck der vollsten Befriedigung.

Kaum war der Tag angebrochen, so bestieg Severus seinen Richterstuhl und ließ Aper mit den übrigen Sklaven, die mit ihm eingeschlossen gewesen, erscheinen. Dieser Befehl überraschte Fuscus, der eine Art Aufsicht über die

Gefangenen führte, höchst unangenehm. Er hatte gehofft, der Statthalter würde sich um diese elenden Menschen wenig kümmern, so daß dieselben seiner Rachgier als leichte Beute überlassen blieben. Gleichwohl mußte er gehorchen. Die Sklaven wurden vor Severus hingeführt; Veruna befand sich an der Seite des Letztern. Der Richter ließ zunächst Aper vortreten und begann mit ihm das Verhör.

„Ich höre, daß du in der vergangenen Nacht Geständnisse gemacht und erklärt hast, du seiest bei der Feier der christlichen Geheimnisse zugegen gewesen. Ist dem so?"

„Ja, Herr."

„Nun, so sage, was du gesehen hast!"

„Schreckliche Dinge," antwortete der Sklave unverschämt. „Aber ich getraue mir nicht, dir etwas davon zu offenbaren."

„Warum nicht? Ich befehle es!"

„Man hat mir mit dem Tode gedroht, wenn ich das Geringste verrathe, und meine Feinde sind mächtig."

„Fürchte nichts! Sprich nur frei, mein Arm wird dich beschützen."

„O, zwinge mich nicht, Herr!"

„Sprich, Sklave, oder ich befehle diesen Henkern ...." rief Severus mit gebieterischer Stimme.

„Gnade, Gnade! Ich will dir nichts verbergen," jammerte Aper.

„So gib an, was du bei den nächtlichen Zusammenkünften der Christen gesehen hast. Ist es wahr, daß die Jünger des Gekreuzigten dabei schändliche Mahle feiern?"

„Es ist vollkommen wahr, Herr. In meiner Gegenwart haben sie ein Kind geschlachtet, den Leichnam mit

Mehl bestreut und gebraten, sodann ihr Brod in das Blut getaucht und das Ganze gegessen." [1])

„Schöne Dinge fürwahr. — Weißt du noch mehr?"

„Nach diesem gottlosen Mahle, bei dem sie aßen und tranken bis zum Uebermaß, warfen sie ein Stück einem Hunde zu, den sie an einen Leuchter festgebunden hatten. Das Thier warf mit einem Sprunge den Leuchter um, das einzige Licht, welches den Raum erhellte, und nun überließen sich alle Anwesende, Männer und Frauen, unter dem Schutze der Finsterniß einer grauenhaften Orgie, die ich nicht öffentlich beschreiben kann." [2])

„Genug, ich erlasse dir das Weitere. Aber sprich dich nun im Besondern über deine Gebieterin Antonia aus, die gewiß mit den übrigen Anhängern ihrer Secte viel verkehrte. Welche Gesinnungen hast du an ihr und ihren Freunden bemerkt?"

„Meine Gebieterin Antonia und ihre Freunde? Nur mit Abscheu kann ich an sie denken. Sie betrugen sich offen wie Feinde des Menschengeschlechtes und insbesondere des römischen Staates. So oft das Land ein frohes Ereigniß feierte, hüllten sie sich in Trauer; wenn sie dagegen von einem allgemeinen Unglück hörten, zeigten sie die höchste Freude, und nichts wäre ihnen erwünschter, als der Untergang unseres ganzen Reiches."

[1]) Diese Verleumdung hing zusammen mit der mißverstandenen Lehre vom h. Abendmahle, die nach strengen Vorschriften in den ersten Jahrhunderten vor den Heiden möglichst geheim gehalten werden mußte.

[2]) Derartige entehrende Gerüchte hatte der Haß der Juden den Christen schon in frühester Zeit angedichtet; einmal im Umlauf, erhielten sie sich durch Jahrhunderte.

„Das glaube ich gern,“ bestätigte Severus. „Man sieht sie auch nie an unsern Festen und Vergnügungen sich betheiligen.“

„Im Gegentheil. Sie geben sich den Schein, als müßten sie an solchen Tagen durch Schmerz und Buße die zahllosen Vergehen sühnen, die sie an uns sehen wollen, während sie umgekehrt, sich nicht scheuen, die Trauertage unseres Landes in Lust und Freude zu verjubeln. Sie meiden selbst unsere Jahrmärkte mit aller Sorgfalt, oder wenn sie dieselben besuchen, so geschieht es nur, um den einen oder andern Sklaven zu kaufen und zu ihrem Aberglauben zu verführen. Kurz, ich darf sagen, sie sind geschworene Feinde aller bestehenden Religionen.“

„Das ist offenbare Thatsache. Sie beten keine von den Gottheiten an, die wir in unsern Tempeln verehren. Sie haben weder Altäre, noch Opfer, noch Statuen von den Landesgöttern. Sie sind also ungläubig und rufen den Zorn der Unsterblichen über uns Alle herab, wenn wir sie in unserer Mitte dulden, anstatt sie vom Erdboden zu vertilgen.“

„Noch mehr, Herr. Durch ein geheimnißvolles Band miteinander verknüpft, bilden sie eine Verschwörung, welche sich durch alle Theile des Reiches verzweigt. Geld wird in Masse verwendet, um die Armen zu bestechen und sie an ihren Geheimbund zu fesseln. Ueberdies treiben sie allerlei verborgene Wissenschaften und Künste, mit Hülfe deren sie die schauderhaftesten Verbrechen verüben.“

„Kein Wunder! Die Secte stammt ja aus dem Orient, dem Vaterlande aller Zauberei. Doch fahre fort, Sklave. Was weißt du sonst noch von den Christen?“

„Nichts weiter, Herr!“

„Gut! Dein Eifer und deine Treue sollen belohnt werden.“

Hiermit beschloß Severus das Verhör.

Da trat Veruna hinzu und flüsterte dem Statthalter einige Worte in's Ohr. Sofort rief dieser den Sklaven um, der eben in's Gefängniß zurückgeführt werden sollte.

„Sklave, noch Eins! Kannst du mir diejenigen nennen, welche wohl am meisten sich solcher Verbrechen schuldig gemacht haben, wie du sie eben angegeben?“

„Ach Herr, sie sind Alle schuldig; aber am meisten wohl der alte Zacharias, sein Neffe Vettius Epagathus, Maturus, Materna, besonders aber Pompeja und — von dieser ohne Zweifel verführt — Antonia, meine Gebieterin.“

„Genug! Jetzt kannst du gehen.“

Die Lictoren führten den Sklaven ab.

Sabinus Fuscus, der bei dem Verhöre zugegen war, erbleichte plötzlich, als er Antonia mit unter den Hauptschuldigen nennen hörte. Er hatte auf ihre Verhaftung nur deshalb hingearbeitet, um sie in seine Gewalt zu bringen und sie desto eher für seine Absichten zu gewinnen; keineswegs aber wünschte er ihr Verderben. Er warf dem Sklaven, als er ihren Namen nannte, einen zornigen Blick zu. Aber seine Bestürzung stieg auf's höchste, als er bemerkte, wie Aper verstohlen nach Veruna hinsah, und dieser durch ein beifälliges Kopfnicken seine Zufriedenheit zu erkennen gab. „Die haben sich sicherlich verabredet,“ dachte er, „und dieser ganze Auftritt ist ihr Werk.“

Inzwischen hatte Severus die übrigen heidnischen Sklaven, die wie Aper, in den christlichen Häusern waren ergriffen worden, vortreten lassen und mit ihnen ein

gleiches Verhör begonnen. Diese niedrigen, käuflichen Seelen legten aus Furcht vor den Strafen, mit denen sie bedroht wurden, Geständnisse ab, welche mit den Aussagen Aper's ganz im Einklange standen. Sie beschuldigten die Gläubigen, daß sie nach Art des Thyestes [1]) gräßliche Mahle feierten und sich wie Oedipus [2]) blutschänderischen Ausschweifungen überließen, daß sie überhaupt Verbrechen verübten, so furchtbar und schrecklich, wie man sich fast nicht getrauen sollte, sie zu erzählen.

Bei jeder dieser schauerlichen Anklagen erhob der Volkshaufen, welcher das Tribunal umstand, ein wildes Geschrei. Haß und Wuth steigerten sich immer mehr, und zuletzt forderten Alle blutige Rache; nur mit dem Blute dieser Verbrecher könne der der Menschheit angeheftete Schandfleck ausgetilgt werden.

Auch in der Stadt verbreitete sich bald die Kunde von den grauenhaften Unthaten, deren man die Christen schuld gab. Die heidnischen Sklaven machten Jagd auf sie wie auf wilde Thiere, und selbst diejenigen, welche bis dahin noch aus Verwandtschaftsgründen einige Rücksicht beobachtet hatten, ließen nun ihrer Wuth Zaum und Zügel schießen. So erfüllte sich die Weissagung des Herrn: „Es werden

[1]) Thyestes war der Sohn eines griechischen Fürsten Pelops. Er verführte das Weib seines Bruders Atreus, und aus Rache tödtete dieser die Söhne des Thyestes und setzte sie ihm zubereitet als Speise vor.

[2]) Oedipus, Sohn des Laios und der Jokaste, wurde von seinem Vater wegen eines Orakelspruches ausgesetzt. Später tödtete er Letztern und heirathete seine Mutter, beide, ohne sie zu kennen. Als er nach zwanzigjähriger Ehe durch einen Zufall seine Unthaten erkannte, stach er sich die Augen aus und Jokaste erhängte sich.

Tage kommen, wo Jeder, der euch tödtet, Gott einen Dienst zu thun glauben wird."

Als Severus und Veruna die wachsende Aufregung und Erbitterung unter dem Volke bemerkten, wünschten sie sich Glück zu dem günstigen Erfolge ihrer Bemühungen.

„Nicht wahr," sprach Veruna, „das Mittel, welches ich dir angerathen, hat gewirkt?"

„Vollkommen. Die Sklaven, Aper namentlich, haben ihre Rollen vortrefflich gespielt. Mit ihren Anklagen haben sie die Christen bei unserm Volke für immer verhaßt gemacht und ihnen einen Schlag versetzt, von dem sie schwerlich sich je wieder erholen werden."

„Darf ich nun auch hoffen, daß du dein Versprechen halten und mir Pompeja überlassen wirst!"

„Gewiß. Laß sie nur gefangen nehmen, ich werde mit ihr verfahren, wie du es wünschest."

„Und Antonia?"

„Sie soll kein besseres Schicksal haben."

„Wenn sie aber in ihrer Abtrünnigkeit verharrt, wirst du sie dann auch verurtheilen können?"

„Warum nicht? Keine Sorge! Aper hat des Schlimmen genug von ihr ausgesagt, so daß wir ohne Weiteres zu ihrer Verurtheilung schreiten können. Sie wird ein wenig staunen über die Anklagen, die man gegen sie erhebt, das ist alles."

„Wohl! Ich begreife. Rechne, Severus, auf meinen ewigen Dank."

Nach dieser Unterredung, welche in einem entlegenen Saale stattgefunden hatte, in den die Beiden nach der

Wegführung der Sklaven sich auf eine Weile zurückgezogen, gab der Statthalter sofort den Befehl, die Bekenner wieder vor seinen Richterstuhl zu führen.

## XI.

### Neue Kämpfe.

Die Martyrer erschienen, von den Soldaten geführt, auf's neue vor ihrem Richter. Seine Züge waren gebieterisch und strenge, sein Blick erbarmungslos.

Er befahl ihnen, wie vorhin, ihrem Glauben zu entsagen; sie aber weigerten sich.

Da ließ er sie foltern in der schrecklichsten, unbeschreiblichsten Art. Besonders richtete sich seine Wuth gegen den Priester Zacharias, der, wie er wußte, ein hervorragender Hirt der Kirche von Lugdunum war, und von dem er hoffen durfte, daß, wenn er ihn zum Abfall gebracht, sein Beispiel den Fall Vieler nach sich ziehen würde. Severus wiederholte also alle die einzelnen Verleumdungen, welche Aper und die übrigen heidnischen Sklaven vorgebracht hatten.

„Man sagt," sprach er, „daß ihr Feinde des Menschengeschlechtes und insbesondere des römischen Reiches seiet, daß ihr euch freuet über jedes öffentliche Unglück und den Untergang des Staates herbeiwünschet."

„Ich kenne diese gehässigen Anschuldigungen," gab Zacharias zur Antwort. „Sie sind unwahr; was könnte ich mehr sagen?"

„Wie hätte man aber solche Dinge erfinden können?"

„Willst du mich hören? — Wir lehren, daß alles

Große dieser Welt eitel und nichtig sei, daß die Welt einmal vergehen und dann ein allgemeines Gericht stattfinden werde. Diese unsere Lehren hat man nicht verstanden und übel ausgelegt. Ja, man hat sie noch übertrieben und, böswillig genug, gerade auf euer götzendienerisches Rom bezogen. Es wird aber auch — das ist unsere feste Ueberzeugung — ein Tag kommen, wo Rom gezüchtigt werden und Gott für unser Blut schreckliche Rache nehmen wird."

„Gleichviel! Ihr lebt dahin als Ungläubige, wohnt keinem Opfer bei und betet zu keinem von unsern Göttern."

„Euere Götter sind Stein und Staub; wir aber beten im Geiste und in der Wahrheit den Einen wahren Gott an, der Himmel und Erde und alles, was da ist, erschaffen hat. Von Ihm machen wir uns keine Bilder, und das Opfer, das wir Ihm entrichten, ist unser Gebet und die Werke der Mitbrüder."

„Und euere geheime Verbindung — was ist sie anders, als eine Verschwörung gegen die Herrschaft unserer Kaiser?"

„Was ihr Verschwörung nennt, ist nichts als eine Frucht des Gebotes unseres göttlichen Meisters, der uns belehrte, daß alle Menschen Brüder seien."

„Deine Antworten sind völlig sinnlos," erklärte Severus im Tone der höchsten Unzufriedenheit.

„Nenne vielmehr alle diese verleumderischen Anschuldigungen, die man gegen uns vorgebracht, und die du so gläubig wiederholst, sinnlos und lächerlich," erwiderte Zacharias fest und kühn.

„Schweig', Verwegener!" schrie der Richter voll Wuth.

„Du bist ein schändlicher Verbrecher, und ich werde dich schon zum Geständnisse bringen.“

Jetzt ließ Severus mit den Martern wieder beginnen. Er sowohl wie die Soldaten und das Volk richteten nun ihre Angriffe vorzugsweise auf den Diakon Sanctus, auf Maturus, den kampfesmuthigen Neubekehrten, auf Attalus, diese unerschütterliche Säule der Kirche von Lugdunum, und besonders auf Blandina, die junge Sklavin der Pompeja.

Als man die zarten Glieder dieser Letztern auf der Folter ausspannte, schickten alle anwesenden Christen heiße Gebete für sie zum Himmel. Die grausamen Qualen, denen ihr schwacher Körper zu wenig gewachsen war, flößten ihnen eine bange Besorgniß für ihre Standhaftigkeit ein, und sie flehten zu Gott, daß er entweder ihre Peiniger zur Milde stimmen oder sie durch einen baldigen Tod aus dem Kampfe befreien möge. Pompeja, welche gleichfalls, unter der Menge verborgen, der feierlichen, blutigen Glaubensprobe ihrer Sklavin beiwohnte, zitterte besonders für das schwache Kind und machte sich bittere Vorwürfe, daß sie ihr gestattet hatte, sich der Verfolgung auszusetzen; sie gab sich alle Mühe, durch Blicke und Geberden ihren Muth zu erhöhen und aufrecht zu erhalten. Aber Blandina sah nichts. Ihre Seele war ganz versenkt in Gott; den Blick unverwandt zum Himmel gerichtet, betete sie voll heiliger Inbrunst zu Dem, der die Quelle aller Kraft und alles Muthes ist. Und der Herr verließ sie nicht. Er wollte ihr demüthiges Vertrauen belohnen und an dieser jungen Sklavin zeigen, wie Er die Schwachen und Geringen erwählt, um die Großen dieser Welt zu beschämen. Blandina zeigte einen Starkmuth, der selbst

ihre Henker ermüdete. Vom Morgen bis zum Abend ertrug sie alle Qualen der Folter, ohne auch nur einen Augenblick in ihrer Treue zu wanken. Endlich mußten die Diener der Grausamkeit sich für besiegt erklären. Es schien ihnen unbegreiflich, wie ein so ganz zerrissener und zerfetzter Körper noch Leben in sich tragen könne, da nach menschlicher Berechnung jede einzelne der angewandten Folterqualen den Tod unvermeidlich herbeiführen mußte. Die Christen alle und die Martyrer, welche diesen Starkmuth sahen, lobten und priesen Gott für den errungenen Sieg, den sie nur Seiner Gnade und Hülfe zuschrieben.

Blandina war geistig nicht im mindesten gebrochen; das Bekenntniß ihres Glaubens verlieh ihr immer neue Kraft. Heilige Ruhe strahlte aus ihrem Antlitz, und die Qualen der Folter schienen sich ihr in himmlische Lust zu verwandeln, wenn sie die Worte sprach: „Ich bin eine Christin! — bei uns geschieht nichts Böses."

Severus hatte gehofft, Blandina würde bei dem schwächlichen Bau ihres Körpers die Schmerzen der Folter nicht lange ertragen und sich rasch seinen Forderungen fügen. Um so größer war sein Zorn und seine Enttäuschung, als er sah, daß ihre Standhaftigkeit seiner Bemühungen spottete. Er erklärte schließlich, daß sie für weitere Martern aufbewahrt werden sollte, und befahl, sie in's Gefängniß zurückzuführen.

Darauf wandte er sich zu dem Diakon Sanctus und ließ an ihm in derselben Weise seine Grausamkeit aus. Aber vergebens; so viele Qualen die gefühllosen Henkersknechte auch ersinnen mochten, um ihn zum Abfall zu bringen: der Martyrer ertrug sie mit übermenschlichem Muthe.

Ja, die Würde, welche ihm seine standhafte Treue und das Zeugniß, das er für seinen Gott ablegte, gab, dünkte ihm so groß und erhaben, daß er sich keinen andern Namen, als den eines Bekenners Christi beilegen mochte. Auf alle Fragen nach seinem Namen, seiner Herkunft, seinem Stand antwortete er nur: „Ich bin ein Christ!“ In diesem herrlichen Namen, glaubte er, liege alles ausgedrückt, was er zu sagen wisse; dieses Eine Wort bezeichne den Besitz aller der Güter, die nur immer dem Menschen nöthig oder wünschenswerth sein könnten.

Diese überirdische Festigkeit steigerte die Wuth des Statthalters und seiner Henker auf's höchste. Nachdem alle Erfindungen ihrer höllischen Grausamkeit sich fruchtlos erwiesen hatten, nahmen sie zu einem letzten, ausgesuchten Mittel ihre Zuflucht. Sie ließen Kupferplatten im Feuer glühen und wählten die empfindlichsten Stellen des Körpers des Sanctus aus, um sie bis auf die Knochen zu versengen.

Aber auch das vermochte nicht, dem Dulder nur ein Zucken abzugewinnen. Sein zerrissener und von Brandwunden schrecklich entstellter Leib glich keinem menschlichen Körper mehr. Aber Christus, der in ihm litt, ließ aus diesem ruhmvollen Menschenreste Seine Allmacht und Herrlichkeit strahlen; gewissermaßen verschanzt in dieser schon halb zerstörten Festung, zerschmetterte Er aus ihr heraus den Feind und ermuthigte die Gläubigen, die mit wachsender Spannung dieses großartige Schauspiel betrachteten.

Als endlich Severus die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er auch diesem Glaubenshelden kein Geständniß würde entreißen können, befahl er, ganz verstimmt, den Peinigern,

ihn loszulassen, fügte aber hinzu, daß am folgenden Tage neue und noch härtere Peinen angewandt werden sollten.

Man brachte nun Sanctus und die übrigen Blutzeugen in den Kerker zurück.

Der Tag war für die Kirche in Lugdunum ein ruhmvoller gewesen. Der Muth ihrer Bekenner hatte die Hölle beschämt, das Volk und die Henker in's höchste Erstaunen versetzt. Veruna und Severus standen finster und schweigsam da; sie fühlten, daß ihre Pläne vollständig gescheitert waren. Endlich wandte sich Statilius zu Severus und flüsterte ihm zu:

„Es ist doch schimpflich, Severus, von solch elendem Gesindel und schwachen Frauen besiegt zu werden. Ehe wir die Sitzung aufheben, müssen wir dem Volke eine Genugthuung geben."

„Aber was soll ich machen?" antwortete verdrießlich der Statthalter. „Sie zeigen ja alle dieselbe Hartnäckigkeit!"

„So laß die herbeiführen, die schon abgefallen sind. Wenn du sie zwingst, nochmals ihren Glauben zu verleugnen, so sieht die Menge, daß unsere Anstrengungen doch nicht ganz fruchtlos gewesen sind."

„Du hast Recht," antwortete Severus und befahl die Abtrünnigen wieder vorzuführen.

Primus, Philumenus, Aricius, October, Titus, Aristeus, Rhodana, Biblis, Antonia, Julia, Aemilia und Trophima wurden auf diesen Befehl wieder in's Forum geführt. Alle beharrten in ihrer unglücklichen Schwäche.

Um diesen leichten Erfolg zu vergrößern, versuchte Severus von den Abtrünnigen ein Zugeständniß der Schandthaten zu erzwingen, welche den Christen von den heidnischen Sklaven aufgebürdet worden waren. Er ließ also Aristeus

zu dem Zwecke wieder auf die Folter spannen. Aber siehe, so schwach dieser Unglückliche sich früher auch gezeigt hatte, jetzt weigerte er sich standhaft, denjenigen, die er vordem seine Brüder genannt, so abscheuliche Verbrechen zur Last zu legen.

Darauf wandte sich Severus zu den Frauen, in der Erwartung, bei ihnen eher zu seinem Ziele zu gelangen. Er fragte Biblis, auf deren Schwäche er besonders vertraute, und forderte sie auf, ihre Beschuldigungen gegen die Christen vorzubringen. Aber auch sie folgte nicht.

Ergrimmt ließ Severus sie gleichfalls foltern.

Aber unter den Leiden, die sie auszustehen hatte, ging ein günstiger Wechsel mit Biblis vor; sie kam zu sich selbst zurück und schien wie aus einem tiefen Schlafe aufzuwachen. Das Gefühl dieser vorübergehenden Schmerzen erweckte in ihr den Gedanken an jene ewige Pein der Verdammten, und sie antwortete auf die Frage des Richters: „Wie werden denn diejenigen ihre Kinder essen, denen es nicht ein Mal erlaubt ist, das Blut der Thiere zu genießen?“ Und darauf, sichtbar unterstützt von der Gnade Gottes, bekannte sie heldenmüthig sich als Christin und sühnte so ihre frühere Schuld. Sie wurde mit den Martyrern eingeschlossen.

Auch die Uebrigen wurden in's Gefängniß zurückgeführt. Severus wagte nicht, sie noch weiter zu fragen, aus Furcht, noch Mehrere möchten sich so glänzend bekehren und ihr Benehmen vom Tage vorher verdammen.

# XII.

## Heidnische Anschläge und christliche Abwehr.

Eines Morgens beim Sonnenaufgang — wenige Tage nach den im vorigen Kapitel geschilderten Begebenheiten — erging sich der Statthalter von Lugdunum in dem herrlichen Garten seines Palastes. Er athmete mit Entzücken die frische Luft und den Wohlgeruch, der seinen Rosenbeeten entströmte. Verborgen in dem Laube der großen Bäume, die, theils in Reihen stehend, Schatten bildeten, theils zu Gruppen vereinigt, angenehme Abwechselung in die Anordnung des Gartens brachten, ließen gefiederte Sänger ihre lieblichen Töne erschallen. Die Verantwortlichkeit des vergossenen Blutes und der Leiden, die er den Christen aufgebürdet, machten ihm wenig Sorge; seine Gedanken schweiften in die Zukunft und beschäftigten sich mit ehrgeizigen Plänen. Vielleicht sah Severus in der Ferne schon den hohen Rang, zu dem er in der Folge berufen werden sollte.

Wie dem auch sein mochte, dieser Morgenspaziergang schien ihn zu erquicken und zu stärken für die Staatsgeschäfte, die seiner warteten. Aber nicht lange sollte er mit seinen Gedanken allein bleiben. Ein Sklave unterbrach ihn mit der Meldung, daß im Atrium Jemand warte, der ihn sofort zu sprechen wünsche.

„Wer ist es, der mich jetzt schon stören will?“ fragte der Statthalter barsch.

„Statilius Veruna,“ antwortete der Sklave.

„So laß ihn kommen!“ befahl Severus nach kurzem Zögern; er schien ein wenig betroffen.

Gleich darauf trat Veruna in den Garten. Er war mit einer außergewöhnlichen Sorgfalt gekleidet. Das angenehmste Lächeln spielte auf seinen Lippen, und er begrüßte den Statthalter mit einer tiefen Verbeugung. Dieser betrachtete ihn überrascht und erwartete, daß er sich erklären würde.

„Erlauchter Severus,“ begann Veruna mit schmeichlerischem Tone. „Dein Ruhm....“

„Spare die Schmeicheleien,“ unterbrach ihn der Africaner. „Wir sind nicht auf dem Forum. Sprich schnell: was willst du von mir so früh am Morgen?“

„Herr,“ sagte Statilius, „ich komme, um nochmals mit dir über Pompeja zu sprechen.“

„Und was hast du mir mitzutheilen?“

„Nur wenig. Ich wünsche von dir nur die Vollmacht, mich in den Besitz der Güter der Matrone zu setzen.“

„Was? In den Besitz der Güter Pompeja's?“ rief Severus, der im Rufe stand, eine starke Vorliebe für das Geld zu haben. „Weißt du, was du forderst? Das Vermögen der Pompeja ist ungeheuer.“

„Freilich; aber ich dächte, wir wären dahin übereingekommen.“

„Niemals!“ rief Severus. „Die Person Pompeja's habe ich dir überlassen, aber nicht ihr Besitzthum. Zwischen diesen beiden Dingen ist ein großer Unterschied. Die Matrone ist von vornehmer Familie, und wir dürfen gegen sie nicht so rücksichtslos verfahren, wie dies bei Personen niedern Standes wohl angeht. Ich selbst habe, wiewohl sie Christin ist, es nicht gewagt, Hand an sie zu legen,

weil ihre hohe Abkunft und der Einfluß, dessen sie sich zu Rom erfreut, es gefährlich machen könnten, sich an ihr zu vergreifen."

„Ihre Person kümmert mich wenig; ich will ihre Güter haben."

„Aber auf welches Recht hin verlangst du diese?"

„Auf meine Verwandtschaft mit Pompeja hin, welche dir doch nicht unbekannt ist."

„Diese Geschichte kenne ich wohl; aber das genügt nicht."

„O, ich habe auch andere Ansprüche, die in den Augen des Gesetzes viel wichtiger sind," erwiderte Veruna und zog aus seiner Toga eine Pergamentrolle hervor, welche er dem Statthalter hinhielt. „Prüfe diese Urkunde," fuhr er fort, „und überzeuge dich, ob sie in guter Form ausgefertigt ist. Lies sie und du wirst sehen, daß der Gemahl der edeln Pompeja mir in Ermangelung directer Erben alle seine Güter vermacht hat. Seiner Gattin hat er nur während ihrer Lebzeit die Nutznießung derselben überlassen."

Severus überflog das Actenstück und konnte seinen Verdruß nicht verbergen. Er warf einen finstern Blick auf Statilius; dieser jedoch, ganz in seinen Plan vertieft, fuhr fort: „Bin ich nicht in vollem Rechte, Herr, und sind nicht alle Formen genau erfüllt?"

„Ich gestehe das zu," antwortete trocken der Statthalter und gab das Pergament zurück.

„Mein Recht ist also klar und unbestreitbar und ich kann den Besitz der Güter antreten?"

„Ich sehe nur ein Hinderniß: Pompeja lebt noch."

„Diese Schwierigkeit ist wohl zu heben," erwiderte

Veruna mit boshaftem Lächeln. „Die Matrone wird in der nächsten Nacht ergriffen werden, und ihren Tod hast du mir versprochen.“

„Ich werde Wort halten; denn ich darf mich rühmen, noch nie ein Versprechen gebrochen zu haben. Du wirst dich also bald dieser Erbschaft erfreuen, nach der dich so sehr gelüstet.“

„Ich kann also darauf rechnen, daß du vom Rechte der Confiscation keinen Gebrauch machen wirst?“

„Darüber darfst du dich beruhigen. — Was wünschest du noch weiter?“ fuhr er fort, als er sah, daß Statilius noch keine Miene machte, sich zu entfernen.

„Herr, noch eine zweite Gunst möchte ich mir von deinem Wohlwollen erbitten.“

„Begehrst du noch mehr Reichthümer? Soll deiner Habgier noch ein anderes Opfer anheimfallen?“

„Du hast es errathen, Herr,“ antwortete Veruna ohne einen Anflug von Scham. „Es handelt sich um das Vermögen Antonia's.“

„Sprichst du im Ernst,“ rief Severus außer sich vor Staunen, „oder treibst du deinen Scherz mit mir? Hast du ein zweites Testament, welches dir auf Antonia's Erbschaft Rechte gibt?“

„Das eine, welches ich dir gezeigt habe, genügt.“

„So löse mir dies Räthsel schnell; ich bin kein Freund von langen Umschweifen.“

„Recht gern,“ erwiderte Veruna. „Antonia hat ihr Vermögen von Pompeja; sie ist deren natürliche Erbin. Stirbt Pompeja, so fallen ihre Güter der edeln jungen Dame zu — und stirbt diese, so beerbt sie Pompeja.“

„Und sterben Beide, so bist du der einzige Erbe?“

„Ganz recht.“

„Viel Glück dazu!“ erwiderte Severus mit erzwungenem Lächeln. „Aber noch ist Antonia nicht gestorben, und im Falle sie am Leben bliebe, würdest du sogar die Erbschaft Pompeja's einbüßen.“

„Allerdings, Herr. Aber ich rechne darauf, daß sie bald aufhören wird zu leben. Du hast mir ihren Tod versprochen, und die schrecklichen Verbrechen, die Aper ihr aufgebürdet hat, erlauben dir nicht ein Mal, sie länger zu schonen.“

„Wenn ich dir mein Wort gegeben habe, so soll sie sterben,“ gab der Africaner voll Aerger zur Antwort. — „Das waren also deine Pläne, während du vorgabst, nur für mich zu arbeiten!“

„Ich habe deine Interessen nie vernachlässigt, während ich die meinigen verfolgte. Und hältst du es denn für Unrecht, daß ich auch an mich selbst gedacht habe?“

„Keineswegs,“ erwiderte Severus. — „Doch scheint es mir, als ob noch eine ungelöste Schwierigkeit der Verwirklichung deiner Pläne im Wege stehe. Kannst du hinreichende Beweise dafür bringen, daß Antonia die Erbin Pompeja's ist?“

„Wie würde ich gewagt haben, Behauptungen von solcher Wichtigkeit aufzustellen, ohne sie klar beweisen zu können? Ich werde dir vollgültige Schriftstücke vorzeigen, und im Nothfalle sollen glaubwürdige Zeugen meine Aussagen bestätigen.“

Diese Sicherheit Veruna's verdroß den Statthalter nicht wenig. Unmuthig und nachdenklich blickte er einige Augenblicke vor sich hin.

„Du wirst dich doch meinem Vorhaben nicht widersetzen?“ drängte Jener wieder.

„Nun, dieses Vorhaben wäre?“

„Ich sagte dir's schon — mich nach dem Tode Antonia's in den Besitz ihrer Güter zu setzen.“

„Ich bedauere unendlich, deinem Wunsche nicht willfahren zu können, mein guter Statilius,“ antwortete Severus rauh. „Ich habe schon über diese Güter verfügt.“

„Wie?“ rief Veruna mit schmerzlichem Erstaunen. „Sollte das wahr sein? Wer ist der Glückliche, zu dessen Gunsten du so entschieden hast?“

„Du kennst ihn; es ist Ponticus. Ich liebe ihn wie meinen eigenen Sohn, und da die Götter mir noch keinen Nachkommen geschenkt haben, so werde ich die öffentlichen Spiele, die nächstens Augustus zu Ehren abgehalten werden sollen, benutzen, um diesen Jüngling in aller Form vor dem Volke zu adoptiren.“

„Ponticus?“ rief Veruna bestürzt. „Höre ich recht, Severus?“

„Ich theile dir einen Plan mit, den ich sicher verwirklichen werde.“

„Was? Du wolltest Ponticus vor dem ganzen Volke an Kindesstatt annehmen! Du kannst nicht daran denken!“

„Nun, was ist denn daran Ungewöhnliches? Sieht man denn nicht alle Tage, daß vornehme Römer, Consuln und Oberpriester in ähnlicher Weise verfahren?“

„Ich bin weit entfernt, das zu leugnen; aber sie hüten sich wohl, in ihre Familien Brüder von Sklaven aufzunehmen.“

„Was willst du damit andeuten?“ fragte Severus in gereiztem Tone.

„Ich will sagen, Herr, daß dein junger Günstling eine elende Sklavin zur Schwester hat. Du kennst sie; sie ist Christin und heißt Blandina," erwiderte Veruna mit spöttischem Lächeln.

„Du lügst!" fuhr jetzt der Statthalter voll Zorn heraus. „Nur deine unersättliche Habgier und der Neid legen dir diese Verleumdung in den Mund!"

„Ich habe untrügliche Beweise, die ich auf deinen Befehl sofort vorbringen werde."

„Es ist überflüssig. Ich verlange nicht, sie kennen zu lernen. Ich werde trotz deiner Enthüllungen Ponticus adoptiren."

„Du bist Herr deines Thuns," antwortete ironisch Veruna. „Aber du wirst doch ohne Zweifel nicht wünschen, daß ich die Verwandtschaft deines Lieblings mit Blandina bekannt mache?"

„Wenn du mir einige Macht in Lugdunum und einigen Einfluß in Rom zutraust, so rathe ich dir, dich vor dieser Unbesonnenheit zu hüten. Uebrigens," fuhr er finstern Blickes fort, „wird auch Blandina nicht lange mehr Sklavin sein. Der Tod wird sie bald frei machen."

„Wenigstens hoffe ich," sagte Statilius schmeichlerisch, „daß du dieses voreilige Geschenk an den jungen Mann zurücknehmen wirst."

„Durchaus nicht. Ponticus wird Antonia's Güter erhalten. Ich meine indeß auch," fügte der Statthalter weniger barsch hinzu, „die ungeheuere Erbschaft Pompeja's dürfte dir wohl genügen, so daß du mir ohne große Trauer das Vermögen Antonia's überlassen könntest."

„Ich bringe dir dies Opfer mit freudigem Herzen," erwiderte Veruna, „aber unter der einen Bedingung, daß

du dich strenge verpflichtest, Pompeja und Antonia hinrichten zu lassen."

„Mein Wort muß dir dafür genügen," erklärte Severus; „ich habe dir schon gesagt, daß ich dasselbe niemals breche. Weiter darf ich als Richter nicht gehen. Nichts kann mich auch hindern, mein Versprechen zu halten. Pompeja wird nie ihren Glauben verleugnen, und Antonia wird die Verbrechen, die wir ihr zur Last legen, nicht gestehen. Sie sind also beide dem Tode verfallen."

„Gut, Herr. Ich will dir also Antonia's Erbschaft in einer förmlichen Urkunde abtreten, wenn du mich für die Zukunft deines Wohlwollens versichern willst."

Dieser Vorschlag mußte wohl von Severus angenommen worden sein, denn wenige Minuten darauf verließ Veruna mit strahlendem Blicke den Palast. Aus seinen Mienen konnte der, welcher der voraufgegangenen Unterredung gelauscht hatte, Gedanken etwa folgender Art heraus lesen: „Ich habe klug daran gethan, die eine Hälfte zu opfern, um mir die andere zu sichern. Zudem waren meine Ansprüche auf das Vermögen Antonia's zweifelhaft, und es wäre mir schwer gewesen, hinreichende Beweise aufzubringen. Ein Glück, daß Severus sie nicht verlangt hat."

Während so um Pompeja's Tod gewissermaßen gehandelt wurde, ging in dem Hause der Matrone selbst eine Scene anderer Art vor sich. Zwei edele Jünglinge, durch das Band der Freundschaft eng verbunden, Epipodius und der Grieche Alexander, waren so eben dort angekommen. Sie hatten sich in grobe Kleider gehüllt, um nicht erkannt zu werden und so der Gefahr zu entgehen.

In der Thüre trafen sie Bekannte, zwei Diakonen und eine große Anzahl von Gläubigen, der Mehrzahl nach Arme. Pompeja sowie mehrere Freundinnen, die bei ihr waren, schienen sehr beschäftigt.

„Was beginnst du heute, edele Pompeja?“ fragte Epipodius.

„Siehst du es nicht?“ gab die Matrone lächelnd zur Antwort.

„Ich glaube wirklich, du willst, wie so viele andere Christen seit dem Beginne der Verfolgung gethan, deine Güter verschenken?“

„Ganz recht. Was sollen mir diese Reichthümer nützen? Ich habe die sichere Ahnung, daß die Verfolger mich nicht lange mehr verschonen werden, und da will ich nicht, daß mein Vermögen einigen gottlosen Heiden zu ihren Schwelgereien und Ausschweifungen diene. Ist es nicht besser, es in die Hände der Armen niederzulegen, da ich ja keine andere Erben habe?“ Die ehrwürdige Matrone sprach diese letzten Worte mit so viel Wehmuth und Trauer, daß die beiden Freunde davon betroffen wurden. „Ihr, meine Freunde,“ fuhr die Matrone fort, „werdet meine Empfindungen verstehen. Ihr seid mir ja mit euerm Beispiel vorangegangen. Ich habe euere hohe Opferwilligkeit bewundert. In der Blüthe euerer Jahre habt ihr es über euch gebracht, auf alle Güter dieser Welt zu verzichten, und habt euch so zu einem noch herrlichern Opfer vorbereitet.“

„Der Herr hat uns schon belohnt,“ antwortete mit Wärme der Grieche; „niemals wohnte solche Zufriedenheit in meiner Brust, wie jetzt. Ueberdies war es Zeit, unsere Güter vor den Verfolgern zu sichern.“

„Wie, seid ihr in Gefahr?“

„Wir sind gestern dem Statthalter als Christen bezeichnet worden, und kommen, um von dir Abschied zu nehmen,“ eröffnete ihr Epipodius.

„Euere Nachricht überrascht mich kaum. Die unermüdliche Sorge und Verehrung, welche ihr für unsere theuern Martyrer so offen an den Tag gelegt habt, mußten die Wuth der Verfolger wecken. Ihr gedenkt also den Schauplatz des Kampfes zu verlassen?“

„Der Bischof Pothinus verlangt es, und wir müssen uns seinen stets weisen Befehlen fügen. Der edele Greis meint, wir müßten, da wir noch jung sind, uns für die Kirche von Lugdunum aufbewahren. Nichts schmerzt uns mehr, als jetzt den Kampfplatz verlassen zu müssen, wo man sich die unverwelkliche Palme erringen kann.“

„Der heilige Bischof hat Recht. Reine, edele Hände werden nöthig sein, um die blutbefleckten Trümmer des Heiligthums wieder aufzurichten. — Ihr verlaßt also euere geliebte Biblis?“

„Gott hat Mitleid mit ihrer Schwäche gehabt; Er hat ihr die Gnade erwiesen, sie aus diesem fürchterlichen Kampfe zu erlösen,“ antwortete mit bewegter Stimme Epipodius. „Nach den vielen Martern, die sie erdulden mußte, ist sie dem Elende der Gefangenschaft bald erlegen. In unserer Gegenwart entschlief sie im Frieden.“

„Sie hat diese Welt als Martyrin ehrenvoll verlassen,“ bestätigte die Matrone, „und ihren Fehler würdig gesühnt. Gäbe doch der Herr auch meiner Antonia dieselbe Gnade; möge Er doch auch ihr dieselbe Reue, denselben Abscheu über ihr Verbrechen einflößen!“

„Wir wollen auf Gott vertrauen,“ beruhigte sie Epi-

podius. „Seine Barmherzigkeit ist unendlich, Er wird unsere glühenden Gebete für sie erhören. Antonia und alle unsere verirrten Brüder werden Verzeihung erlangen. Aber," unterbrach sich der Jüngling, „wir müssen scheiden, edele Pompeja. Bevor wir die Stadt verlassen, wollen wir zum letzten Male unsere Freunde Marcellus, Valerianus und den unerschütterlichen Epagathus in ihrem Gefängniß besuchen und den ehrwürdigen Zacharias um seinen letzten Segen bitten."

„Geht mit Gott; ich will euch nicht länger zurückhalten. Aber ich denke, daß wir uns diese Nacht in der Krypta „zu den heiligen Aposteln" wiedersehen werden. Pothinus wird in aller Stille die heiligen Geheimnisse dort feiern. Im Heiligthume Christi wollen wir uns das letzte Lebewohl sagen. Zugleich könnt ihr mir dann mittheilen, von welchem Erfolg euer Versuch, in das Gefängniß zu gelangen, begleitet war."

„Wir werden erscheinen," erwiderten die beiden Freunde, und verließen, die Matrone ehrerbietig grüßend, das Haus, um sich in die Gegend der Stadt zu begeben, wo die Gefängnisse sich befanden.

In der folgenden Nacht kamen die noch nicht ergriffenen Gläubigen heimlich in der Krypta zusammen, die der heilige Bischof von Lugdunum erbaut hatte. Pompeja erschien unter den Ersten. Sie hatte all' ihre Güter verschenkt und durfte nun mit vollem Rechte ihren Platz einnehmen unter den Armen Jesu Christi. Jedoch besaß sie noch eine beträchtliche Summe Geldes, die sie an einem sichern Orte niedergelegt hatte. Diese Summe war zu einem geheimnißvollen Zwecke bestimmt, und nur Pothinus wußte darum.

Vergebens hatte Pompeja gehofft, Epipodius und Alexander unter den übrigen Christen vor den Stufen des Altars zu finden; die beiden Freunde erschienen nicht. Ihr Versuch, in das Gefängniß der Martyrer einzudringen, war gescheitert. Es hatte sogar wenig gefehlt, daß sie selbst den argwöhnischen Wächtern in die Hände gefallen wären. Mit genauer Noth waren sie entwischt, und hielten es nun für gerathener, ohne weitern Aufenthalt die Stadt zu verlassen.

Pothinus und Pompeja erfuhren diese Einzelheiten von einem Christenknaben, dem die beiden Jünglinge auf der Flucht den Auftrag gegeben hatten, den heiligen Bischof davon zu benachrichtigen.

In gewohnter Weise beging der ehrwürdige Greis die heiligen Geheimnisse. Er ermahnte die Gläubigen, diese Zeiten der Gefahr unter Gebeten und Bußübungen zuzubringen, damit es ihnen in der Stunde der Prüfung nicht an Kraft mangele.

Bei den ernsten Ereignissen, denen die Kirche von Lugdunum entgegensah, inmitten der Wuth der Verfolgung, die über sie hereingebrochen war, konnte die Stimmung der Versammelten nur eine höchst feierliche sein. Sie waren am Vorabende grausamer Kämpfe, und man konnte von Allen sagen, daß sie schon auf der Schwelle der Ewigkeit standen. Daher war es nicht zu verwundern, daß viele Thränen flossen, als sie sich den Friedenskuß gaben. Unter den Augen ihres würdigen Oberhirten versprachen sie sich gegenseitig, treu im Glauben auszuharren, um dann in der Seligkeit des Himmels sich alle wiederzufinden bei dem Hochzeitsmahle ihres Herrn.

Der Bischof und seine Diakonen waren die Letzten, welche die Krypta „zu den heiligen Aposteln“ verließen.

## XIII.

### Im Gefängniß.

Die Martyrer, die im zweiten Verhör so heldenmüthig ihren Glauben bekannt hatten, waren, wie wir schon mitgetheilt, in ihre Gefängnisse zurückgeführt worden. Zacharias, Epagathus, Maturus, Materna, Ulpius, Sanctus, Attalus, Blandina und mehrere Andere hatte man zusammen eingeschlossen.

Das Gefängniß, in welches man sie geschleppt hatte, bot ihnen keine Erleichterung dar; es war nur eine Fortsetzung der Leiden, die sie auf der Folter erduldet hatten: ein finsterer, unreiner Raum, ohne auch nur die nothdürftigste Ausstattung. Dazu erfanden die rohen Wächter jeden Augenblick neue Qualen, mit denen sie ihre Opfer peinigten. Doch alles dies ertrugen sie mit bewunderungswürdiger Ergebung.

Mehrere von ihnen, darunter, wie wir gehört haben, auch Biblis, starben in dieser Gefangenschaft; Andere lebten nur durch den sichtbaren Beistand Gottes, um für neue Kämpfe aufbewahrt zu werden.

In den Kerker zurückgeführt, fielen die Martyrer auf ihre Kniee nieder. Sie dankten dem Herrn, der ihnen die Kraft und die Festigkeit gegeben, die ihrer schwachen Menschenkraft zugemutheten Leiden zu überstehen, und flehten Ihn an um Seinen fernern Beistand.

Während sie so dem Drange ihres Herzens folgten, wurden die Abtrünnigen, die Severus nach ihnen verhört hatte, hereingebracht. Vorher hatten diese ein besonderes

Gefängniß gehabt; aber jetzt ließ Severus sie zu den andern Christen werfen. Er glaubte den Wünschen des Volkes zu entsprechen, wenn er sie dieselben Martern und denselben Tod, wie die Treugebliebenen, erdulden ließ, jetzt nicht mehr auf Grund ihres Christenthums, sondern der abscheulichen Verbrechen, welche die heidnischen Sklaven ihnen zur Last gelegt hatten. So brachte ihnen also ihr Abfall keinen Vortheil; im Gegentheil, er verschlimmerte nur ihre Lage. Denn sie gingen einem grausamen Tode entgegen, ohne den Ruhm und die Belohnung eines Martyrers erwarten zu dürfen.

Mit gesenktem Haupte, voll Traurigkeit und Scham, erschienen sie vor ihren Brüdern. Die Heiden selbst begriffen, daß diese Unglücklichen durch eine große Kluft von jenen glorreichen Bekennern geschieden wären, und brachten sie an die andere Seite des Gefängnisses. Biblis allein wurde den Martyrern beigesellt. Sie hatte ja durch die Foltern, die sie ertragen, und die Reue, die sie so offen an den Tag gelegt, ihr Verbrechen gesühnt. Man hätte erwarten können, daß der Anblick der Abtrünnigen, dieser feigen Flüchtlinge aus dem Heere der Gläubigen, den Christen Abscheu und Verachtung eingeflößt; aber er erweckte in ihnen nur Mitleid und Schmerz. Trotz seiner zerschmetterten Glieder schleppte sich der ehrwürdige Zacharias zu diesen schuldigen und verirrten Brüdern hin, hielt ihnen in rührender Weise ihre Schwäche vor und ermahnte sie, zu Christus zurückzukehren, der sie voll Liebe in seine Arme wieder aufnehmen würde.

Die demüthige Haltung, mit welcher die Abgefallenen schweigend die Worte des heiligen Priesters anhörten, ließ genugsam erkennen, daß sie wohl die Gerechtigkeit seiner

Vorwürfe und die Nothwendigkeit, ihm zu folgen, einsahen; aber verschiedene andere Gefühle hielten sie davon ab. Dennoch konnten Viele ihre überströmenden Thränen nicht zurückhalten. Unter diesen war auch Antonia.

Diesen Augenblick der Rührung hielt Blandina für günstig, um noch stärker auf die edele Jungfrau einzuwirken, und wiewohl die schrecklichen Wunden, mit welchen ihr Körper über und über bedeckt war, ihr kaum die leiseste Bewegung erlaubten, wandte sie sich doch zu ihr und sagte mit sanft tadelndem Tone: „Theuere Antonia, warum fliehst du unsere Gesellschaft? Dünkt es dir denn nicht besser, daß dieser hinfällige Leib ein wenig auf der Folter leide, als daß die Seele grausam von Gewissensbissen zerrissen werde?“

Antonia antwortete nur durch neue Seufzer und neue Thränen.

„Ach,“ fuhr die junge Sklavin fort, „du hast gar zu sehr auf deine eigene Kraft vertraut, und doch gibt ja nur der Herr alle Kraft und alle Stärke. Schau her auf mich, Antonia: wer hätte je geglaubt, daß diese schwachen, armseligen Glieder auch nur die kleinste Folterqual aushalten würden? Und gleichwohl haben die Henker mit all ihren Künsten sie nur zerfleischen, nicht aber besiegen können, weil die Gnade des Allerhöchsten sie stärkte.“

Antonia verharrte in ihrem Schweigen. Doch die Sklavin fuhr, ohne sich hierdurch entmuthigen zu lassen, wieder fort: „O gedenke doch, theuere Antonia, der vielen Opfer, die deine Freunde gebracht haben, um dich dem Glauben zu erhalten. Siehe, ich will von mir nicht reden, will nicht erwähnen, daß ich dir ein Mal das Leben

gerettet habe und nur um deinetwillen hernach den Verfolgern in die Hände gefallen bin — denn was ist das Leben einer armen Sklavin werth? Aber erinnere dich der Schmerzen und Sorgen, welche die edele Pompeja und viele Andere sich um dich haben kosten lassen!"

„O, sprich nicht so, Blandina," rief endlich Antonia schluchzend, „du zerreißest mir das Herz."

„Willst du mir erlauben, edele Antonia, an euerm Gespräche mich zu betheiligen," begann jetzt Epagathus, der diesem Auftritte mit Aufmerksamkeit gefolgt war.

„Verschone mich, ich beschwöre dich!" flehte Antonia, über deren Lippen noch kein Zeichen von Reue gekommen war.

„Ich habe ein Recht," erwiderte der Jüngling, „das wirst du nicht leugnen, von dir Rechenschaft über das Geschehene zu fordern. Bist du mir zu keinem Danke verpflichtet? Wie oft habe ich mich bemüht, dich auf dem rechten Wege zu erhalten? Und letzthin auf dem Forum, habe ich mich da nicht geopfert und so zu sagen den Henkern überliefert, nur um dich von deinen Qualen zu erlösen und die Verleugnung Christi zurückzuhalten, die schon auf deinen Lippen schwebte? O, ich beschwöre dich, laß doch nicht alle diese Opfer, nicht alle diese Mühen und Sorgen verloren sein!"

Antonia verbarg ihr Gesicht in den Händen, ohne etwas zu erwidern.

Schmerzlich betrübt durch das Benehmen Antonia's, welches nicht die mindeste Reue über ihren Fall erkennen ließ, versuchte es der heilige Greis Zacharias, bessere Gefühle in ihrer, Allen so theuern Seele zu erwecken. „Höre noch ein Mal," so sprach er, „meine vielgeliebte Tochter, den

Rath eines Mannes, dessen Herz stets von der zärtlichsten Sorge für dich erfüllt war. Erinnere dich daran, daß ich dich von deiner frühesten Kindheit an erzogen habe. Mit der größten Hingebung war ich stets bemüht, deiner Seele den schönsten Tugendschmuck zu verleihen, und alle meine Kräfte bot ich auf, um dein Leben gegen die Nachstellungen zu sichern, welche verborgene, aber darum nur um so furchtbarere Feinde dir bereiteten. Du hattest nie eine Ahnung von diesen Gefahren, weil meine Sorgfalt sie entfernte, ehe du sie gewahren konntest. Muß ich nun den Schmerz erleben, meine unablässigen Mühen gegen dich durch deinen Abfall von unserm gemeinsamen Glauben und die Verachtung meiner Rathschläge belohnt zu sehen?"

Antonia vermochte nicht länger ihre Scham und ihren Schmerz zurückzuhalten. Sie machte eine Bewegung unbeschreiblicher Herzensangst.

Zacharias fuhr fort: „Der Himmel hatte dich mit irdischen Gütern überreich gesegnet, und dennoch, wie oft hast du dich über die Ungerechtigkeit des Schicksals beklagt?"

„Und hatte ich nicht Recht?" seufzte Antonia. „Unbekannt und ohne Eltern stand ich ja fast allein auf der Welt."

„Es ist an der Zeit, meine Tochter, daß ich den Schleier, der über deiner Abkunft liegt, ein wenig lüfte. Häufig habe ich dir von deinem Vater erzählt. Ich habe ihn dir geschildert als einen der edelsten Menschen und frömmsten Christen; heute füge ich hinzu, daß er zu der Zahl unserer glorreichen Martyrer gehört. Wirst du, die Tochter der Martyrers D e c i m u s  A n t o n i u s, es noch wagen, bei deinem Abfalle zu beharren?"

Bei diesen Worten flossen die Thränen noch reichlicher über Antonia's Wangen herab, und der Greis begann zu hoffen, daß die Gnade in ihrem Herzen zu wirken anfange. Er fuhr daher fort: „Ja, dein Vater hat ein heldenmüthiges Zeugniß für die christliche Wahrheit abgelegt. Er hat die Siegespalme, die unsterbliche Krone erlangt, die Gott nur denen ertheilt, welche, wenn Er es verlangt, freudig ihr Blut für den Glauben dahin geben. Wenige Monate vor deiner Geburt ging er hinüber aus diesen Leiden in die ungetrübten Freuden der ewigen Seligkeit. Kaum hattest du das Licht der Welt erblickt, als auch dein Dasein schon von allen Seiten bedroht wurde. Bald wurdest du meiner Sorge anvertraut, und wiewohl ich damals noch in den Banden des Heidenthums schmachtete, so widmete ich dir doch die zärtlichste Liebe. Später, als mir das Licht des heiligen Evangeliums aufging, hatte ich das Glück, auch dich für meinen Glauben zu gewinnen. Ach, warum hat er nicht tiefere Wurzeln in deinem Herzen geschlagen! Warum mußte es dir so leicht werden, ihn wieder abzuschütteln!"

Noch weitere dringende Vorstellungen fügte Zacharias hinzu. Blandina und Epagathus unterstützten ihn aus allen Kräften. Aber weder die Strenge, mit welcher sie Antonia ihren Abfall vorhielten, noch die Zärtlichkeit, mit der sie dieselbe zur Rückkehr aufmunterten, konnten eine Aenderung in ihrem Herzen bewirken. Ein böser Geist schien alle gute Gesinnungen, sobald sie sich regen wollten, zu unterdrücken und zu ersticken. Schreckliche Strafe für die Anmaßung und das blinde Selbstvertrauen, welches die Jungfrau beim Beginne der Verfolgung gezeigt hatte!

Die Martyrer waren nicht glücklicher bei den übrigen Abtrünnigen. Selbst die Stimme der Liebe, mit der Marcellus und Valerianus zu Trophima und Rhodana sprachen, machte keinen Eindruck auf sie.

## XIV.

### Die ersten Palmen.

Nach dem mißlungenen Versuche, in das Gefängniß der Martyrer einzudringen, hatten Epipodius und Alexander, wie wir schon berichteten, die Stadt verlassen, voll Trauer, daß es ihnen nicht vergönnt gewesen, noch ein Mal ihre gefangenen Brüder zu umarmen.

Wir müssen jetzt in unserer Erzählung ein wenig zurückgreifen und mittheilen, was sich bei dem ersten Besuche der beiden Freunde, am Tage vor ihrer Abreise, zugetragen. Ihr Erscheinen verursachte unter den Gefangenen eine große Freude. Sie wurden umringt und mit Fragen nach dem Wohlergehen derer bestürmt, die von ihren Lieben noch in Freiheit waren. Die beiden jungen Leute warfen sich voll Ehrfurcht zu den Füßen der Martyrer nieder und küßten die Male, welche die Foltern auf ihren ehrwürdigen Gliedern zurückgelassen hatten. Sie nannten sie „Zeugen Christi“ und „Heilige des Herrn“ und konnten nicht Worte genug finden, um ihre Unerschrockenheit und Standhaftigkeit zu preisen. Fast beschämt hörten die Gefangenen diese Lobpreisungen, und sanft tadelnd erwiderten sie: „So ruhmwürdige Namen passen nur für solche, die schon ihre Laufbahn vollendet haben, nicht aber für so elende, den Gefahren noch ausgesetzte Geschöpfe, wie wir.“

„Ihr habt sie euch nicht billig erworben, diese Namen," riefen die beiden Freunde, gerührt von so viel Demuth und so hervorragenden Tugenden. „Habt ihr nicht mehr als ein Mal Christum bekannt und mit heldenmüthiger Standhaftigkeit die schrecklichsten Qualen erduldet? Und traget ihr nicht an euerm Körper herrliche Zeichen euerer Siege?"

Statt jeder Antwort warfen sich die Martyrer auf die Kniee nieder vor den jungen Leuten, benetzten ihre Hände mit Thränen und beschworen sie, ihnen Gnade vom Herrn zu erflehen, um glücklich ihre Kämpfe zu beendigen.

„Was könnten wir von Gott für euch erbitten?" fragten Epipodius und Alexander immer mehr gerührt; „Sanftmuth? Aber die besitzt ihr ja reichlich; Geduld, edeln Muth? Aber ihr seid ja über alle Furcht erhaben und wahrhaft würdig, Martyrer zu heißen. Bittet ihr lieber für uns, die ihr ja bald in die Seligkeit des Himmels eingehen werdet!"

Darauf benachrichtigten die beiden Freunde die Martyrer, daß sie bald von neuem verhört und gefoltert werden würden; sie hatten diese Neuigkeit im Palast des Statthalters selbst erfahren. Dann wandten sie sich zu Biblis, wünschten ihr Glück zu ihrer Umkehr und ermuthigten sie zu dem neuen bevorstehenden Kampfe.

So waren die Christen auf die nochmalige Prüfung vorbereitet, und sie beschlossen, durch das heilige Abendmahl ihren Muth zu stärken. Ueberdies war es vorauszusehen, daß mehrere von ihnen den Leiden, die sie erduldet, bald unterliegen würden; Sanctus und Blandina befanden sich in einem traurigen Zustande, und auch Biblis war dem Tode nahe. Der Arzt Alexander, welcher am Morgen die Gefangenen besucht, hatte erklärt, daß sie ohne ein

Wunder die Nacht nicht überleben würden. Es war also rathsam, ihnen Allen die heilige Wegzehrung zu geben, und man schickte sich an, diese heilige Handlung im Gefängnisse vorzunehmen. Epipodius hatte diesen Wunsch vorausgesehen und alles Nöthige mitgebracht. Auch fehlte es nicht an einem Altare. Der Diakon Sanctus breitete seine Hände aus, über welche ein weißes Linnentuch gedeckt wurde, und auf diesem lebenden, durch die Foltern eingeweihten Altare brachte dann der ehrwürdige Zacharias das heilige Opfer dar.

Alle Anwesende, selbst die Abtrünnigen, sanken fromm auf ihre Kniee nieder. Die Treuen waren voll von himmlischer Freude, die Abgefallenen hingegen seufzten und weinten, ohne doch den Muth zu haben, zu ihrem Glauben zurückzukehren.

Mit hoher Andacht empfingen die Martyrer, zuerst Sanctus und Biblis, das Brod des Lebens, den Leib des Herrn. Auch Epipodius und Alexander nahmen an diesem Mahle Theil.

Kaum hatte Biblis, deren Kräfte von Minute zu Minute mehr geschwunden waren, die heilige Communion empfangen, als sie sanft entschlief, die Hände auf der Brust gekreuzt, als ob sie noch den göttlichen Erlöser umarmt hielte. Sie war siegreich vom Kampfplatze geschieden und ging von Allen zuerst ein in die Freuden, die der Herr denen bereitet hat, die Ihn lieben.

Noch ein Mal umarmten Epipodius und Alexander die Martyrer, die sie, mit Ausnahme von Zweien, nicht mehr wiedersehen sollten, und verließen voll heiliger Rührung das Gefängniß.

Am zweiten Tage nach dem Besuche der beiden Freunde

erschienen die Henker im Gefängnisse. Die frommen Dulder waren bereit; sie hatten ihre Feinde erwartet und empfingen sie mit lebhafter Freude. Die Abtrünnigen hingegen sahen ihr Erscheinen mit Schrecken und flüchteten sich furchtsam in die äußersten Winkel des Kerkers.

Doch die Hoffnung der Blutzeugen wurde getäuscht. Nur Sanctus, dessen Zustand ihn gerade am wenigsten zu fernern Leiden befähigte, wählte man aus Allen aus. Die unzähligen Wunden, mit denen er beim letzten Verhör bedeckt worden, waren in eine heftige Entzündung übergegangen und so schmerzhaft geworden, daß er nicht die leiseste Berührung ertragen konnte. Aber gerade aus diesem Grunde hatten die Henker ihn erwählt. Sie hofften, er würde den Qualen nicht länger widerstehen können oder wenigstens durch sein Beispiel, wenn er unter der Folter stürbe, seine Gefährten einschüchtern.

Mit verklärtem Antlitz und festen Schrittes folgte der furchtlose Diakon seinen Peinigern. Die Zurückbleibenden, die ihn alle um sein Glück beneideten, nahmen rührenden Abschied von ihm und versprachen, ihm auf dem glorreichen Wege, den er ihnen zu eröffnen gedachte, bald nachzufolgen. Sie zweifelten nicht, daß für ihn die Stunde der Belohnung geschlagen habe.

Bis zum Abende erwarteten sie ängstlich die Nachricht von dem Triumphe des würdigen Diakons und flehten ohne Unterlaß zum Herrn, daß Er Seinen Diener verherrlichen und ihm bis zum Ende mit Seiner Gnade beistehen möge. Wie erstaunten sie aber, als plötzlich die Thüre des Kerkers sich öffnete und Sanctus leichten Schrittes hereintrat! Eine wunderbare Veränderung war mit ihm vorgegangen. Sein am Morgen so entstellter Körper hatte

das natürliche Aussehen wieder gewonnen. Die schrecklichen Wunden, von denen er bedeckt gewesen, waren verschwunden, seine Haut unversehrt, sein Gang fest und aufrecht.

Voll Verwunderung betrachteten die Christen diese unbegreifliche Umwandlung; Einige konnten sogar eine gewisse Unruhe und Furcht nicht verbergen. Nur Zacharias begriff sofort, was geschehen war. „Ihr Schwachgläubigen," rief er, knieet nieder und preiset den Herrn! Seht ihr denn nicht, daß uns heute Gott Seine Macht gezeigt und Sich in Seinem Diener verherrlicht hat?"

Die Gläubigen folgten der Mahnung des Greises und warfen sich auf die Kniee nieder, um dem Allmächtigen ihren Dank darzubringen. Darauf bestürmten sie Sanctus, ihnen zu erzählen, wie das Wunder vor sich gegangen sei.

„Die Henker," sagte er, „hofften den Herrn, der im Schwachen mächtig ist, zu überwinden, und unterwarfen mich noch grausamern Foltern, als an den frühern Tagen. Aber zu ihrem Erstaunen nahm mein zerschlagener und entstellter Leib unter ihren furchtbaren Werkzeugen seine frühere Gestalt wieder an. Ich erlangte den Gebrauch meiner Glieder wieder, und so dienten durch die Erbarmung Gottes diese neuen Leiden nur dazu, die alten zu heilen."

Staunend hatten die Gläubigen zugehört und beglückwünschten nun den Diakon, daß Gott ihn einer solchen Gnade gewürdigt habe. Aber Sanctus unterbrach sie. „Meine Brüder," sprach er, „redet nicht von mir; ich bin ja nur ein geringer Knecht des Herrn. Aber lasset uns beten, daß Gott Barmherzigkeit habe mit den Einwohnern dieser unglücklichen Stadt."

„Was haben sie denn noch weiter verbrochen?" fragte Zacharias beunruhigt.

„Sie haben heute einen Greuel verübt, dessen Verantwortlichkeit schwer auf ihr Haupt fallen wird."

„Was ist geschehen?" forschte der Greis, immer mehr geängstigt.

Aufregung und Schmerz hatten den Diakon unterbrochen. „Es betrifft," fuhr er fort, „unsern ehrwürdigen Oberhirten Pothinus. In der letzten Nacht ist er ergriffen worden, gerade in dem Augenblicke, als er aus der Krypta »zu den heiligen Aposteln« trat."

„Ist er vor den Richter gebracht worden?" fiel Zacharias ein.

„Der heilige Bischof hat trotz seiner Krankheit ein glänzenderes Zeugniß für Christus abgelegt, als wir es je vermocht haben würden. Als die Heiden sich seiner bemächtigten, konnte sich der neunzigjährige Greis vor Schwäche kaum aufrecht halten, und wiewohl das heiße Verlangen nach dem Martyrthum ihm einen übernatürlichen Eifer einflößte, so mußte er doch vor den Richter getragen werden. Ich sah ihn ankommen. Die Soldaten trugen ihn. Die Behörden folgten und das Volk der Stadt lief schreiend hinterher. Aber der Greis blieb heiter und ruhig bei diesen Ausbrüchen des Hasses und bekannte laut seinen Glauben mit der unvergleichlichen Würde, die wir an ihm schon oft bewundert haben. Als der Statthalter ihn fragte, welcher der Gott der Christen sei, antwortete er streng: „Du wirst es erfahren, wenn du dich erst dessen würdig machst." Diese Worte versetzten das Volk in eine wahre Raserei. Sie stürzten sich auf den verehrungswürdigen Mann und überhäuften ihn mit

Schlägen, ohne Rücksicht auf sein hohes Alter und die Majestät, die auf seiner Stirne thronte. Die Wüthendsten versetzten ihm Fußtritte; Andere schleuderten nach ihm alles, was ihnen in die Hände kam. Der ganze Pöbel wollte Theil nehmen an diesem Verbrechen. Er verhöhnte und mißhandelte ihn, um seine ohnmächtigen Götzen zu rächen."

„Lebt Pothinus noch?" fragte Attalus mit halb freudiger, halb schmerzlicher Rührung.

„Ich glaube es. Doch weiß ich nicht, welches Urtheil man über ihn verhängt hat. Ich wurde gerade von den Wachen fortgeschleppt, als Severus seinen Spruch fällte. Aber ohne ein Wunder kann der heilige Greis nicht lange mehr leben. Als ich den Schauplatz des Kampfes verließ, schien er bereits dem Tode nahe."

Noch unterhielten sich die Bekenner über das glorreiche Zeugniß ihres Obern, als die Thüre des Gefängnisses sich von neuem öffnete und eine Abtheilung Soldaten erschien. Kaum hatten die Gläubigen einen Blick auf den Eingang geworfen, so fielen sie auf ihre Kniee nieder und beugten fromm ihr Haupt. Es war Pothinus selbst, den man herein trug. Mit zitternder Hand segnete der würdige Hirte seine getreue Heerde.

Die Soldaten legten ihn in der Mitte des Kerkers nieder und entfernten sich. Sofort richteten ihn die Christen auf; aber er athmete kaum noch, und in ihren Armen überfiel ihn eine Ohnmacht. In größter Eile wurde ihm nun ein weiches Lager von den Mänteln der Männer hergerichtet, und die Jungfrauen gaben ihren Schleier her, um seine Wunden zu verbinden. Seine

Füße bedeckte man mit Küssen, und Alle vergossen Thränen der Rührung.

Endlich erwachte Pothinus aus seiner Bewußtlosigkeit, und als er die Bemühungen sah, welche die Gläubigen sich um ihn machten, gab er ihnen sanfte Verweise. Er warf ihnen vor, daß sie seinen Lohn verringern wollten, indem sie ihm alle diese unverdienten Erleichterungen bereiteten. „Der große Polykarpus, mein Meister,“ sagte er, „hat sein Martyrthum in den Flammen beendigt, und ihr wollt, daß ich meine Prüfung auf diesem weichen Lager beschließe?“ Er bestand darauf, daß man ihn wieder auf den feuchten Boden des Gefängnisses hinlege. Aber die Gläubigen widersetzten sich dem, und er mußte ihren Bitten nachgeben.

Zwei Tage blieb der heilige Dulder in diesem Gefängnisse und bereitete sich still betend auf den Eintritt in das Reich der Seligen vor. So oft seine Kräfte es ihm erlaubten, sprach er zu den Christen und ermahnte sie, in ihren heldenmüthigen Gesinnungen auszuharren und muthig für ihren Glauben zu sterben. Auch beschäftigte ihn die Sorge für die Kirche von Lugdunum, die durch seinen Tod verwaist werden sollte, und er bezeichnete zu seinem Nachfolger den Priester Irenäus, der gleich ihm ein Schüler des Polykarpus war.

Wenige Stunden, ehe er seinen letzten Seufzer aushauchte, wünschte er die heilige Wegzehrung zu empfangen, und noch ein Mal brachte Zacharias auf den Händen des Diakons Sanctus das heilige Opfer dar.

Endlich gab Pothinus seine Seele in die Hände Gottes zurück, indem er bis zum letzten Augenblicke die Gläubigen tröstete und stärkte. Auch die Abtrünnigen vergaß er

nicht in seiner Abschiedsstunde; er brachte dem Herrn sein Leben als Opfer dar zur Sühne für ihr Vergehen, und flehte Ihn an, sie zur Wahrheit zurückzuführen.

So hatten Biblis und Pothinus die ersten Lorbeeren des Sieges errungen. Der Hirt war vorangegangen, um im Schooße Gottes die Tausende von Schäflein zu erwarten, die er so sorgsam geweidet und auf den Weg zum Himmel geführt hatte.

## XV.

### Das Geheimniß zwischen Mutter und Tochter.

Kaum hatte man den Leib des heiligen Bischofs hinausgetragen, um ihn dem Grabe zu übergeben, so öffnete sich die Thüre des Gefängnisses wieder, und ein neues Opfer der Verfolgung, eine ehrwürdige Matrone von hohem Stande wurde hereingeführt. Es war Pompeja.

Bei diesem unerwarteten Anblick wurden Antonia und mehrere der übrigen Abgefallenen heftig bewegt. Verlegenheit, Scham und Gewissensbisse bemächtigten sich ihrer so sehr, daß sie es nicht wagten, ihre Augen aufzuschlagen. Sie bedeckten ihr Gesicht mit den Händen und trachteten, sich den Blicken der Eintretenden zu entziehen.

Pompeja suchte unter ihnen Antonia und betrachtete sie lange mit einer Miene, in welcher der höchste Schmerz und das größte Mitleid sich ausprägten. Dann aber wandte sie sich nach der andern Seite des Gefängnisses, wo die treuen Bekenner Christi sich, von den Uebrigen getrennt, zusammen geschaart hatten. Mit unsäglicher Zärtlichkeit, mit einer Art von Ehrfurcht, schloß

sie Blandina in ihre Arme. Auch Almasa, Quarta, Jamnia und den übrigen Frauen, welche um ihres Glaubens willen gefangen genommen waren, gab sie den Kuß des Friedens und der Liebe. Sie erzählte, daß in derselben Nacht, in der man Pothinus eingekerkert, ein Trupp Soldaten unter Anführung des Statilius Veruna auch sie gefangen genommen und vor den Richterstuhl geschleppt hätte. Dort habe man ein langes Verhör mit ihr angestellt, aber die Folter nicht gegen sie angewandt. Darauf sei sie im Palaste des Statthalters drei Tage gefangen gehalten und von Veruna ununterbrochen sorgfältig bewacht worden. Endlich habe Severus die Hoffnung, sie zum Abfall von Christus zu bewegen, aufgegeben und befohlen, sie zu den übrigen Martyrern in's Gefängniß zu bringen.

Nach diesen Mittheilungen unterhielt sie sich eine Zeit lang insgeheim mit Zacharias, Blandina, Epagathus und Attalus. Alle diese Personen schienen sich mit einem Plane von großer Wichtigkeit zu beschäftigen. Sie sprachen auf das angelegentlichste mit einander und warfen häufig Blicke nach jener Seite des Gefängnißgewölbes hinüber, wo die Abgefallenen sich befanden. Endlich schien Pompeja auf die dringenden Bitten ihrer Freunde einen großen Entschluß gefaßt zu haben. Sie trat auf Antonia zu und blickte ihr mit einer unaussprechlich zärtlichen Trauer in's Auge. Die Gallierin wagte nicht, dem Blick der Matrone zu begegnen; sie senkte das Haupt, und ein Strom von Thränen machte sich Bahn unter den Händen, welche sie gegen ihr Gesicht preßte.

Pompeja faßte ihre Hand, und in einem Tone voll Liebe und Sanftmuth sprach sie zu ihr: „Theuere Antonia,

ich will dich nicht von mir stoßen, wiewohl du dich meiner Liebe sehr wenig würdig gezeigt hast."

„Möge der Himmel dich segnen, Pompeja, für deine Nachsicht. Mein Fleisch ist schwach geworden unter der Marter, aber mein Herz ist Christus treu geblieben."

„Versuche nicht, dich zu entschuldigen, du, die Tochter eines Martyrs; Reue allein kann dir helfen."

„Ach, warum mußte auch mein glorreicher Vater so schnell diese Welt verlassen! Seine Lehren, sein herrliches Beispiel würden meiner Schwachheit eine Stütze gewesen sein, und ich hätte mich auf der Folter stark und muthig gezeigt. Aber ich habe ihn ja nicht einmal gekannt!"

„Hat nicht der Priester Zacharias voll Edelmuth und Hingebung seine Stelle bei dir vertreten? Er war in Wahrheit dein zweiter Vater — du selbst hast ihn ja immer so genannt — und überdies ein Priester des Herrn. Und dennoch, wie hast du seine Lehren, seine Ermahnungen befolgt! — Jetzt aber, mein Kind, ist die Zeit gekommen, wo ich dir ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit mittheilen muß. Du weißt schon, daß Decimus Antonius, der Sprosse eines edeln gallischen Geschlechtes, dein Vater war. Aber von deiner Mutter hat dir noch Niemand gesprochen."

„Meine Mutter?" antwortete die Jungfrau. „Ach, dieser süße Name ist nie über meine Lippen gekommen!"

„Und dennoch," erwiderte die Matrone tief bewegt, „lebt diejenige noch, der dieser Name gebührt."

„Mein Gott, was sagst du?" rief Antonia in höchster Aufregung. „Meine Mutter lebt noch? Wo ist sie? Wo kann ich sie finden? Ich beschwöre dich, verbirg mir nicht länger ihren Namen!"

„Antonia, Antonia!“ gab die Römerin mit sanftem Vorwurf zur Antwort. „Verdienst du es, die Mutter wiederzufinden, nach der du dich so sehr sehnst? Wenn sie eine Christin wäre, wenn sie sich unter der Zahl der Getreuen befände, die ihren Heiland bekannt, den du verleugnet, die ihren Glauben bewahrt, den du abgeschworen hast: wie könntest du es wagen, vor ihren Augen zu erscheinen?“

„Ach, sprich doch, theuerste Pompeja!“ flehte die Jungfrau, und warf sich unter Thränen der Matrone zu Füßen. „Gib mir meine Mutter zurück! Ich werde stark sein, wenn ich sie gesehen habe; ich werde standhaft bleiben bei den Qualen der Folter, und meinen Fehler wieder gut machen.“

„Hast du gar keine Ahnung, Antonia? Sagt dir die Stimme deines Herzens nichts? Besinne dich, kennst du Keine, welche dir eine Liebe bezeigt hat, die wohl der Mutterliebe gleichen könnte?“

„Bist du es?“ fragte Antonia zögernd.

„Ich bin es!“ rief Pompeja, und zog die Tochter an ihr Herz.

Wir wollen nicht versuchen, den nun folgenden Auftritt zu beschreiben. Mit der größten Rührung sahen die Bekenner schweigend dem Schauspiele zu, das sich ihren Augen darbot. Die beiden Frauen, welche sich bis dahin zwar nahe, aber für das Band, welches sie aneinander knüpfte, doch immer noch zu fern gestanden, fühlten nun in ihrer Seele eine Freude, eine Hoffnung, und doch auch einen Schmerz und eine Trauer, daß sie kein Wort hervorbringen, und nur durch Thränen und Seufzer ihrem gepreßten Herzen Luft machen konnten.

Als der erste Sturm dieser Empfindungen vorüber war, sprach endlich Pompeja: „Muß ich nun, mein einziges Kind, noch länger den Schmerz ertragen, dich unter den Abgefallenen, den Verlorenen zu sehen?"

„O meine Mutter," antwortete Antonia, „ich will deiner würdig sein. Aber ach, wie fühle ich meine Schwachheit! Ich zittere bei dem Gedanken an die Qualen der Folter."

„Du mußt dich verdemüthigen, mein Kind, und auf Gott allein dein ganzes Vertrauen setzen. Flehe Ihn ohne Unterlaß um Beistand an; er wird dich stärken in der Stunde der Versuchung."

„Ich werde mich bestreben, deinen Worten getreu zu folgen. O, daß ich nicht früher gewußt, wie nahe du mir standest!"

„Höre mich, Antonia. Ich muß dir noch sagen, welch traurige Umstände es mir zur Pflicht machten, mit dieser Enthüllung bis jetzt zurückzuhalten, und mir das Glück raubten, dich selbst in meinem Hause und an meiner Seite zu erziehen."

Aufmerksam lauschte Antonia den Worten ihrer Mutter, die sie mit ihren Armen umschlungen hielt, als fürchtete sie, den theuern, endlich gefundenen Schatz, von neuem zu verlieren. Sie hatte ihre Thränen getrocknet, und fühlte jetzt eine geheimnißvolle Umwandlung in ihrem Herzen vorgehen.

„Du weißt," begann die Matrone, „daß dein Vater Christ war. Vor seiner Bekehrung hatte er ein hervorragendes Amt im Staatsdienste bekleidet. Aber theils aus

Demuth, theils aus Furcht, in der treuen Ausübung seines Glaubens behindert zu werden, opferte er seine glänzende Stellung, und wir schlugen unsern Wohnsitz in dieser Stadt auf, um in der Stille für das einzig Nothwendige zu leben. Der Himmel hatte damals unsere Ehe noch nicht mit einem Kinde gesegnet. Schon als dein Vater noch im Staatsdienste stand, hatte er viel von den Nachstellungen eines ehrgeizigen und ränkevollen Menschen, Namens Statilius Veruna, zu leiden. Dieser war ein Todfeind deines Vaters, und verfolgte uns auch in unserer Zurückgezogenheit hier in Lugdunum. Er entdeckte bald, daß mein Gemahl ein Anhänger Christi war, und hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als bei den Behörden seine Verhaftung auszuwirken. Aber damit noch nicht zufrieden, verfolgte er ihn sogar im Gefängnisse, und zeigte hier erst ganz die Niederträchtigkeit seines Charakters. Mit frecher Stirn trat er vor deinen Vater hin, und verlangte von ihm nichts weniger, als sein ganzes Vermögen, indem er ihm drohte, auch mich als Christin anzugeben, wenn er nicht in seine Forderungen eingehe. Empört über solche Schlechtigkeit erklärte dein Vater, daß er nie einwilligen würde, mich dergestalt zu berauben. Aber was half das? — Statilius hatte ihn in seiner Gewalt. Er kannte deines Vaters Zärtlichkeit und Liebe gegen mich, und schwor ihm, daß er mich dem Tode überliefern würde. Und so fügte sich denn endlich Antonius, zitternd für mein Leben, in das Verlangen seines Verfolgers, und machte ein Testament zu seinen Gunsten. Er faßte es jedoch so ab, daß ich weder an meiner Person noch an meinem Besitze Schaden leiden sollte. Die Nutznießung seines Vermögens wurde mir für die Dauer meines

Lebens zugesichert; erst nach meinem Tode sollte dasselbe an Statilius oder seine Erben übergehen. Durch eine Klausel bestimmte er, daß meine Kinder, wenn ich deren noch bekäme, auf einen Theil der Erbschaft Anspruch haben sollten. Eine andere Klausel erklärte das Testament für ungültig, wenn Veruna oder seine Familie es je wagen würden, auf irgend eine Weise mir Nachstellungen zu bereiten. Dieses Actenstück unterschrieb dein Vater, und auch ich mußte meine Genehmigung dazu geben. Wenige Tage darauf wurde Antonius zum Tode geführt. Er starb heldenmüthig und als wahrer Martyr für seinen Glauben.“ Die Matrone trocknete die Thränen, welche diese süße und zugleich traurige Erinnerung ihr entlockt hatte, und fuhr dann fort: „Einige Monate später brachte ich dich zur Welt, und du erhieltest nach deinem Vater den Namen Antonia. Du kannst dir wohl denken, welchen Eindruck deine Geburt auf Veruna machte. Dieses Ereigniß zerstörte zum großen Theil seine Hoffnungen, und er gerieth in eine fürchterliche Wuth. Aus Rachsucht und getäuschter Habgier behauptete er, du seiest nicht mein rechtmäßiges Kind, und verbreitete die entehrendsten und gehässigsten Gerüchte über mich; ja, er ging so weit, mich öffentlich des Betruges anzuklagen. Doch zu seinem Aerger mußte er sehen, daß der Name deines Vaters zu geachtet war, als daß seine Verleumdungen und boshaften Intriguen gegen mich Glauben fanden. Nichts desto weniger beschloß ich, mich von dir zu trennen, da er gedroht hatte, dich aus dem Wege zu räumen, und ich ihn eines solchen Verbrechens wohl für fähig halten konnte. Ich fand es sogar gerathen, um seinem Hasse zu entgehen, mich selbst auf einige Zeit von

Lugdunum zu entfernen. Vor meiner Abreise übergab ich dich der Sorge einer tugendhaften Christin, die ich gut kannte und die selbst ein Kind in deinem Alter hatte. Es war dies Galla, die Schwester des Zacharias und Mutter des Vettius Epagathus. Sie empfing mit Freuden den kostbaren Schatz, den ich ihr anvertraute. Erst nach acht Jahren konnte ich hierher zurückkehren. Während dieser langen Zeit erhielt ich nur selten Nachrichten von dir, und lebte fortwährend in tausend Aengsten. Bei meiner Rückkehr erfuhr ich zu meiner tiefen Trauer, daß die edelmüthige Frau, welche so liebevoll Mutterstelle an dir vertreten hatte, schon seit mehrern Jahren gestorben war. Ihr Bruder Zacharias hatte indessen sich ihres Sohnes und deiner angenommen. Man hielt dich allgemein für die Tochter einer zweiten Schwester des Zacharias, die zur Zeit deiner Geburt in der Blüthe ihrer Jahre gestorben war. Unglücklicher Weise war Zacharias bei dem Tode seiner Schwester noch nicht bekehrt, und es konnte daher nicht fehlen, daß er dich in den ersten Jahren deines Lebens in den heidnischen Grundsätzen erzog. Als ich nach Lugdunum zurückkehrte, hatte er gerade den Glauben angenommen, und als begeisterter Christ bemühte er sich nun mit Eifer, die Irrthümer aus deiner Seele auszurotten, die er darein gesäet. Ich wußte, daß Statilius seine Nachforschungen nach dir verdoppelt hatte, und daß dein Leben fortwährend durch ihn und seine Spione bedroht war; deshalb vermied ich es, dir unsere Verwandtschaft aufzuklären, und überließ dich der Sorgfalt des Zacharias, der deine Erziehung mit wahrhaft väterlicher Liebe fortsetzte. Später, als du herangewachsen warst, verwandte ich mein eigenes Vermögen dazu, um dir ein

reichliches Auskommen zu sichern, und es dir möglich zu machen, hier in Lugdunum eine Stellung einzunehmen, die für deinen Rang paßte. Du wirst dich erinnern, daß Zacharias unter dem Namen deines elterlichen Erbes dir bedeutende Summen Geldes und verschiedene Werthgegenstände zustellte. So meine Tochter," schloß Pompeja, „habe ich dir, wiewohl du mich nicht kanntest, doch ohne Unterlaß meine zärtlichste Sorge zugewendet. Zacharias, Blandina und einige andere zuverlässige Freunde waren in das Geheimniß eingeweiht, und du kannst nun selbst ermessen, mit welch treuer Liebe und Aufopferung sie mich unterstützt haben, und wie sehr wir ihnen beide zu Dank verpflichtet sind."

Diese Erzählung machte einen tiefen Eindruck auf Antonia. Sie hatte bis zu Ende schweigend zugehört und schien in tiefes Nachdenken versunken zu sein. Pompeja störte sie hierin nicht, sondern gesellte sich zu ihren Gefährten, um sich deren Gebete anzuschließen.

## XVI.

### Das Amphitheater.

Noch ein Mal wurden die Bekenner vor den Richterstuhl des Statthalters geführt. Die Abtrünnigen blieben im Gefängnisse zurück; unter ihnen auch Antonia, die sich trotz ihres Entschlusses, muthig den Glauben zu bekennen, doch noch immer bei dem Erscheinen der Soldaten unter jene zurückzog.

Neue Torturen wurden nun bei den Gläubigen angewendet; aber auch diese konnten deren Standhaftigkeit

nicht erschüttern. Alle bekannten Christum laut und freudig, und erklärten, eher ihr Leben, als ihren Glauben lassen zu wollen. Die Wuth des Volkes kannte keine Grenzen mehr, und der Statthalter wurde laut bestürmt, endlich die Christen dem verdienten Tode zu überliefern.

Severus sah sich genöthigt, diesem ungestümen Drängen des Pöbels nachzugeben, und fällte über die Martyrer das Todesurtheil. Zacharias, Vettius Epagathus, Alcibiades, Silvius, Ulpius, Vitalis, Communis und von den Frauen Posthumiana, Pompeja, Quarta und Materna Almasa wurden zur Enthauptung bestimmt. Sie besaßen das römische Bürgerrecht, und das Gesetz verbot, gegen solche eine andere Todesstrafe in Anwendung zu bringen. Der Diakon Sanctus, die junge Sklavin Blandina und Maturus sollten von wilden Thieren zerrissen werden. Auch Attalus sollte dasselbe Schicksal haben, wiewohl er römischer Bürger war; der allgemeine Haß gegen ihn war zu groß, als daß man bei ihm auf dieses Vorrecht Rücksicht genommen hätte.

Der Jubel der Menge über diesen Urtheilsspruch war unermeßlich. Auf keine Weise konnten sich die damaligen Gewalthaber beliebter beim Volke machen, als wenn sie ihm ein derartiges blutiges Schauspiel bereiteten.

Severus wollte sich noch in höherm Grade die Gunst des Pöbels erringen und verkündigte, daß er auf seine Kosten bei dieser Gelegenheit öffentliche Spiele veranstalten werde. Ein lang anhaltendes Beifallsgebrüll belohnte ihn für diese Freigebigkeit.

Die Martyrer hatten den Spruch des Statthalters mit Freude vernommen. Bald sollte ja die Stunde ihrer Befreiung schlagen, bald sollten sie am Ziele aller ihrer

Wünsche anlangen und den herrlichen Preis ihrer schwer errungenen Siege erhalten.

Am Vorabende des bestimmten Tages wurden Attalus, Sanctus, Maturus und Blandina benachrichtigt, daß sie am folgenden Morgen im Amphitheater erscheinen müßten, und man bereitete ihnen den üblichen Abschiedsschmaus, an dem Alle, mit Ausnahme der Abtrünnigen, Theil nahmen.

Das Mahl war, als ob man hätte hoffen können, durch solche Dinge den Christen den Abschied vom Leben schwerer zu machen, sehr reichlich; an ausgesuchten Speisen und kostbaren Weinen fehlte es nicht. Aber die Christen genossen nur mit der größten Mäßigkeit von den ihnen vorgesetzten Gerichten. Einige rührten sie kaum an; der strenge Alcibiades nahm nach seiner Gewohnheit nur ein Stückchen Brod und Wasser. „Was soll ich in der letzten Stunde meine Lebensweise ändern?“ meinte er lächelnd. Im Uebrigen herrschte eine erhabene Freudigkeit unter den Martyrern bei diesem letzten brüderlichen Liebesmahl, das sie auf der Welt zu halten gedachten. Sie erhoben ihre Seele zum Himmel, auf dessen Schwelle sie gleichsam schon standen und ermahnten sich gegenseitig, tapfer den bevorstehenden letzten Kampf auszukämpfen.

Am folgenden Tage noch vor Sonnenaufgang brachte der ehrwürdige Zacharias das heilige Opfer dar und reichte seinen Brüdern die heilige Wegzehrung. Darauf umarmten sie sich alle noch ein Mal und harrten dann mit Sehnsucht auf den Augenblick, der sie auf die Arena führen sollte.

Sie brauchten nicht lange zu warten; bald öffnete sich die Thüre des Gefängnisses und die Wächter riefen

Sanctus, Attalus, Maturus und Blandina, um im Amphitheater zu erscheinen. Mit verklärtem Antlitz folgten die Gerufenen. Die übrigen Bekenner sahen noch ein Mal ihre Hoffnung getäuscht, und ihr trauriger Blick zeigte deutlich, wie sehr diese Hinhaltung sie schmerzte.

Das Amphitheater von Lugdunum lag in einem der schönsten Viertel der Stadt. Der Kaiser Claudius hatte es erbauen lassen, um seine Geburtsstadt zu verschönern, und er hatte alles daran gewendet, um es so glänzend als möglich auszustatten. Es war nicht, wie die meisten Amphitheater der damaligen Zeit, in Form einer Ellipse, sondern halbkreisförmig gebaut. Mehrere geräumige Galerieen, welche sich an seinen Seiten hinzogen, konnten die ganze Bevölkerung der Stadt aufnehmen. Von ihnen aus boten sich dem Auge die prachtvollsten Aussichten dar. Weit schweifte der Blick in die Ferne, und in der Nähe zeigte sich der Zusammenfluß der Rhône und Saône mit den reichen Fluren, die von diesen beiden Flüssen bewässert wurden. Unter den Galerieen befanden sich vergitterte Behälter für die wilden Thiere und die Gemächer für die Gladiatoren. Dorthin waren jetzt auch die Christen gebracht worden.

Die ungeheuern Räume waren mit Zuschauern angefüllt. Auf den ersten Bänken, die der Arena am nächsten waren, zeigte sich die vornehme Welt. Ueppige Lebemänner und reich geschmückte Damen drängten sich hier in buntem Durcheinander. Besonders glänzten hervor die Vertreter der siebenzig gallischen Provinzen, für welche bei Erbauung des Amphitheaters besondere Sitze eingerichtet worden waren. Nicht weit von diesen thronte der Statthalter Severus auf einem prächtigen Throne, umgeben

von seinen Lictoren und verschiedenen hohen Officieren. Ihm zur Seite stand ein reich gekleideter junger Mann mit edeln Gesichtszügen und angenehmem Aeußern, den der Statthalter mit unverkennbarer Gunst behandelte. Es war Ponticus, derselbe, der noch kürzlich der Gegenstand des Gespräches zwischen Severus und Veruna gewesen war und welchen Antonia bewundert hatte, als er unter ihren Fenstern vorbeifuhr an jenem Tage, wo sie hatte vergiftet werden sollen.

Ponticus schien Gefallen zu finden an der prächtigen, großartigen Versammlung, an der rauschenden Musik und an den Gefechten der Gladiatoren. Aber sobald das Schauspiel ein blutiges zu werden begann, wandte er die Augen ab und verbarg keineswegs seinen Abscheu.

Auf den obersten Stufen des Amphitheaters wogte der Pöbel von Lugdunum, den solche grausame und rohe Scenen in den höchsten Freudentaumel versetzten. Die ungeheuere Purpurdecke, die über dem Gebäude ausgespannt war, um die brennenden Strahlen der Sonne abzuhalten, verlieh diesen Gesichtern einen noch wildern Ausdruck; es war, als könnte man die blutigen Gedanken den Stirnen ablesen.

Die Kämpfe der Gladiatoren waren beendigt und die Menge rief laut nach den Christen. Furchtlos betraten sie die Arena. Bei ihrem Erscheinen lief ein Murren des unversöhnlichsten Hasses von Mund zu Mund durch die Reihen der Menge; die Herzen der Zuschauer schienen heftiger zu pochen vor wilder Freude, ähnlich der, die der lauernde Tiger empfindet, wenn er seine Beute erspäht.

Die Blutzeugen schreckte diese Kundgebung des Hasses nicht. Ruhig ließen sie ihre Augen über die blutlechzende

Menge gleiten und über die vergitterten Käfige, in welchen die wilden Bestien aufbewahrt wurden, gleichsam als forderten sie ihre Feinde und Henker zu dem bevorstehenden Kampfe heraus.

Um den Zuschauern einen möglichst großen Genuß von der beabsichtigten Belustigung zu bereiten, begannen die Henker nicht mit allen ihren Opfern zugleich, sondern stellten Attalus und Blandina für später zurück.

Sanctus und Maturus mußten nun nochmals alle Arten von Foltern erdulden. Zuerst wurden sie, wie es gebräuchlich war, mit Ruthen gepeitscht; darauf gerädert, dann mit glühenden Zangen gezwickt, mit siedendem Oel und Blei übergossen. Kurz, man wandte alle Martern gegen sie an, die der höllische Scharfsinn der gefühllosen Henkersknechte nur ersinnen konnte. In den Pausen zwischen den einzelnen Foltern fragte sie der Statthalter, ob sie den Göttern opfern und die Verbrechen, deren man sie als Christen beschuldigte, gestehen wollten. Aber jedes Mal antworteten sie nur mit Betheuerungen ihrer Unschuld, den Herrn preisend, der sie gewürdigt habe, um Seines Namens willen Schmach zu leiden.

Eine neue, noch stärkere Folter wurde also gegen die beiden furchtlosen Streiter erdacht. Man band sie auf einen eisernen Stuhl, der vorher bis zum Glühen erhitzt worden war. Ein unerträglicher Geruch von versengtem Fleisch erfüllte sofort das ganze Amphitheater. Aber weit entfernt, daß die Zuschauer hierdurch besänftigt wurden, schien sich ihre rasende Wuth nur noch zu vermehren; durchaus wollten sie über die unbesiegbare Festigkeit der Martyrer triumphiren. Aber vergebens; es war nicht möglich, von Sanctus eine andere Antwort zu bekommen,

als das erhabene Bekenntniß seines Glaubens, jene Worte: „Ich bin ein Christ!“

Nach diesen unerhörten Foltern gab Severus den Befehl, die beiden Martyrer, die kaum noch ein Lebenszeichen von sich gaben, zu enthaupten.

Dieser Befehl wurde erfüllt, und nun kam die Reihe an Blandina. Der Statthalter sowohl wie das Volk schmeichelten sich mit der Hoffnung, die schwache Jungfrau leichter besiegen zu können. Sie wurde an einen Pfahl in Form eines Kreuzes gebunden, und dann die wilden Thiere gegen sie losgelassen. Die Tiger und Panther sprangen brüllend auf den Pfahl zu, an welchem die junge Sklavin befestigt war. Aber die Erwartung der Zuschauer wurde getäuscht; die wilden Bestien standen plötzlich still und legten sich dann schmeichelnd zu den Füßen der Martyrin nieder, ohne ihr das mindeste Leid anzuthun.

Als Severus dieses sah, gerieth er in die äußerste Verwirrung. Er wollte indeß nicht lange diesen wunderbaren Vorgang auf das Volk wirken lassen und gedachte Blandina unverzüglich, wie Maturus und Sanctus, enthaupten zu lassen. Während er sich jedoch nach Veruna umsah, um ihm den Todesbefehl zu geben, fiel sein Auge auf Ponticus, und er zögerte. Der junge Mann stand da, bleich, mit glühendem Blick, und gab durch seine Bewegungen die höchste Aufregung kund.

„Herr,“ flüsterte Ponticus seinem Gönner zu, „ist des Blutvergießens noch nicht genug?“

„Wie,“ warf Severus ärgerlich entgegen, „ich glaube gar, du hast Mitleid mit diesem elenden Gesindel!“

„Ich muß gestehen,“ versetzte der Jüngling muthig, „daß der Heldenmuth dieser Christen meine Bewunderung

erregt. Und macht denn auf dich, der du ja selbst ein so begeisterter Verehrer der Tapferkeit bist, ihr unerschrockener, männlicher Sinn keinen Eindruck?"

„Schwärmer sind sie, Wahnsinnige!"

„Mag sein. Aber du wirst nicht leugnen können, daß wir jedenfalls zu grausam mit ihnen verfahren. Sieh, die wilden Thiere selbst geben uns eine beschämende Lehre. Während du sie auf jene hetzest, haben sie Erbarmen und thun ihnen nichts zu Leid."

Severus schwieg verlegen.

„Ueberdies," fuhr Ponticus fort, „sind diese armen, wehrlosen Menschen keine würdigen Gegner für uns. Bedenke auch, Herr, ob der unbeugsame Widerstand, den sie all' deinen Angriffen entgegen setzen, deine Ehre fördern wird; jedes Verhör, jede Marter ist ja eine neue Niederlage für dich und die Henker."

„Du hast vollkommen Recht," versetzte Severus düster; „ich will auch das unnütze Bemühen aufgeben."

„So befiehl, daß diese unglückliche Sklavin abgeführt werde."

Severus sah den Jüngling mit forschendem Blicke an. „Sollte der etwa," sagte er halblaut vor sich hin, „nur darum so reden, weil Blandina seine Schwester ist, und er sie retten will?"

Aber Ponticus sprach mit zu viel Wärme und Eifer, als daß der Statthalter bei ihm Hintergedanken vermuthen konnte.

„Ich kann dir nichts verweigern, mein theuerer Ponticus. Ich betrachte dich jetzt schon als meinen Sohn, und bald wirst du es wirklich sein."

„Dank, Herr, für deine Güte!“ rief der Jüngling strahlend vor Dankgefühl.

Severus wandte sich nun an einen der Beamten, welche die Aufsicht und Leitung der öffentlichen Spiele zu besorgen hatten. Es war Fuscus, der ungeachtet des Einflusses, den Veruna bei dem Statthalter gegen ihn geltend gemacht, immer noch des Letztern Gunst besaß, weil er ihm wiederholt große Summen vorgestreckt hatte. „Sabinus,“ sprach er, „laß Blandina in's Gefängniß zurückführen; das Urtheil soll ein ander Mal an ihr vollzogen werden. — Sterben muß sie doch,“ fügte er leise hinzu.

Fuscus gehorchte alsbald. Blandina ward von dem Pfahle losgebunden und aus dem Amphitheater geführt.

Das Volk hatte nicht vergessen, daß Attalus noch übrig war, um den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Da der Martyrer durch seinen Eifer für das Wohl der Kirche sehr bekannt war, so drang die Menge darauf, daß der Kampf beginnen sollte. Jedoch Severus hielt das Versprechen, welches er Ponticus gegeben. Es ward ihm nicht schwer, eine Ausflucht zu finden, um das blutgierige Volk zu beschwichtigen. Er erhob sich und erklärte, er habe so eben vernommen, daß Attalus römischer Bürger sei, und er könne ihn daher weder dem Kampfe mit den Thieren noch sonstigen Martern überliefern, bevor er weitere Erkundigungen eingezogen habe.

Laute Ausbrüche der Wuth und Unzufriedenheit folgten auf diese Erklärung. Doch der Statthalter ließ sich dadurch nicht beirren und verkündete mit fester Stimme, daß der Kaiser darüber zu entscheiden habe.

Als der Volkshaufe den gefürchteten Namen des

Kaisers nennen hörte, gab er nach und zog sich murrend zurück; denn die Spiele waren für diesen Tag beendet.

„Jetzt," wandte sich Severus zu Ponticus, „mußt du unverweilt nach Rom reisen und einen Verhaltungsbefehl in Betreff der Christen einholen. Ich bin rathlos, so lange ich die gegenwärtige Ansicht des Kaisers in dieser Sache nicht kenne. Denn so viele römische Bürger ohne seine besondere Ermächtigung dem Tode zu überliefern, däucht mir doch zu gewagt, und in Freiheit setzen darf ich sie nicht wegen des Volkes, dessen Spott und Verachtung ich mir zuziehen würde, wenn Marc Aurel nachträglich ihre Bestrafung befehlen sollte."

Statilius, der diese Worte des Statthalters gehört hatte, flüsterte ihm leise zu: „Es ist nicht übel von dir, Severus, deine Unschlüssigkeit hinter dem Namen des Kaisers zu verstecken. Aber der Kaiser ist von seiner Nachsicht gegen die Christen zurückgekommen; er wird sie zum Tode verurtheilen, deß darfst du versichert sein."

Der Statthalter würdigte ihn keiner Antwort. Er gab das Zeichen zum Aufbruch und verließ, umgeben von seinen Lictoren, das Amphitheater.

Kaum war er in seinen prächtigen Palast zurückgekehrt, so entwarf er ein Schreiben an den Kaiser Marc Aurel. Noch hatte er die Arbeit nicht vollendet, als auch schon Ponticus, zur Abreise bereit, bei ihm eintrat.

„Du wirst mir also die kaiserliche Entscheidung in Betreff der Christen so schnell als möglich bringen," sprach er zu dem jungen Manne und überreichte ihm das mit seinem Siegel versehene Schreiben.

„Möge der Kaiser Gnade üben!" seufzte der Jüngling. „Es scheint mir, du wirst in Rom den Wortführer

der Christen machen wollen?" gab Severus nicht ohne Verdruß zur Antwort. „Aber du bist noch jung; mit der Zeit, denke ich, wirst du deine übel angebrachte Großmuth ablegen. Doch gleichviel; sobald du zurückkehrst, werde ich dich feierlich als meinen Sohn adoptiren."

„Herr, welche Huld!" rief Ponticus gerührt, indem er Severus die Hand küßte. „Wie werde ich mich für so viel Ehre und Liebe erkenntlich zeigen können!"

Und er entfernte sich hoch erfreut und voll Dank gegen seinen hohen Gönner. Severus folgte dem Jüngling mit seinem Blick. „Ein biederes, edeles Herz, dieser Ponticus," sprach er wohlgefällig vor sich hin; „nur etwas zu schwärmerisch. Aber mit zunehmendem Alter werden ihm diese Gedanken vergehen."

Inzwischen hatten die Soldaten Attalus und Blandina in das Gefängniß, das sie am Morgen verlassen, zurückgeführt. Sie fanden ihre Gefährten im gemeinsamen Gebete begriffen. Man kann sich denken, wie groß die Freude des Wiedersehens war. Voll Entzücken eilten Alle auf die beiden Eintretenden zu und küßten ihnen ehrerbietig die Hände und Kleider. Vergebens bemühten sich die Martyrer, gerührt und beschämt durch eine solche Verehrung, die fromme Zudringlichkeit ihrer Freunde abzuwehren.

Ueber das Schicksal von Sanctus und Maturus befragt, schilderte nun Attalus mit beredten Worten die schrecklichen Leiden, welche diese heldenmüthigen Blutzeugen erduldet hatten, und die unbesiegbare Standhaftigkeit, mit der sie ihr Martyrthum vollendet. Auch vergaß Attalus nicht, zu erzählen, wie der Herr Seinen Namen an Blan-

dina verherrlicht, indem er sie so wunderbar vor den wilden Thieren beschützt und gerettet habe.

Die Erzählung von dem Ende dieser tapfern Streiter hatte einen tiefen Eindruck auf die Abtrünnigen gemacht. Attalus und Blandina, erleuchtet vom heiligen Geiste, versuchten noch ein Mal, ihre verirrten Brüder zur Reue und Rückkehr zu bewegen. Sie sprachen zu ihnen voll Wärme und Beredtsamkeit, und die Gnade des Herrn unterstützte ihre Worte so mächtig, daß jene nicht länger zu widerstehen vermochten. Sie fielen den Bekennern zu Füßen, flehten sie an um Verzeihung für das Aergerniß, welches sie ihnen vor dem heidnischen Volke gegeben, und beschworen sie bei der göttlichen Barmherzigkeit, für sie zu beten.

Antonia, welche von ihrer Mutter schon dem Glauben wiedergewonnen war, wurde durch diesen Auftritt in ihrem Entschlusse noch mehr bestärkt. Rhodana, Aemilia, Trophima, Primus, Philumenus, Aristeus, October und Titus ahmten ihr Beispiel nach und bekannten auf's neue ihren Glauben an Christus. Tacitus Aricius sogar, der schwächste und laueste unter den gefangenen Christen, erklärte sich bereit, Jesum zu bekennen und für Ihn alle Foltern standhaft zu erdulden.

Die treu gebliebenen Christen waren von hoher, heiliger Freude erfüllt über die Bekehrung ihrer Brüder; dem alten, frommen Priester Zacharias aber floß das Herz über von Seligkeit, da er sah, wie die verlorenen Schäflein alle in die Hürde des Herrn zurückgekehrt waren. Er erhob seine Stimme und begann einen Psalm des Dankes, in welchen alle Gefangenen einfielen aus tiefstem, glaubensvollem Herzen. Der düstere Kerker schien in dieser

Nacht in einen Tempel verwandelt. Ununterbrochen erschallte der Gesang der Martyrer, ein Triumphgesang über den Sieg der Starken, über die Bekehrung der Schwachen.

## XVII.

### Ponticus.

Der Bote, welchen der Statthalter von Lugdunum an den Kaiser abgesandt hatte, kehrte eher zurück, als Severus erwarten konnte. Derselbe hatte nämlich nicht nöthig gehabt, seine Reise bis nach Rom fortzusetzen, weil er den Kaiser schon in einer Stadt diesseits der Alpen fand, wo derselbe die Rüstungen zu einem neuen Feldzuge gegen die Deutschen betrieb.

Obgleich Ponticus den Inhalt des kaiserlichen Schreibens, das er als Antwort auf die Anfragen des Severus nach Lugdunum mit sich zurücknahm, nicht kannte, so glaubte er doch im Stillen, Ursache zu haben, sich über den Erfolg seiner Sendung zu freuen. Zwar war er Heide und Günstling eines Statthalters, der die Gläubigen verfolgte; allein ein unwillkürlicher Trieb des Herzens zog ihn zu den Letztern hin.

Das offene, unverdorbene Gemüth des Jünglings erkannte instinctmäßig die Seite, wo die Wahrheit und das Recht war; seine gerade Seele empörte sich gegen jede Gewaltthat und unverdiente Unbill. Ponticus war fest überzeugt, daß die Anklagen, welche man gegen die Christen erhob, ihren Grund in Mißverständniß und Unkenntniß hatten. Da er Gelegenheit gefunden hatte, diese Ueber-

zeugung auch in Gegenwart Marc Aurel's mit Offenheit und Wärme auszusprechen, so glaubte er annehmen zu dürfen, daß in Folge seiner Sendung auf Befehl des Kaisers mildere Maßregeln gegen die Christen in Anwendung kommen würden.

Severus öffnete das Schreiben mit einigem Mißbehagen. Die Verfolgung der Christen war ihm der damit verbundenen Sorgen und Mühen wegen nachgerade schon zum Ueberdruß geworden; er dachte bei sich ungefähr ebenso, wie jener Proconsul in Kleinasien zur Zeit Trajan's, der, als man einige Christen vor seinen Richterstuhl führte, ärgerlich ausrief: „Ihr unglücklichen Thoren! Wenn ihr denn nach dem Tode so lüstern seid, warum erhängt oder ertränkt ihr euch nicht selbst, und laßt mich in Ruhe?"

Rasch überflog Severus die kaiserlichen Verhaltungsbefehle. Dann legte er das Blatt mit einer Geberde des Unmuths bei Seite.

Ponticus hatte schon, während sein Beschützer las, aus dessen Mienen den Inhalt der Antwort zu errathen gesucht. Als er dann sah, wie Severus unangenehm von derselben berührt schien und nachdenklich schweigend den Kopf in die Hand lehnte, fragte er: „Ist des Kaisers Ansicht den Christen nicht günstig?"

Der Statthalter nahm das Schreiben wieder zur Hand und sprach in verdrießlichem Tone: „In der That, das ist ein Befehl, wie er mir nicht unangenehmer sein kann. Nun wird mir dieses verwünschte Volk erst recht zu schaffen machen."

„Was befiehlt denn Marc Aurel?"

„Er befiehlt, die römischen Bürger, welche den Göttern opfern wollen, in Freiheit zu setzen; die Uebrigen sollen sterben.“

Der Jüngling schwieg. Alle seine Hoffnungen waren zu nichte geworden.

„Aber, beim Pluto und bei allen Göttern der Unterwelt!“ fuhr Severus fort, „dieses Gesindel soll mir nicht lange mehr meine Ruhe rauben! Ich werde kurzen Proceß mit ihnen machen, mit den Einen wie mit den Andern. Und dann, mein Ponticus,“ hier erheiterten sich seine Züge, und er ergriff zärtlich die Hand des Jünglings, „wenn diese lästige Angelegenheit beendigt ist, denken wir auch wieder an angenehmere Geschäfte; dann soll erfüllt werden, was ich dir verheißen habe.“

„Du bist gütiger gegen mich, mein Gebieter, als ich es je verdienen kann,“ entgegnete Ponticus mit bebender Stimme. Aber es war nicht Freude, was ihn so heftig erregte; denn seine Züge waren bleich und schmerzerfüllt, seine Glieder zitterten.

„Was ist dir?“ rief Severus mürrisch und runzelte die Stirne. „Du erbleichst wie ein Weib! Was fehlt dir?“

„Es ist nichts,“ stotterte Ponticus. „Kleine Nachwehen vielleicht — von den Anstrengungen der Reise.“

„Du hast dich zu sehr überstürzt. Geh und ruhe dich aus. Ich will unterdessen die Anordnungen treffen zu den Spielen, bei welchen die Christen ihre Strafe empfangen sollen. Hoffentlich ist dieses das letzte Mal, daß ich sie vor meinem Richterstuhl sehe; denn ich glaube nicht, daß noch Einer von ihnen sich durch die Gnade des Kaisers von seiner Halsstarrigkeit wird abbringen lassen.“

„Die Armen, die Unglücklichen!“ seufzte Ponticus mit erstickter Stimme, während er sich entfernte.

Einen Augenblick nachher verließ der Jüngling den Palast und begab sich raschen Schrittes nach dem Gefängnisse der Christen. Als er vor dem Thore desselben angekommen war, fragte er den Aufseher: „In welchem Gemache befindet sich die Sklavin Blandina? Ich will zu ihr.“

„Der Statthalter,“ gab der Beamte zögernd zur Antwort, „hat die strengsten Befehle gegeben, daß —“

„Ich kenne seine Befehle,“ unterbrach ihn Ponticus ungeduldig; „aber du weißt, wer ich bin, und kannst also auch wissen, daß Severus dich für einen Gefallen, den du mir erzeigst, nicht bestrafen wird.“

Der Beamte konnte diesem Grunde nichts entgegensetzen, und that, was der Liebling des Machthabers begehrte. Blandina wurde in ein besonderes Zimmer gebracht, und Ponticus zu ihr eingelassen.

Die Unterhaltung der beiden Geschwister dauerte lange, und als der Jüngling endlich aus dem Gefängnisse wieder heraustrat, schien er im höchsten Grade aufgeregt; auf seinem Gesichte sah man deutliche Spuren von Thränen.

An den folgenden Tagen kehrte Ponticus noch mehrere Male in das Gefängniß zurück, um mit Blandina sich zu unterreden. Zuletzt ließ er sich auch in den gemeinsamen Kerker der übrigen Martyrer führen. Als er sich dieses Mal entfernte, bemerkten die Wachen, an denen er vorüberging, daß eine auffallende Veränderung, eine große Umwandlung in seinen Zügen sich offenbarte; so heiter war er an den voraufgegangenen Tagen nicht geschieden.

Eines Tages begegnete Ponticus, als er eben wieder aus dem Gefängnisse kam, zu seiner nicht geringen Ueberraschung dem Statilius Veruna. Mit spöttischem Lächeln redete derselbe ihn an: „Es macht dir seit einiger Zeit Vergnügen, die Christen zu besuchen, Ponticus; man sollte glauben, du wärest von ihnen schon halb bekehrt.“

„Das möchte dir wohl noch mehr noth thun als mir,“ antwortete dieser.

„Nun ist's offenbar, daß ich mich nicht getäuscht habe,“ erwiderte jener mit boshafter Freude. „Du hattest von jeher Vorliebe für diesen Aberglauben; nun bist du ein vollkommener Anhänger desselben.“

„Und wenn auch — willst du es mir verbieten?“

„Ich? Nein, Ponticus; mir gilt es eins, was du bist; aber dein hoher Gönner, denke ich, würde es nicht mit so gleichgültigen Augen ansehen, wenn ich Recht hätte mit meiner Muthmaßung. Du wirst dir Mühe geben müssen, deinen Abfall vor ihm geheim zu halten.“

„Mit nichten, Veruna. Ich bin eben auf dem Wege, um ihm alles mitzutheilen. Wenn es dir Vergnügen macht, so magst du mich begleiten, um zu sehen, wie die Pläne, die du zu meinem Verderben geschmiedet hast, nach deinem Wunsche sich erfüllen.“

„Nicht nöthig,“ gab Statilius zur Antwort. „Am Tage der öffentlichen Spiele werde ich erfahren, was du dem Statthalter zu offenbaren oder zu verschweigen für gut gefunden hast. Die Gesetze und der Wille des Volkes sind unerbittlich; warst du thöricht genug, dich verführen zu lassen, und begehst dann noch den Unsinn, dich selbst anzuklagen, so wirst du diesen unbestechlichen Richtern Rede stehen müssen im Amphitheater, wie die übrigen Narren.“

„Ja, auf Wiedersehen im Amphitheater!“ rief der Jüngling mit Begeisterung.

So schieden sie von einander.

Bald war Ponticus im Palaste des Statthalters angelangt. Als er vor seinen Beschützer hintrat, strahlte sein Angesicht einen so feierlichen, heiligen Ernst, daß Severus äußerst erstaunt und gespannt war, was der Jüngling ihm wohl mitzutheilen habe.

„Severus,“ begann Ponticus, „du bist mein größter Wohlthäter. Du hast mir mehr Gutes erzeigt, als ich je zu verdienen hoffen durfte. Darum verehre und liebe ich dich als meinen Vater, und mein Herz wird stets erfüllt sein vom tiefsten, aufrichtigsten Danke. Um so mehr aber schmerzt es mich, daß ich dir jetzt eine Mittheilung machen muß, welche dir ohne Zweifel viel Kummer bereiten und dich gegen mich erzürnen wird. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn dem nicht so wäre, wenn du über den Schritt, den ich gethan, nicht Schmerz, nicht Zorn, sondern Freude fühlen könntest, wenn auch dein Auge sich dem wahren, göttlichen Lichte öffnete —“

„Aber was soll diese unverständliche Einleitung? — Ich begreife nicht —“ unterbrach ihn der Prätor ungeduldig.

„Edler Severus,“ fuhr der Jüngling fort, „Blandina, die Sklavin, ist meine Schwester.“

„Ich wußte es,“ warf Severus mißmuthig dazwischen.

„Und ich,“ setzte jener mit fester Stimme hinzu, „ich bin ein Christ wie sie.“

Bei diesen Worten fuhr es wie Blitze aus den dunkeln Augen des Africaners. Seine Stirne runzelte sich vor wildem Zorn, seine Lippen bebten.

„Was!“ schrie er, „du ein Christ?“

„Ja!“ antwortete Ponticus ruhig. „Ich habe Unterricht in den christlichen Lehren und dann die heilige Taufe empfangen.“

Der Statthalter wußte sich kaum zu fassen. Was Veruna längst geahnt und erwartet hatte, war ihm nicht im entferntesten in den Sinn gekommen.

„Aber — wann — wie — durch wen ist das alles geschehen?“ fragte er dann in mühsam hervorgestoßenen, abgerissenen Worten.

„Blandina, meine geliebte Schwester, hat mein Auge dem Lichte des Glaubens geöffnet, und in der vergangenen Nacht bin ich im Gefängnisse der Christen getauft worden.“

„Daß ich sie doch vernichtet hätte, die Elende, wie sie es verdiente, — ehe sie solche Schandthat thun konnte!“ Der Prätor schwieg. Zorn über die ihm angethane Beleidigung, Haß gegen die Christen, Angst vor der Wuth des Volkes; anderseits auch wieder Mitleid mit seinem Günstling und eine herzliche Zuneigung zu ihm, die er nicht unterdrücken konnte: alle diese Gefühle wogten auf und nieder in seinem Herzen und ließen ihn kaum zu einem bestimmten Gedanken kommen. Endlich begann er mit fast zärtlicher Stimme: „Ponticus, ich will alles vergessen. Ich kann mich von dir nicht trennen, ich liebe dich zu sehr. Schwöre deinem Aberglauben ab und mein Herz wird sich dir wieder zuwenden, ohne irgend je mehr dessen zu gedenken, was du gethan.“

„Ich würde lieber sterben,“ sprach der Jüngling fest.

„Ponticus, ist das deine Dankbarkeit?“

„Verzeihe, mein Gebieter; ich gehorche einer höhern Stimme, auf die ich hören muß.“

„Thörichtes Gerede! Wer kann dir verwehren, mir zu folgen? Wer anders, als ich, kann dir Reichthum, Macht und Ehre geben oder nehmen!"

„Es gibt einen Herrn über alle Herren, und nach diesem vergänglichen Leben erwartet uns ein anderes, ewig glückliches oder ewig unglückliches Leben, je nachdem unsere Werke hienieden es verdienen. Seitdem diese erhabene Erkenntniß mir aufgegangen ist, Severus, trage ich kein Verlangen mehr nach den Gütern dieser Welt, und ihr Verlust kann mich nicht schmerzen. Doch ich begreife es, wenn du meine Worte nicht verstehst."

„Ueberlaß solche Betrachtungen den Philosophen, die nichts Besseres zu thun haben, als Unsinn auszubrüten; du aber — höre auf mich!"

„Er ist mir theuer, mein Glaube, ich ehre und schätze ihn als den Inbegriff aller Weisheit."

„Siehe, Ponticus," fuhr der Statthalter, immer tiefer bewegt, fort, „du weißt, daß ich dich liebe. Wie kannst du so hartnäckig sein, wenn ich dich um etwas bitte? Wie kannst du mein Herz so sehr betrüben, mir so großen Kummer bereiten wollen? Sage, du seiest kein Christ, und ich werde auch deine Schwester retten; du aber sollst bald — morgen noch — zu meinem Sohn erklärt werden."

Der Jüngling senkte traurig das Antlitz. Es that ihm in der Seele wehe, daß er nicht gewähren konnte, um was sein Wohlthäter ihn so inständig bat.

„Bedenke," fuhr Severus fort, „daß ich reich und mächtig genug bin, um dich glücklich zu machen. Dein Erbe ist groß, mein Sohn, und eines Tages könnte derjenige auf dem Throne der Kaiser sitzen, der jetzt dein Vater sein will."

„Ich verschmähe alle Pracht der Welt," erwiderte der Jüngling, „um den Besitz meines Gottes. Mein Glaube steht fest; nichts kann ihn erschüttern."

Das Gesicht des Prätors verfinsterte sich. „Ich habe Mitleid mit dir," sprach er, „aber das wird verschwinden, wenn du verstockt bleibst. Ich werde dich foltern und martern, ich werde dich einem schändlichen und ehrlosen Tode überantworten, ich werde dich sterben lassen unter schrecklichen Qualen, wie alle Uebrigen —"

„Mein höchstes Glück," unterbrach ihn Ponticus begeistert, „inmitten der heldenmüthigen Schaar der Martyrer zu sterben für Christus!"

Der Statthalter versuchte noch weiter, bald durch grausame Drohungen den jungen Christen zu erschrecken, bald durch zärtliche, liebevolle Bitten sein Herz zu rühren. Als er aber sah, daß alle seine Bemühungen fruchtlos blieben, ließ er ihn in seinem Palaste einschließen und überwachen; wenn der erste Rausch der Begeisterung vorüber wäre, dachte er, werde er das junge Gemüth doch zur Nachgiebigkeit bewegen.

Mehrere Male besuchte nun Severus seinen gefangenen Günstling und bot alle seine Ueberredungskunst auf, um ihn zum Abfall von seinem neuen Glauben zu bringen. Allein er überzeugte sich immer mehr, daß auch Ponticus schon vollständig zu den Bekennern Christi zählte, welche, aller Versuche sie umzustimmen spottend, ihm in der letzten Zeit so viel Aerger und Beschämung eingetragen hatten. Er erfuhr, daß der Jüngling seine Schwester sehr häufig im Kerker besucht, und von ihr die erste Anregung zu seiner Bekehrung, sowie den ersten Unterricht in den Wahrheiten des Christenthums empfangen hatte.

Den Namen desjenigen jedoch, welcher ihm das wichtige Geheimniß seiner Verwandtschaft mit der jungen Sklavin verrathen hatte, konnte er von demselben nicht herausbringen.

In der That war, wie Severus auch schließlich vermuthete, Statilius Veruna der Verräther gewesen. Dieser habsüchtige Patricier hatte, als er erfahren, daß Ponticus im Auftrage des Statthalters nach Rom gegangen, sich heimlich aufgemacht und war ihm nachgereist. Sobald er nun den Gesandten eingeholt, hatte er mit ihm von Blandina gesprochen, und ihm durch unwidersprechliche Beweise seine so nahe Verwandtschaft mit ihr dargethan — dabei jedoch nicht vergessen, sich das Versprechen der Verschwiegenheit über den Namen dessen ablegen zu lassen, der ihm diese wichtige Mittheilung gemacht habe. Hierdurch hoffte er den jungen Mann von seinem Beschützer abzuziehen und zu stürzen, um dann ungehindert in den Besitz aller Güter Antonia's und Pompeja's zu gelangen. Er hatte, wie wir später sehen werden, aber auch noch andere wichtige Zwecke dabei im Auge.

Ponticus war weit entfernt, sich der Verwandtschaft mit einer Sklavin zu schämen. Er dankte Veruna für die ihm gemachte Enthüllung, deren wahre Absicht er in seiner Arglosigkeit nicht ahnte. Sein sehnlichster Wunsch war nun, Blandina wiederzusehen, um sie mit der zärtlichsten Bruderliebe an sein Herz zu drücken.

Blandina und Ponticus stammten aus einer alten, edeln africanischen Familie, und waren somit Landsleute des Severus. Als Mitschuldiger einer Erhebung dieser Provinz, welche von der Uebermacht der römischen Heere schnell unterdrückt war, war ihr Vater zum Tode verurtheilt, sein Haus zerstört und sein Vermögen einge-

zogen worden. Die Verwandten der armen Waisen — die Mutter war gestorben, als das älteste ihrer Kinder noch nicht zwei Jahre zählte — wagten nicht, ihnen zu Hülfe zu kommen, aus Furcht, sich bei den römischen Beamten mißliebig zu machen; und so geschah es, daß sie beide als Sklaven verkauft wurden.

Aufgezogen im Hause eines Sklavenhändlers, wurde Blandina nach Italien verkauft. Dort kam sie nach einander in die Hände verschiedener Herren, und wurde zuletzt von Pompeja erworben, welche sich des Mädchens liebreich annahm und für seine Bekehrung Sorge trug.

Ponticus hatte von Anfang an ein weit glücklicheres Schicksal. Zwei Soldaten aus der africanischen Legion hatten den Knaben zu sich genommen, und erzogen ihn wie ihr eigenes Kind. Als er ungefähr zehn Jahre alt war, sah ihn Severus, und da ihm die anmuthige Gestalt, das kluge, lebhafte Wesen des Knaben wohlgefiel, kaufte er ihn los, damit er in seiner Umgebung lebe. Mit der Zeit gewann er ihn immer lieber, denn seine ausgezeichneten Anlagen, die vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens, und besonders eine seltene Befähigung und Vorliebe für das Kriegswesen entzückten ihn so sehr, daß er ihn wie seinen Sohn behandelte, und den Entschluß faßte, ihm auch vor dem Gesetze die Rechte eines solchen zuzusprechen. So trat der Jüngling durch goldene Thore in das Leben ein. Die glänzendsten Aussichten lachten ihm entgegen, die schmeichelhaftesten Hoffnungen luden ihn ein, und alle Güter der Welt, nach denen so Manche ihr Leben lang vergebens ringen, bat man ihn, sie — anzunehmen. Mit der Gunst des Severus konnte er alles sein nennen.

Ungeachtet seiner hohen Stellung war Ponticus keinen Augenblick bestürzt, keinen Augenblick unentschlossen, als er erfuhr, daß Blandina seine Schwester sei. Sein Herz drängte ihn zu ihr, um das arme Kind, das einem so bejammernswerthen Schicksal entgegensah, zu umarmen und seiner herzlichsten Liebe zu versichern. Er ging, wie vorhin erwähnt worden, zu ihr in den Kerker und eröffnete ihr, welch innige Bande ihn, den Günstling des Statthalters, mit ihr, der armen Sklavin, verknüpften; und je mehr Blandina über diesen Aufschluß erstaunt war, desto mehr bemühte er sich, ihr zu betheuern, daß er sie innig, brüderlich liebe, daß sie seinem Herzen werth und theuer sei, ebenso wie Severus, sein zweiter Vater.

Gewiß, ein so hochherziger Charakter, ein so edles Gemüth verdiente einen Gnadenblick des Himmels. Auch der unerschütterliche Glaube, das heldenmüthige Bekenntniß und das unabläßige Gebet Blandina's wogen ohne Zweifel schwer in der Wage des Herrn und zogen einen Strahl des übernatürlichen Lichtes in die dunkele, von den Finsternissen des Heidenthums umnachtete Seele ihres Bruders herab.

Die fromme Sklavin zögerte nicht, mit ihm von den erhabenen Glaubenswahrheiten der Religion Christi und von ihren Sittenvorschriften, welche die Gläubigen zur höchsten Vollkommenheit hinanführen, zu reden. Sie zeigte ihm, welch engelreines Leben die meisten der Jünger Jesu führten, und wie sie Alle vereinigt seien durch die Bande der aufrichtigsten Bruderliebe.

Dem Jüngling kam es bei diesen Worten vor, als ob ein dichter Schleier sich von seiner Seele höbe. Er erblickte, zwar noch verworren und unklar, eine neue Welt

vor sich, von der er nie eine Ahnung gehabt, die ihm aber dennoch als die wahre Heimath seiner Seele aufdämmerte. Die Gnade des Herrn hatte ihn erfaßt und besiegt, und schon als er seine Schwester zum zweiten Male besuchte, bat er sie, ihn vollständig in der Wahrheit des Christenthums zu unterrichten.

Blandina that dies mit dem doppelten Eifer der Gottes- und Geschwisterliebe, und sie war so glücklich, ihren Bruder bald in die Versammlung der übrigen Christen einführen zu können.

Als Ponticus dort zuerst erschien, fühlte Antonia sich heftig beklommen. Den fein gebildeten jungen Mann den sie so manchmal von ihrem Fenster aus betrachtet, hatte sie nicht vergessen. Aber mit der Gnade des Himmels gelang es ihr, die Gefühle und Erinnerungen, welche ihrem Herzen gefährlich werden konnten, zu unterdrücken. Sie pries die Wege der Vorsehung und bewunderte den muthigen Schritt des Jünglings, welcher alle seine Hoffnungen, alle seine glänzenden Aussichten in die Zukunft der Stimme Gottes und seines Gewissens zum Opfer brachte.

Der Priester Zacharias vollendete den Unterricht des Neubekehrten. Da dieser sich überaus gelehrig erwies und eine lange Verzögerung überdies nicht rathsam schien, so ertheilte ihm der ehrwürdige Greis bald im Kerker vor allen Gläubigen die Taufe. Blandina weinte die seligsten Freudenthränen, und alle anwesenden Christen schickten heiße Dankgebete zum Himmel für dieses neue Werk seiner Gnade.

## XVIII.

### Vor dem Richterstuhl.

Die unerwartete Bekehrung des Ponticus und die Festigkeit, mit der er seinem neuen Glauben anhing, konnten den Zorn des Severus gegen die Christen nur vermehren. Er verzieh ihnen nicht, daß sie ihm seinen Liebling abwendig gemacht; und hatte er sie früher für Thoren, für Wahnsinnige, höchstens für Gegner der Götter gehalten, so betrachtete er sie jetzt als seine persönlichen Feinde.

Auf den Rath seiner Vertrauten bereitete er ein großes Volksfest vor, um die Einwohner der Stadt und der ganzen Provinz durch den Pomp und die Pracht einer großartigen Opferfeier in der Verehrung der Landesgötter zu bestärken und ihnen einen um so größern Haß gegen das Christenthum einzuflößen. Bei dieser Gelegenheit sollten dann die Bekenner öffentlich unter den grausamsten Qualen sterben. Er hoffte mit dieser Genugthuung für seine Rachgier zugleich den schwachen, unerfahrenen Ponticus noch einschüchtern und zum Abfall von seinem Glauben bringen zu können.

Der Tag, an dem die Opferfeier beginnen sollte, erschien. Die Sonne strahlte in vollem Glanze aus wolkenlosem Himmel herab auf die Stadt, welche von einer unzähligen, in den Straßen auf und ab wogenden Menschenmasse erfüllt war. Man hätte sagen mögen, daß Gott aus allen Gegenden Gallien's diese Völker habe zusammenführen wollen, um sie zu Zeugen des Triumphes

der jungen Kirche zu machen. Bis zum Mittage noch sah man auf den Wegen, welche von verschiedenen Richtungen nach Lugdunum führten, ganze Schaaren von Fremden herbeiströmen, welche, sobald sie durch die Thore eingetreten, alle auf einen Punkt des Forums sich hinbewegten.

In der Mitte dieses Platzes war eine große Bühne errichtet, zu welcher von allen Seiten einige Stufen hinauf führten. Auf derselben erhob sich ein Baldachin von Purpur, welcher, statt von Säulen, von Lanzen getragen wurde, die in Bündeln zusammengebunden waren; er diente dazu, um den Richterstuhl des Severus vor den Strahlen der Sonne zu beschützen. Vor dem Tribunal standen zur Rechten auf einem Altare von Erz die Statuen der Götter, als ob sie eines Spruches gewärtig wären, der über ihr Schicksal entscheiden sollte. In der That, der Spruch war schon gefallen: sie waren gerichtet, geächtet und verdammt, alle diese heidnischen Götzen, zwar noch nicht von den Bewohnern der Erde, aber von dem Herrn der Erde und des Himmels, durch die Kraft des Blutes der Martyrer.

Das flammende Roth des Purpurs, das Schimmern und Blitzen der Lanzen in der Sonne, das strahlende Gold, womit die zahlreichen Ehrensitze, die Altäre und Statuen überdeckt waren, all' diese Pracht wurde noch vermehrt durch die glänzende Versammlung der Zeichendeuter, der Eingeweidebeschauer für die Opferthiere, der Priester der verschiedenen Gottheiten, welche in der Stadt verehrt wurden und endlich der Lictoren, welche, feierlich auf und ab schreitend, ihre Beile und Ruthenbündel hoch in der Hand trugen, zum Zeichen der unumschränkten Ge-

walt, die dem Statthalter übertragen war. Ringsum war ein Spalier von Soldaten gebildet, um den Andrang des Volkes abzuwehren und den für die gefangenen Christen bestimmten Raum frei zu halten. Der ganze große Platz, die nächsten Straßen, alle Fenster und sogar die Dächer der umliegenden Häuser waren bedeckt von einer Menschenmenge, welche trotz der brennenden Hitze des Tages Kopf an Kopf gedrängt stand, um Zeuge der seltenen Feier zu sein.

Endlich erschien der Statthalter, umgeben von seinen Officieren und den höchsten Civilbeamten der Stadt. Von den uns bekannten Personen begleiteten ihn Statilius Veruna, Cajus Priscus und Sabinus Fuscus. Unter ihrer Aufsicht befand sich Ponticus, der ja bei diesem Schauspiele auch Zuschauer sein sollte.

Severus ließ sich auf dem für ihn bestimmten Sitze unter dem Baldachin nieder. Ponticus wurde von zwei Hauptleuten der Leibwache in die Mitte genommen und etwas mehr in den Hintergrund geführt, so daß er zwar alles übersehen, aber doch vom Volke nicht leicht bemerkt werden konnte.

Auf ein Zeichen des Prätors entstand tiefe Stille in der Volksmenge, und es wurde nun der Befehl gegeben, die Christen vorzuführen. Die Schaar der Bekenner näherte sich, von Soldaten geführt, unter einem verworrenen Getöse von Flüchen und Verwünschungen der Volksmenge, langsam dem Richterstuhle. Diejenigen von ihnen, welche in Folge der Qualen der Folter und des im Kerker ausgestandenen Elendes nicht mehr im Stande waren zu gehen, wurden von ihren Gefährten unterstützt oder getragen. Denn alle brannten vor Begier, bei diesem letzten

Verhöre zugegen zu sein, wo sie Gelegenheit haben sollten, öffentlich und feierlich vor einer zahllosen Volksmenge ihren Glauben an Jesus zu bekennen.

Sie zeigten sich nicht im mindesten eingeschüchtert von den Drohungen und Verwünschungen der Menge. Betend und einander Muth einsprechend, traten sie vor den Richterstuhl hin.

Severus befragte sie nach einander, jedoch kurz, ohne sich in ein längeres Verhör einzulassen; denn er hatte ja schon erfahren, daß er damit nichts ausrichten könne. Er eröffnete ihnen den Befehl des Kaisers, daß sie sterben müßten, wenn sie nicht ihrem Glauben entsagten, und befahl ihnen dann, den Göttern zu opfern. Da sie sich weigerten, diesem Befehle nachzukommen, so wurden sie ohne Weiteres zum Tode verurtheilt: die römischen Bürger sollten mit dem Schwerte enthauptet, die Andern den wilden Thieren vorgeworfen werden.

Blandina gehörte zu den Letztern. Als Severus über sie das Urtheil verkündete, erhöhte er seine Stimme und fügte sogar noch mehrere Bestimmungen hinzu, welche ihren Tod qualvoller und schrecklicher machen sollten. Aber Ponticus, um dessenwillen dies geschah, verharrte in regungslosem Schweigen; nur eine leichte Bläſſe auf seinem jugendlichen Antlitz verrieth die Bewegung seines Herzens. Sein neuer Glaube lehrte ihn ja, daß der Martertod seiner Schwester den Eingang in die Freuden einer glückseligen Ewigkeit eröffnete.

Nachdem also der Prätor Diejenigen, welche in den frühern Verhören standhaft geblieben waren, auch jetzt wieder unerschütterlich gefunden und demgemäß verurtheilt

hatte, ließ er sie wegführen, und nun erschienen vor ihm die Abgefallenen.

Niemand ahnte, daß der Herr diese Seelen, welche in dem ersten Sturm der Versuchung unterlegen und schwach geworden waren, zum Glauben und in den Schooß der Kirche zurückgeführt hatte. Severus ließ sie nur deshalb noch ein Mal vor seinem Richterstuhle erscheinen, damit sie feierlich ihre Verleugnung Christi vor allem Volke wiederholen und ihre Befreiung als Lohn ihres Abfalls empfangen sollten. So wollte er seinen Triumph über die eine Hälfte der Menge vor Augen stellen, um den Eindruck der Niederlage, welche er von der andern erlitten, wieder auszulöschen. Die Bekehrten traten vor mit demüthigem aber zuversichtlichem Blick, während aus der Menge des umgebenden Volkes sich ein Gemurmel vernehmen ließ, welches kaum etwas anderes als Verachtung kund zu geben schien.

October ward zuerst vorgeführt, und zu ihm sprach der Prätor: „October, so gehe denn du zu dem Altare dort, nimm Weihrauch und streue ihn auf die Kohlengluth zu Ehren des erhabenen Jupiter. Sobald du das gethan, bist du frei."

October antwortete nicht; er stieg, ohne zu zögern, festen Schrittes die Stufen des Altars hinan, nahm Weihrauch und warf ihn — zur Erde mit einem Ausdruck grenzenloser Verachtung. Dann wandte er sich um und schaute dem Statthalter unerschrocken in die Augen.

Während dieser ganzen Handlung herrschte ringsum tiefe, erwartungsvolle Stille. Als aber der Weihrauch zu Boden fiel und der Christ, seinem Richter zugekehrt, muthig stehen blieb, erhob sich mit einem Male von

allen Seiten ein gräßliches Wuthgeschrei. Die Priester liefen herzu, und Severus, seiner nicht mächtig vor Zorn, erhob sich von seinem Sitze. „Was ist das, October?" rief er. „Was bedeutet das? Weigerst du dich, den Göttern zu opfern? Hast du nicht Christum abgeschworen?"

„Ja, es ist wahr," sprach October, „ich habe die Feigheit gehabt, mich Christi, meines Herrn, zu schämen. Ich war ein Thor und ein großer Sünder, und ich will sie bereuen, diese Missethat, so lange noch ein Funken von Leben in meinem Leibe wohnt. Nun aber hat mich die Gnade Gottes bekehrt, und ich bekenne jetzt vor dir und allem Volke, daß Christus der einzige wahre Gott ist, und daß alle euere Götter nichts sind als Staub und Wahn."

Diese Antwort überraschte den Statthalter so sehr, daß er einen Augenblick unschlüssig, sprachlos und verwirrt da stand.

„Er ist wieder Christ!" rief die Menge. „Auf die Folter mit dem Verbrecher!"

„Gib mir Gnade, o Gott," betete October mit zum Himmel emporgewandtem Blick, „daß ich die Peinen und Martern des Leibes zu Deiner Ehre ertrage, und meine Seele rette vor der schrecklichen Sünde eines neuen Abfalles."

„Er lästert die Götter," rief Severus, „bald wird er anders reden. — Bindet ihn," fuhr er fort, zu den Trabanten gewendet; „spannt ihn auf die Folter."

Die Knechte thaten, wie ihnen befohlen. Dann peitschten sie ihn mit Ruthen, zerrissen sein Fleisch mit glühenden Zangen und peinigten ihn noch durch vielerlei andere

Martern der schmerzlichsten Art, ohne auch nur im mindesten seine Standhaftigkeit zum Wanken zu bringen.

Als der Statthalter sah, daß er auf diesem Wege den tapfern Streiter nicht bezwingen könne, ließ er ihn losbinden. „October,“ sprach er zu ihm, „ich gebe dir eine letzte Frist zu deiner Bekehrung. Gib dem Rathe der Vernunft Gehör und schwöre deinen Aberglauben ab, wo nicht, so muß ich dich zum Tode verurtheilen.“

„Thue es,“ erwiderte der Bekenner; „es ist mein sehnlichster Wunsch, das Loos meiner Brüder zu theilen und meine große Schuld zu sühnen, indem ich mein Blut für Christus vergieße.“

Ohne Weiteres sprach der Prätor das Todesurtheil, und October wurde sofort zu den übrigen Martyrern in den Kerker geführt.

Darauf wurde Aristeus vorgerufen und auch ihm befohlen, den Göttern zu opfern. Aber auch er ließ sich weder durch Ueberredung noch durch Leiden und Martern zum Abfall verführen. Auch ihn mußte Severus zu den Uebrigen bringen lassen.

Der Statthalter konnte sich nicht verhehlen, daß durch das Beispiel des October und Aristeus alle übrigen Männer ohne Zweifel vollkommen ermuthigt sein würden und daß also wahrscheinlich keiner von ihnen mehr zu überwinden sei. Blieben sie standhaft, so war zu erwarten, daß dieses glänzende Beispiel auf die Frauen mächtig einwirken und auch sie unüberwindlich machen würde. Darum zog er vor, diese vorerst zu vernehmen.

Antonia wurde vor den Uebrigen aufgerufen und näherte sich dem Fuße des Tribunals. In ihrer Er-

scheinung lag eine gewisse Schüchternheit, Zurückhaltung und Demuth, welche die blendende Schönheit ihres Antlitzes noch erhöhte. Sabinus Fuscus, welcher dieses Benehmen für ein Zeichen von Furcht hielt, schmeichelte sich schon mit der sichern Hoffnung, die Jungfrau würde in ihrem Abfalle verharren und freigesprochen werden. Dann, überlegte er weiter, würde die Verfolgung bald seine gefährlichsten Nebenbuhler aus dem Wege geräumt und ihm den Weg zu seinem Ziele geebnet haben. Von alledem war er so fest überzeugt, daß die Freude darüber sich deutlich auf seinem Gesichte abspiegelte.

Statilius Veruna zeigte sich weniger erfreut. Auch er glaubte zwar, daß Antonia jetzt nochmals Christum verleugnen würde; aber ihm war das höchst unangenehm, denn wenn sie freigesprochen wurde, so behielt sie ihre Güter.

Severus bemerkte die Unzufriedenheit Veruna's. Er beugte sich zu ihm hin und lispelte ihm zu: „Du machst dir Kummer ohne Grund, Statilius. Weißt du nicht mehr, was unter uns ist festgestellt worden?"

„Nein," sprach jener achselzuckend. „Was haben wir verabredet?"

„Wie konntest du es vergessen? Das Erbe der Antonia ist dem Ponticus bestimmt."

Veruna schwieg. Aber aus seinen Zügen las Severus mit Befriedigung, wie sehr er überrascht und bestürzt war, zu vernehmen, daß Ponticus, obschon Christ geworden, dennoch sollte verschont bleiben, um ihm das Erbtheil vorweg zu nehmen.

Indessen war der Statthalter in der That gegen den Jüngling anders gesinnt, als Veruna glaubte. Er

zürnte heftig über ihn; ja die frühere Liebe begann geradezu sich in Haß zu verwandeln, und wenn er ihn bis dahin noch nicht aufgegeben und von sich gestoßen hatte, so kam es daher, weil seine Gemahlin, aus Africa gebürtig wie er, für den edeln jungen Mann sich verwendet hatte. Severus hegte für Reparata, obgleich sie ihm keine Kinder geschenkt, und er auch keine Hoffnung hatte, deren jemals zu erhalten, dennoch eine große Achtung. Denn er war durch sie nicht allein in den Besitz großer Güter gekommen, sondern auch auf diejenige Laufbahn geführt worden, die ihn im Staatsdienst so hoch emporgebracht hatte.

Reparata war in ihrer Jugend von hervorragender Schönheit gewesen, und auch jetzt, obschon sie mehr als dreißig Jahre zählte, mußte man ihr zugestehen, daß sie von ihren Reizen noch nicht viel verloren hatte. Ihr hoher, schlanker Wuchs, ihr vornehmes würdiges Auftreten, der weiche, warme Ton ihrer africanischen Hautfarbe, glänzend schwarze und durchdringende Augen, die Fülle ihres dunkeln Haares, welches in reichen Locken um das untadelhafte Oval ihres Gesichtes fiel: alles dieses verlieh ihrer ganzen Erscheinung einen Zauber, den die Zeit nur langsam und so zu sagen mit Bedauern zu schädigen begann. Mit all' der List und Geschicklichkeit, welche gewöhnlich die Angehörigen ihres Stammes auszeichnet, mit einem klaren, durchdringenden Verstande und einer überaus glücklichen Erfindungsgabe, um zu irgend einem Plane rasch die geeignetsten Mittel zu entdecken und nach allen Seiten auszunützen, kurz, mit einem starken, überlegenen, männlichen Geiste begabt, war sie im Stande, dem Statthalter in den meisten Fällen Rathschläge zu ertheilen,

deren Vortrefflichkeit er nicht in Abrede stellen, und deren Erfindung er sich selbst kaum zutrauen konnte.

Severus war Advocat zu Rom, als Reparata sich mit ihm vermählte; jedoch kaum seine Gattin, drängte sie ihn unablässig, sich dem Soldatenstande zu widmen. Sie hatte richtig erkannt und es Severus bei jeder Gelegenheit gesagt, daß unter den obwaltenden Verhältnissen der Soldat die wichtigste Person im Staate sei; ihm allein stand der Weg zu Macht und Reichthum offen, und selbst der Thron der Kaiser war ihm, wenn er Muth, Geschick und Glück in sich vereinigte, nicht unerreichbar.

Severus befolgte den klugen Rath seiner Gemahlin; er trat in's Heer ein, und nun sehen wir ihn mit dem wichtigen Amte eines Statthalters über eine ganze Provinz bekleidet. Er war ehrgeizig, Reparata noch mehr; sie wachte noch eifriger als er auf jede Gelegenheit, seine Macht und sein Ansehen zu vergrößern. Daher kam es, daß er kein Geheimniß vor ihr hatte; er fragte sie bei allem, was er that, um Rath, und ließ sich sogar, obwohl sein Stolz dies nicht eingestand, einigermaßen von ihr beherrschen. Ehe er nun an jenem Tage auf das Forum trat, hatte er eine lange Unterredung mit seiner Gemahlin. Sie wußte, daß Ponticus adoptirt werden sollte, und freute sich darüber, weil, wenn der Statthalter in Ponticus einen Sohn und Erben erhielt, er keinen Grund mehr hatte, sie, was sie bisweilen gefürchtet hatte, zu verstoßen. Außerdem war sie dem liebenswürdigen Jüngling fast eben so zugethan, wie der Statthalter, und hatte sich bereit erklärt, ihm wie ihrem eigenen Kinde die Liebe einer Mutter zuzuwenden. Als Severus ihr nun mittheilte, daß Ponticus Christ

geworden, suchte sie seinen Unwillen zu beschwichtigen. „Du mußt dieses traurige Ereigniß," so sprach sie zu ihm, „geheim halten, und nicht in die Oeffentlichkeit bringen. Dann wollen wir schon sehen, wie der arme Verführte zur Vernunft zurückzubringen ist."

„Aber nichts hilft bei ihm," erwiderte Severus, weder Schmeicheleien noch Drohungen; ich habe schon alles vergebens versucht."

„Alles?" versetzte Reparata in einem etwas eigenthümlichen Tone. „Nein, du hast noch nicht alles versucht."

„Gewiß! Ich habe ihn eingeschlossen, so daß Niemand zu ihm kommen und ihn in seiner Hartnäckigkeit bestärken konnte; ich habe ihn täglich besucht und ihm alle möglichen Vorstellungen gemacht. Ich habe ihm das Beste, das Schönste versprochen, das Schrecklichste angedroht, — alles vergebens. Ich kenne kein Mittel mehr."

„Ich kenne noch eines."

„Du? schwerlich ein wirksames!"

„Im Kerker sitzt eine Christin gefangen mit Namen Antonia; die könnte wohl unsern Ponticus gewinnen, und da sie schon schwankend geworden ist —"

„Antonia? Die muß sterben."

„Sterben — warum? Hat nicht der Kaiser befohlen, die Reuigen frei zu geben?"

„Es geht nicht. Ich bin gezwungen, ich habe mich verpflichtet, sie zu verurtheilen."

„Wem hast du dich verpflichtet?"

Severus zögerte, den Namen zu nennen. Reparata haßte Veruna aus Grund ihrer Seele, und zwar nicht nur, weil sie seinen niedrigen, boshaften Charakter verabscheute. Die Haupt-Triebfeder ihres Hasses war vielmehr die Eifer-

sucht. Veruna hatte eine Frau und zwei Töchter, und seitdem Severus sich als Präfect in Lugdunum niedergelassen, waren diese ohne Unterlaß bemüht gewesen, sich an ihn heranzudrängen. Besonders zeichnete sich hierbei die älteste Tochter Veruna's, die zweiundzwanzigjährige Julia Domna aus, ein Mädchen von großer Schönheit, aber auch eben so großer Verdorbenheit des Herzens. Ein schrankenloser Ehrgeiz ließ sie die hochfahrendsten Pläne für ihre Zukunft entwerfen, und, gleich ihrem Vater, schrak sie vor keinem Mittel, keinem Verbrechen zurück, wenn sie dadurch ihrem Ziele näher zu kommen hoffen durfte.

Mit dem ungemeinen Scharfblick ihres Verstandes hatte Reparata sofort den ganzen schlauen Plan ihrer Feindin durchschaut, und ihr bis auf's äußerste beleidigter Stolz sann auf Rache. Ueberall und mit der größten Aufmerksamkeit bewachte sie die Verhaßten, ohne jedoch bis jetzt eine günstige Gelegenheit zu deren Ausübung gefunden zu haben.

Als Reparata bemerkte, wie Severus, der den Haß seiner Gemahlin wohl kannte, verwirrt wurde und nicht antworten wollte, sagte sie vorwurfsvoll, indem sie ihm einen durchdringenden Blick zuwarf: „Dabei hat gewiß der schändliche Veruna seine Hand wieder im Spiele. Ist es nicht so?"

„Ja, ich habe ihm versprochen, daß Antonia sterben soll."

„Aber welches Interesse hat er denn dabei? Ist er denn der Todfeind der ganzen Welt?"

„Er ist der Erbe einer vornehmen, reichen Christin, Namens Pompeja. Der Gemahl dieser Matrone war

der Sprößling eines edeln gallischen Geschlechtes, der Familie des Decimus Antonius nämlich, welcher, wie du dich erinnern wirst, schon vor langer Zeit wegen seines Christenthums zum Tode verurtheilt und hingerichtet worden ist. Darum stände Veruna's Ansprüchen auf das Vermögen der reichen Frau nichts im Wege, wenn die letztere nicht eine Tochter hätte, die doch jedenfalls näheres Recht darauf hat; und diese Tochter ist Antonia. Nun aber hat Veruna mir das Vermögen, welches Antonia schon jetzt von der Freigebigkeit ihrer Mutter besitzt, zugesagt, wenn ich beide, Mutter und Tochter, dem Tode überliefern würde. Diese Verabredung ist unter uns getroffen, und du wirst einsehen, daß es kaum möglich, keinesfalls aber klug wäre, davon abzugehen."

„Du mußt außerordentlich geizig sein, Severus, wenn du um dieses Geldes willen nicht allein Antonia, sondern auch Ponticus, den du doch so lieb gewonnen und den du durch jene retten könntest, dem Verderben preisgeben willst!"

„Laß mich, Reparata. Mein Plan ist fertig, und er ist gut. In einer Zeit, wo jedes Ding und jeder Mensch käuflich ist, wo vielleicht eines Tages der Kaiserthron um Geld feil sein und dem Meistbietenden zuerkannt werden könnte, da ist es wohl rathsam und klug, wenn man keine Gelegenheit, sich Reichthümer zu erwerben, unbenutzt vorüber gehen läßt."

„Darin hast du wohl Recht. Aber wenn es einen Weg gäbe, auf welchem du unsern Ponticus retten und dennoch Antonia's Vermögen dir verschaffen könntest, würdest du den nicht lieber einschlagen?"

„Freilich! Doch ich bitte dich, wozu all' dieses Gerede? Du mußt doch selbst einsehen, daß es unnütz ist."

„Nicht unnütz! Höre mich! Antonia ist abgefallen; darum bist du nicht gezwungen, sie zu verurtheilen. Ihre Schönheit, ihre Anmuth, die vortrefflichen Eigenschaften ihres Geistes werden ohne Zweifel im Stande sein, des Ponticus Herz und Willen gefangen zu nehmen; sie wird den Jüngling gewinnen für sich und uns. Und wenn sich dann Beide mit einander vermählten — wäre nicht Ponticus' und Antonia's Vermögen, alles, was du wünschest, dein? Hältst du nun diesen Plan für unnütz, Severus?"

„Nein, er ist gut, er ist vortrefflich! Ich danke dir, Reparata. Noch heute werde ich zu seiner Ausführung schreiten!"

Severus war wirklich vollständig überzeugt, daß auf diese Weise alles nach seinem Wunsche gehen würde. Deshalb bemerkte er mit wahrer Schadenfreude die Ueberraschung und Bestürzung Veruna's, als er ihm mittheilte, daß Ponticus trotz seines Christenthums verschont bleiben sollte.

Als nun Antonia vor ihm stand, redete er sie mit zuversichtlichem, fast triumphirendem Tone an: „Antonia, du hast schon diesen sinnlosen Aberglauben abgeschworen. Heute sollst du deiner Bekehrung nur das Siegel aufdrücken durch einen öffentlichen, feierlichen Act. So trete denn zu jenem Altare und opfere Weihrauch dem großen Jupiter. Das ist alles, was ich von dir verlange."

„Nein, niemals!" erwiderte Antonia mit fester Stimme. „Ein Mal habe ich das Unglück gehabt, die große Sünde der Gottesverleugnung auf mich zu laden.

Aber ich bereue sie aus ganzem Herzen und werde sie mit der Gnade Gottes nie wieder begehen!“

„Antonia!“ rief Severus, bestürzt, verwirrt, erschreckt durch diese Antwort, die er nicht im mindesten erwartet und die mit einem Schlage seinen ganzen Plan zu vernichten drohte. „Antonia! halt ein; denke nach, was du sagen willst; deine Worte entscheiden über deine Ehre, dein Glück, dein Leben! — Ich befehle es dir noch ein Mal: Gehe hin und opfere den Göttern!“

„Niemals! Ich kann und werde nichts anderes sagen, als: Niemals!“

„Du bist wahnsinnig! Wie kannst du einen ehrlosen, grausamen Tod einem Leben vorziehen, zu dessen Genuß dir die Götter ihre herrlichsten Gaben, Jugend, Reichthum und Schönheit verliehen haben?“

„Was gilt mir dies irdische Glück und mein Leben gegen das Heil meiner Seele?“

„Sei vernünftig und weise die Gnade nicht zurück, die ich dir zum letzten Male anbiete. Opfere den Göttern oder — zittere vor meinem Zorn und meiner Macht! Auch deiner harren Foltern und Martern, auch deiner harrt der Tod. Deine Schönheit und deine zarte Jugend werden dich nicht retten, wenn dein Starrsinn mich zur Strenge zwingt!“

„Versuche deine Foltern! Jesus, mein Erlöser, ist der Fels meines Glaubens und der Anker meiner Hoffnung. Er wird mir den Sieg verleihen; ich vertraue auf Ihn.“

Severus war außer sich. Sein Zorn, seine Wuth über den Trotz der Christin, über die Vernichtung all seiner Hoffnungen kannte keine Grenzen, so daß er selbst

des kaiserlichen Befehles nicht achtete. Er ließ die Jungfrau auf die Folter spannen.

Antonia wurde bleich und zitterte, als die rohen Henker sie ergriffen und mit dem Marterwerkzeuge ihre Glieder gewaltsam aus den Gelenken rissen; ja, es wollte selbst ein Schmerzensruf sich ihrer Brust entwinden. Aber bald gewann sie ihre Ruhe wieder. Glaubensvoll richtete sich ihr Blick zum Himmel und von ihren bleichen Lippen stiegen unablässig heiße Gebete zu Christus, ihrem Erlöser, empor.

Severus betrachtete sie mit Staunen; nach ihrer frühern Schwäche war ihm dieser Starkmuth völlig unbegreiflich. Er glaubte, in ihrer Umgebung müsse Jemand sein, der durch Worte oder Zeichen sie ermuthige. Allein rings um sie her befanden sich nur Abtrünnige; die treuen Bekenner standen an einem entfernten Orte, wo sie von den Soldaten bewacht wurden.

Plötzlich fuhr der Statthalter von seinem Sitze auf. Sein Auge blitzte vor Zorn, und mit der Hand wies er nach der linken Seite des Forums auf einen Platz hin, wo die Menge immer unruhiger wurde und laut murrend um einen Mann in ihrer Mitte sich herumdrängte. „Lictoren,“ rief er, „bemächtigt euch dieses Menschen und führet ihn augenblicklich zu mir!“

Die Lictoren gehorchten und führten einen Mann herbei, dessen würdiges Angesicht von Ruhe und Heiterkeit strahlte. Es war Alexander, der phrygische Arzt.

Alexander hatte sich von Anfang an fortwährend in der Nähe der Christen zu halten gesucht. Bei dem Verhöre der Getreuen hatte er sich damit begnügt, ihnen hin und wieder einen ermuthigenden Blick zuzuwerfen; als

aber die Abgefallenen vortreten mußten, konnte er seinen Eifer nicht mehr zügeln. Er fürchtete, sie möchten wieder schwach werden und nicht Kraft genug besitzen, um den letzten Kampf siegreich zu bestehen. Darum verdoppelte er seine Anstrengungen und bemühte sich, so viel er konnte, durch Zeichen und Geberden sie zur Ausdauer zu ermahnen. October und Aristeus hatten ihn auch wohl bemerkt und aus dem Glaubenseifer des frommen Mannes eine große Kraft geschöpft.

Eine Zeit lang war dies von dem aufgeregten, blutgierigen Volke nicht beachtet worden. Als jedoch später Antonia an die Reihe kam, und der Arzt nun alle Vorsicht außer Acht ließ, zog er die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sich. Es entstand ein Gemurmel und eine Bewegung, die immer größer wurde, bis endlich Severus dies bemerkte und ihn ergreifen ließ.

Ergrimmt fragte ihn der Statthalter, wer er sei.

„Ich bin ein Christ," lautete die Antwort.

Ohne weiteres Verhör verurtheilte ihn nun der Richter zum Tode durch die wilden Thiere, und die Wächter führten sofort den neuen Martyrer zu den Uebrigen.

Darauf ließ Severus Antonia von der Folter losbinden und Rhodana vorführen. Er hatte mit Ersterer seine besondern Absichten und hoffte, das Volk, welches von dem unerwarteten Zwischenfalle noch einigermaßen in Anspruch genommen war, würde sich der Jungfrau, wenn es sie nicht mehr sähe, für den Augenblick nicht mehr erinnern. Aber er täuschte sich. Von allen Seiten erschollen Stimmen, die mit Ungestüm auf die Vollziehung des kaiserlichen Befehles an der unbeugsamen Bekennerin drangen.

Der Statthalter wußte sich vor Aerger und Unwillen kaum zu fassen. Er wagte nicht, dem ausdrücklichen Gebote des Kaisers, das er dem Volke laut verkündigt hatte, entgegen zu handeln und sah sich also gezwungen, wieder auf Antonia zurückzukommen. Er versuchte auf's neue, erst durch freundliches Zureden und Versprechungen, dann durch Drohungen, ihre Standhaftigkeit zu erschüttern. Aber alles war vergeblich; er mußte die Bekennerin zum Tode verurtheilen.

Antonia vernahm das Urtheil, ohne zu erschrecken. Sie war glücklich, daß die Palme und die Krone der Martyrer trotz ihrer anfänglichen Schwäche ihr dennoch zu Theil werden sollten.

Als sie zu den übrigen Bekennern geführt wurde, unter welchen sich auch Pompeja befand, fiel sie unter Freudenthränen ihr um den Hals. „Muttter," sprach sie, „nun bin ich deiner Liebe würdiger; nun muß mein glorreicher Vater vom Himmel mit Wohlgefallen auf sein Kind herabblicken."

„Ich habe meine Tochter wiedergefunden. Der Name des Herrn sei ewig gepriesen! Stärke uns nur, o Jesus, in der Stunde des Todes, den wir um Deinetwillen erdulden!"

Der Priester Zacharias, Epagathus, Blandina und alle übrigen Freunde drängten sich zu Antonia heran, um ihr Glück zu wünschen wegen ihres muthigen Bekenntnisses.

Severus verhörte nun die andern getreuen Männer und Frauen alle noch ein Mal, und da sie der Reihe nach wiederum ihren Glauben an Christus bekannten, so ließ er sie zuerst auf die Folter spannen und verurtheilte

sie dann ohne Ausnahme zum Tode. So wurden noch Rhodana, Julia, Trophima, Aemilia, Priscus, Titus und Philumenus mit der Schaar der übrigen Blutzeugen vereinigt.

Endlich erschien auch Tacitus Aricius vor dem Richter. Er hatte, als er bei dem frühern Verhöre abfiel, eine ganz besondere Schwäche gezeigt, und auch jetzt erschien er wieder mit einer Miene, welche für die Festigkeit seines Glaubens kein günstiges Zeugniß ablegte. Als er sich allein sah vor dem Tribunale des Statthalters, und die Blicke der Menge sich begierig und drohend auf ihn richteten, begann Aricius zu zittern und zu erbleichen. Seine Augen wandten sich bald ängstlich und verwirrt zu Boden, bald blickte er demüthig flehend zum Prätor hinauf. Auf des Letztern Frage bekannte er zwar noch mit schwacher Stimme seinen Glauben an Christus. Aber als er aufgefordert wurde, den Göttern zu opfern, antwortete er nicht, sondern blieb unschlüssig stehen; und da er nun auf die Folter gebracht werden sollte, begann er, noch ehe Jemand ihm nahe gekommen, in größter Angst um Gnade zu flehen.

„Ach, verschone mich," rief er. „Nicht auf die Folter! die Schmerzen würden mich tödten!" Ich will alles thuen, was du verlangst."

„So geh' und opfere dem Jupiter!"

Ohne zu zögern trat Aricius zu dem Altare und opferte.

Severus wollte dem erbärmlichen Siege, welchen er nun davongetragen, etwas mehr Gewicht und Bedeutung vor dem Volke geben und stellte darum eine Frage an den Abtrünnigen in Bezug auf die Verbrechen, welche

man den Christen zur Last legte. Aricius bestätigte alles, und auf die weitere Frage des Statthalters, warum er es sich denn habe einfallen lassen, zu dieser abscheulichen Religion überzutreten, erklärte er, daß er im Herzen nie ein Christ gewesen, und nur, um die Hand der Antonia zu gewinnen, sich in ihre Genossenschaft habe aufnehmen lassen.

Severus war zufrieden, denn er sah, daß diese Aussagen bei der unwissenden Menge willigen Glauben fanden, und ließ Aricius in Freiheit setzen, indem er ihm boshaft lächelnd noch den guten Rath gab, nun aber seine Hoffnungen auf die schöne Antonia zu Grabe zu tragen.

Severus erhob sich, und schickte sich an, nach Hause zurückzukehren. Im Vorbeigehen wandte er sich an Ponticus, welcher ein ruhiger, fast theilnahmloser Zuschauer des ganzen Trauerspiels gewesen war, und flüsterte ihm leise zu: „Nun, bist du jetzt geheilt von deinem Wahnsinn?“

„Möchte es dem Himmel gefallen, mich bald zum Genossen dieser heldenmüthigen Bekenner Christi zu machen,“ antwortete der Jüngling.

„Er ist unheilbar, ich muß ihn aufgeben,“ dachte Severus, und befahl den Hauptleuten, ihn in den Palast zurück zu führen.

Auf dem Wege nach Hause begegnete er Veruna, welcher erhobenen Hauptes und freudestrahlenden Blickes, als ob er eine entscheidende Schlacht gewonnen, seines Weges daherschritt. Der Statthalter warf ihm einen zornigen Blick zu, ohne ein Wort an ihn zu richten. Diesen jedoch beunruhigte der Zorn des Statthalters, den er wohl bemerkte, nicht im mindesten. Einen wichtigen Erfolg hatte er errungen, und in seinen Gedanken sah

er schon seine weitern Pläne eben so glücklich verwirklicht. In seiner Wohnung angekommen, empfing er die Glückwünsche seiner Frau und seiner Töchter, welche über die sichere Aussicht auf die großen Reichthümer der beiden Christinnen über die Maßen erfreut waren, und eben so wenig wie Veruna vor dem Blute, welches daran klebte, zurückschreckten.

## XIX.

### Der Preis des Blutes — ein Thron.

Am Abende dieses ereignißvollen Tages schritt Severus unruhig in seinem Gemache auf und ab. Es waren offenbar wichtige Gedanken, die ihn beschäftigten. Vergebens hatte Reparata alles aufgeboten, um seine Sorgen und seinen Kummer zu verscheuchen; seine Antworten waren trocken und einsilbig. Schließlich entließ er die Gattin mit unmuthiger Geberde.

Nicht Gewissensbisse, nicht Reue darüber, daß er so viele Unschuldige gefoltert und zum Tode verurtheilt hatte, waren es, was den Prätor so verstimmt und nachdenklich machte: fühlte er doch nicht ein Mal Mitleid mit seinen unglücklichen Opfern. Was ihn schmerzte, war die Niederlage und die Schande, welche er vor dem ganzen Volke hatte erdulden müssen, sowie die gänzliche Vereitelung seiner Absichten und Hoffnungen in Bezug auf Ponticus und Antonia, an deren glücklicher Verwirklichung er nicht im geringsten gezweifelt hatte. Ponticus war nun für ihn verloren, das sah er klar; aber diesen Verlust fühlte er doppelt bitter bei dem Gedanken, er allein sei vom Miß-

geschick verfolgt, während die Pläne des ihm so verhaßten Veruna alle von dem besten Erfolge begleitet waren. „Dieser erbärmliche Wicht braucht jetzt nur zuzugreifen, das Erbe ist sein.“ So murmelte er gerade ingrimmig vor sich hin, als ein Sklave eintrat.

Severus warf ihm einen wüthenden Blick zu: „Wie kannst du es wagen, mich zu stören, wenn ich allein sein will?“

Der Sklave stand vor Schrecken wie angewurzelt. Es war ja nicht das erste Mal, daß sein Herr, von seiner übeln Laune beherrscht, die grausamsten Züchtigungen über Sklaven verhängt hatte wegen geringerer Dinge, als er nun verbrochen haben sollte. Und dabei wurde ja nicht ein Mal gegen das Gesetz gefehlt; trotz einer mildern Bestimmung des Kaisers Hadrian erlaubte dies auch damals noch den Herren, mit ihren Sklaven nach größter Willkür zu verfahren. Sie wurden als eine Sache angesehen, und der Eigenthümer durfte sie tödten, ohne zu befürchten, zur Verantwortung gezogen zu werden. „Statilius Veruna bittet um die Gunst, einige Worte mit dir reden zu dürfen,“ lautete dann die zaghafte Antwort.

„Immer und ewig dieser Plagegeist,“ sprach der Prätor und stampfte zornig mit dem Fuße auf den reich mit orientalischen Teppichen belegten marmornen Boden. Dann ging er mit großen Schritten, die Stirn gerunzelt, und die Arme über die Brust gekreuzt, nachdenklich im Zimmer auf und ab.

Der Sklave stand unbeweglich, der Antwort harrend. Endlich wagte er das Wort: „Ich werde ihn wegschicken, denn so scheint es dein Wille, Herr?“

„Ich habe in der That keine Zeit, diesen Veruna anzuhören," entschied der Statthalter.

Mit einer tiefen Verbeugung verließ der Sklave das Zimmer. Kaum aber hatte er die Schwelle überschritten, als Severus ihm nachrief: „Führe ihn her; ich muß wissen, was er will."

Nach wenigen Minuten trat Statilius mit der größten Unbefangenheit ein.

„Ich habe nicht erwartet, dich heute hier zu sehen." Das war der Gruß, mit welchem Severus den Genossen seiner verbrecherischen Pläne empfing.

„Mein Besuch mag wohl etwas ungelegen kommen," antwortete mit spöttischem Lächeln Veruna; „allein ich habe dir Mittheilungen zu machen, die von der größten Wichtigkeit und dir hoffentlich nicht unangenehm sind."

„Das wäre etwas Neues. Bisheran sehe ich noch keinen Vortheil, den mir meine Verbindung mit dir eingetragen hätte; und es ist wirklich an der Zeit, daß du ein Mal mit angenehmen Nachrichten kommst, wenn ich mich weiter mit dir einlassen soll."

„Es hängt noch immer allein von deinem Willen ab, dir den ganzen Vortheil unseres Planes zuzueignen. Wenn du mich hören willst, Severus, so werde ich dir zeigen, auf welche Weise."

„Erkläre dich deutlicher!" sprach der Statthalter, und wies mit einer leichten Handbewegung auf einen Sitz.

„Pompeja und Antonia sind verurtheilt und werden sterben," begann Veruna, nachdem er sich dem Statthalter gegenüber niedergelassen hatte. „Also ist das Erbe der Matrone mein, und, wenn du nicht Einsprache erhebst, auch das ihrer Tochter."

„Ganz recht, — wenn Ponticus nicht wäre," erwiderte jener mit einem bittern Lachen.

„Aber er ist Christ, und nach dem Willen des Kaisers muß er sterben wie alle Uebrigen."

„Was? Wenn ich ihn behalten will, so bleibt er am Leben. Willst etwa du mir vorschreiben, was ich zu thun habe, oder hast du Lust, hinzugehen und mich beim Kaiser zu verklagen?"

„Du kennst mich, Severus; die Frage ist also unnütz. Aber ich kenne auch dich, und weiß deshalb, daß du dich zwei Mal bedenken wirst, ehe du Jemanden zu deinem Sohne machst, der als Christ die Todesstrafe verdient, und eine Schwester hat, die Sklavin ist und wegen entehrender Verbrechen den wilden Thieren vorgeworfen werden soll. So thöricht wirst du nicht sein."

„Du urtheilst zu voreilig. Ich selbst habe mich in dieser Sache noch nicht entschieden, weder für das Eine, noch für das Andere."

„Nun wohl; aber gesetzt, du hättest deinen Entschluß gefaßt und wärest bereit, den Ponticus aufzugeben — wer würde in dem Falle das Vermögen der Antonia erhalten?"

„Da ich diese von dir in Aussicht genommene Möglichkeit bisher noch gar nicht in Erwägung gezogen habe, so bin ich außer Stande, deine Frage sogleich zu beantworten. Wenn ich die Güter nicht selbst bekomme, so könnte ich sie ja zu Gunsten des Staates einziehen."

„Zu Gunsten des Staates? So thöricht handelt Severus nicht! Von Rechtswegen kommt mir das Erbe der Antonia zu; das mußt du selbst wider Willen einräumen. Ueberlaß es mir, und es soll dein sein."

„Wie, du wolltest es mir abtreten?“

„Ja, das will ich, und das Vermögen der Pompeja dazu.“

„Das wäre ja ein an dir ganz ungewohnter Edelmuth, Veruna. Ohne Zweifel hast du bei dieser Sache einige Bedingungen im Hinterhalte, die dich keineswegs zu kurz kommen lassen.“

„Ich habe nur eine Bedingung, welche ich dir gleich sagen will,“ versetzte Veruna. „Aber ich bitte dich, höre mich ruhig an, wenn ich einige Mittheilungen voranschicke, ohne welche du den Zusammenhang meiner Darlegung nicht vollständig verstehen würdest.“ Bei diesen Worten nahmen die verschmitzten Züge des Schelmen einen merkwürdigen Ausdruck von Ernst und feierlicher Wichtigkeit an, so daß selbst Severus, der doch seinen Mann kannte, sich einer Art von Ueberraschung nicht erwehren konnte. „Sprich,“ erwiderte er.

„Du kennst meine beiden Töchter Julia Domna und Julia Moesa. Die erstgenannte und älteste wird außer der Hälfte meines eigenen Vermögens auch noch den Nachlaß der Pompeja, und, wenn es dir gefällt, den der Antonia erhalten. Im Besitze dieser Reichthümer ist sie, ich fürchte darin keinen Widerspruch, die vermögendste Erbin im ganzen römischen Reiche.“

„Meinetwegen. Aber was mich das kümmern soll, sehe ich nicht ein. Was haben deine Familienverhältnisse mit unsern Geschäften zu thun?“

„Ein wenig Geduld, Präfect. — Meine Tochter ist in dem Alter, sich zu verheirathen.“

„Gut, laß sie heirathen. Es fehlt ihr eben nur ein Mann, der so reich ist wie sie; dann können Beide, wenn

eines Tages der römische Thron feilgeboten wird, denselben sofort ansteigern," versetzte Severus spöttisch.

„Ich bitte dich, scherze nicht, Severus; es handelt sich um ernste Dinge. Ich kenne nur Einen, den ich mir zum Gemahl für meine Tochter wünschen möchte."

„Ohne Zweifel ist Commodus, der Sohn des Kaisers, dein Erwählter."

„Nicht so, Severus. Höre mich weiter. Ehe ich mit meiner Familie mich hier in Lugdunum niedergelassen habe, lebten wir zu Emesus in Syrien; meine Frau und meine Töchter sind Eingeborene dieses Landes wie ich. Obgleich ich später, als ich römischer Bürger und Senator wurde, meinen ursprünglichen Namen, der in Rom vielleicht zu barbarisch geklungen haben würde, umänderte, so habe ich doch die Erinnerungen an mein Vaterland und meine alten Ueberlieferungen nie aus dem Gedächtnisse verloren. Bei Emesus ist ein Tempel des Sonnengottes, in welchem die Priesterinnen den wenigen Glücklichen, die in die Mysterien der Gottheit eingeweiht sind, geheimnißvolle Orakelsprüche verkünden. Meine Schwester war unter der Zahl dieser Priesterinnen, und ich habe von ihr Weissagungen empfangen, über deren außerordentliche Wichtigkeit und Bedeutung du, Severus, wenn du sie känntest, ohne Zweifel im höchsten Grade erstaunt sein würdest."

Diese Worte, im Tone der vollsten Ueberzeugung gesprochen, machten einen tiefen Eindruck auf Severus und regten seine Neugierde mächtig an. „Was hat man dir denn geweissagt?" fragte er begierig. „Laß hören!"

„So gib mir dein Wort, Severus, daß du das

tiefste Stillschweigen bewahren willst über alles, was ich dir jetzt mittheilen will.“

„Ich verspreche es dir.“

„Wohlan! Ich sagte dir, daß ich eine Verbindung meiner Tochter mit dem Sohne des Kaisers nicht wünsche. Ich wünsche sie nicht aus verschiedenen Gründen, besonders aber deshalb, weil Commodus nach einer Regierung von nur wenigen Jahren eines gewaltsamen Todes sterben wird. So sagt das syrische Orakel.“

Severus ward nachdenklich; es überkam ihn eine sonderbare Aufregung und Unruhe, und er fragte heftig: „Wer wird sein Nachfolger sein? Hat das Orakel sich darüber nicht ausgesprochen?“

„Ich weiß seinen Namen nicht. Aber ich habe bedeutsame Anhaltspunkte, die auf die Person des künftigen Kaisers hindeuten, und wenn gewisse Umstände, wie ich hoffe, eintreten sollten, so könnte ich dir die bestimmteste Antwort geben.“

„Du kommst aus deinen Räthseln nicht heraus....“

„Höre; das Orakel hat kurz nach der Geburt meiner Tochter Julia Domna verheißen, daß derjenige, dem sie ihre Hand reichen wird, dereinst den Thron der römischen Kaiser einnehmen soll.“

Bei diesen letzten Worten schaute Severus plötzlich betroffen auf. Alle seine, seit langer Zeit im tiefsten Herzen gehegten ehrgeizigen Pläne erwachten in ihm mit erneuter Kraft. Er war noch jung; mit zwei und dreißig Jahren Prätor und betraut mit dem Oberbefehl über eine ganze Provinz — warum sollte er nicht bald Consul werden? Und wenn dann wieder ein Mal bei einer neuen Revolution der Kaiser vertrieben oder dem aufgeregten

Pöbel zum Opfer fallen würde — wer konnte wissen, was ihm bevorstand?

Endlich, wie aus einem Traume erwachend, rief Severus laut: „Unmöglich!“ als ob er seine Gedanken in diesem Worte habe vergraben wollen.

„Warum unmöglich?“ versetzte Veruna.

„Das Kaiserthum ist erblich im Reiche; das weißt du so gut, wie ich es weiß.“

„Freilich; aber erinnere dich nur, wie es bisher in diesem Punkte gehalten wurde. Auf Nero folgte Galba, ihm Otho, diesem Vitellius. Und Vespasian? Verdankt er dem Blute, welches in seinen Adern rollt, seiner Abstammung, die Erhebung auf den Thron? Auf die Sprossen der Familie der Flavier folgte Nerva. Marc Aurel dankt seine Herrschergewalt nur dem Rechte der Adoption. Commodus aber, sein Sohn, ist jetzt schon ein Inbegriff und Ausbund aller Erbärmlichkeiten und es bedurfte keines Orakels, um mich zu der Ueberzeugung zu bringen, daß seine Regierung nicht von langer Dauer sein würde.“

„Gut; aber sein Vater lebt noch.“

„Marc Aurel wird mit jedem Tage schwächer und hält nur noch mit zitternder Hand die Zügel der Regierung.“

„Ich will in alle dem nicht mit dir streiten. Aber wer bürgt mir denn für die Wahrheit dessen, was du mir von deinem Orakelspruch vorgeredet hast? Ich werde nicht so thöricht sein, in einer so wichtigen Sache dir auf's bloße Wort zu glauben.“

„Die Zukunft wird meine Aussagen bestätigen. Allein du sollst auch Beweise haben, die dich überzeugen — wenn du willst, schon gleich morgen.“

„Ich erwarte sie,“ gab Severus zur Antwort.

Als Statilius Veruna sich erhob, reichte ihm der Prätor, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, die Hand und begleitete ihn bis an das Thor seines Palastes; so sehr war er bestochen durch die glänzende Aussicht, welche sein Helfershelfer gegen die Christen ihm so eben eröffnet hatte. Der Patricier schied gleichfalls äußerst zufrieden, das Herz von den schmeichelhaftesten Hoffnungen erfüllt. Nun hielt er das Gelingen seines Planes für gesichert, nun sah er sich bald am Ziele aller seiner ehrgeizigen Bestrebungen.

Schon gleich beim Sonnenaufgang des folgenden Tages erschien er wieder im Palaste des Statthalters. Er trug eine große Pergamentrolle bei sich, die er vor Severus entfaltete. Dieselbe war ganz mit syrischen Buchstaben beschrieben, und da der Prätor, als geborener Africaner, die mit der syrischen sehr nahe verwandte punische Sprache gut verstand, so vermochte er leicht den Sinn dieser Schrift zu entziffern. Es war eine Urkunde, welche dasjenige, was Veruna von dem Orakelspruche gesagt hatte, in allen Theilen wahr hielt.

Bleich vor Aufregung, unruhig vor Furcht, jetzt die günstige Gelegenheit zu verfehlen, blickte der Africaner Veruna mit bittendem, schmeichelndem Ausdruck an und sagte: „Nun zweifele ich nicht mehr.“

„Du siehst also,“ antwortete der Syrier, der seine Freude kaum unterdrücken konnte, „meine Tochter trägt in ihrer Hand nicht allein ein fürstliches Vermögen, sondern auch die Kaiserkrone von Rom, die sie ihrem Gemahl auf's Haupt setzen wird. An dir ist es jetzt, Septimius Severus, zu bestimmen, was nun geschehen soll.“

„Ja, das Schicksal hat seine Entscheidung gefällt und das Orakel sie kundgethan, allein — ich bin leider schon verheirathet.“

„Was soll das? Steht dir nicht das Recht der Scheidung zu?“

„Gewiß; aber Reparata, die Gefährtin meiner Jugend, die treue Genossin meines Glückes und meiner Mühen, sie verdient eine solche Behandlung nicht und wird auch einer Scheidung sich nicht so leichthin fügen.“

„Wie, Septimius! du, ein Mann, ein Soldat, solltest zurückschrecken vor dem Willen oder dem Unwillen eines Weibes?“

Der Prätor senkte das Haupt und überließ sich eine Zeit lang seinen Gedanken. Dann stand er auf, trat fest vor Veruna hin und sprach in aufgeregtem, aber entschlossenem Tone: „Statilius, ich fordere von dir die Hand deiner Tochter Julia Domna.“

„Willst du Reparata entlassen?“

„Ja.“

„Werden Pompeja und Antonia sterben?“

„Ja.“

„Und Ponticus?“

„Auch er.“

„Septimius Severus,“ erwiderte der Syrier, „ich gebe dir die Hand meiner Tochter Julia Domna.“

Und wie um dieses Versprechen zu bekräftigen und zu besiegeln, reichten sich Beide die Hand.

„Wird aber Julia zustimmen?“ fragte der Prätor.

„Ich stehe für sie.“

So wurde zwischen diesen beiden Männern, einem Africaner und einem Asiaten, durch einen feierlichen Vertrag

der Thron des gewaltigen römischen Reiches verhandelt! Didius Julianus hatte sich die Herrschaft mit Gold erkauft; Septimius Severus bezahlte sie mit Blut.

Von nun an waren der Statthalter und Veruna für immer an einander gekettet durch die unzerreißbaren Fesseln ihres verbrecherischen, hochverrätherischen Bundes. Jetzt war auch für die Christen keine Schonung, kein Aufschub ihres Todes mehr zu erwarten.

## XX.

### Die letzten Kämpfe.

Nachdem die Getreuen von dem Forum weg in ihren Kerker zurückgeführt worden waren, harrten sie eine Zeit lang auf die Ankunft des Tacitus Aricius, welcher zuletzt von Allen vor den Richterstuhl getreten war. Endlich erhielten sie zu ihrem größten Schmerze die Nachricht von seinem erneuten Abfall. Aber die Trauer um den Einen wurde überwogen von der heiligen Freude darüber, daß jetzt die Uebrigen alle mit einander vereinigt waren in demselben Glauben und in derselben glücklichen Hoffnung.

Am Vorabende ihres so sehr ersehnten Todestages genossen die Gläubigen ihr letztes Abschiedsmahl, welches ihnen mit Erlaubniß des Kerkeraufsehers von den übrigen, in der Stadt und Umgegend verborgenen Christen bereitet wurde. Nach Mitternacht brachte Zacharias das heilige Opfer dar, und Alle empfingen aus seiner Hand die göttliche Speise, die stark macht im Tode.

Zu früher Morgenstunde öffnete sich die Pforte des Gefängnisses, und die Wachen riefen diejenigen auf, welche

zur Hinrichtung mit dem Schwerte verurtheilt worden, mit Ausnahme von Rhodana, Trophima und Antonia.

Pompeja erschrak über diese Anordnung und glaubte, der Statthalter würde von neuem mit allen Mitteln versuchen wollen, die Standhaftigkeit ihrer Tochter zu erschüttern. Sie drückte Antonia lange an ihr Herz, bedeckte sie mit Thränen und sprach: „Kind, ich werde mein Leben Gott zum Opfer bringen, daß er dich mit seiner Kraft unterstützen möge. Und wenn ich dann dort oben bin und es schlägt auch für dich die gnadenreiche Stunde, so komme ich wieder herab mit einer Siegespalme und einer Krone, um deine Seele, wenn sie treu geblieben, damit zu schmücken und sie hinauf zu geleiten in die glückseligen Wohnungen des Himmels.“

Antonia vermischte ihre Thränen mit denen ihrer Mutter; aber sie war ruhig und gefaßt. „Und dann,“ erwiderte sie, „werden wir Alle, mein Vater, du und ich, ewig mit einander vereinigt sein im Frieden Gottes.“

Endlich wand die Matrone sich los aus den Armen ihrer Tochter, nahm Abschied von Attalus, Alexander und Blandina, welche den wilden Thieren vorgeworfen werden sollten, und folgte ihren Gefährten hinaus.

Von Soldaten umgeben und bewacht, hatte die heldenmüthige Schaar der Martyrer sich entfernt. Noch lagen die Zurückgebliebenen im Gebete vereint auf ihren Knieen, als mit einem Male ein überirdisches, helles Licht den ganzen Kerker erfüllte und himmlische Harmonieen, wie die Lobgesänge der Engel in der heiligen Nacht zu Bethlehem, das Ohr der Gläubigen trafen.

Entzückt verharrten Alle in ihrer knieenden Stellung bis die wunderbare Erscheinung vorüber war. Als sie

sich nun fragend und staunend ansahen und Keiner wußte, was dieses Wunder zu bedeuten habe, erhob sich Antonia und sprach voll seliger Begeisterung: „Habt ihr sie denn nicht gesehen, die Sieger, wie sie, von Engeln geleitet, uns segnend, vorüberschwebten, um einzugehen in das Reich der ewigen Ruhe? Habt ihr meine Mutter nicht gesehen, mit Palme und Krone geschmückt, mir so unaussprechlich liebreich zuwinkend? — O Mutter, o Vater, ihr glorreichen Blutzeugen Christi," rief sie dann, wie trunken vor Wonne, „euer Kind wird euch folgen; — wann schlägt die selige Stunde?!"

Alle Gläubigen stimmten laut in den Jubel der Jungfrau ein und wiederholten begeistert die letzten Worte: „Wann schlägt die selige Stunde?"

Und sie ließ nicht lange auf sich warten, diese Stunde. Sogleich nach dem Tode der Pompeja und ihrer Gefährten kehrten die Soldaten in das Gefängniß zurück, um auch Blandina, Alexander und Attalus abzuholen. Letzterer hatte es verschmäht, das ihm zustehende Recht eines römischen Bürgers geltend zu machen, und war deshalb in die Reihe derer gestellt worden, welche den wilden Thieren vorgeworfen werden sollten.

Der gewaltige, weite Raum des Amphitheaters war erfüllt von einer unzählbaren Volksmenge, welche eben den Tod der ersten Christenschaar angesehen hatte und nun ungeduldig auf die Ankunft der letzten Blutzeugen wartete, um ihre Augen an einem noch gräßlichern Schauspiele zu weiden.

Ganz im Vordergrunde saß wieder Severus auf seiner prächtig ausgeschmückten Tribüne; hinter ihm, von der Umgebung des Statthalters ein wenig verdeckt, Ponticus.

Ungeachtet der Versprechungen, welche der Prätor dem Veruna gegeben, und der unbeugsamen Treue, mit welcher der Jüngling seinem Glauben anhing, hatte Severus ihn doch immer noch nicht aufgegeben, sei es aus einem Reste von Zuneigung zu seinem frühern Liebling, sei es in Folge der unablässigen Bitten seiner Gemahlin Reparata. Noch ein Mal wollte er ihm das grausame Schauspiel des Martyrtodes der Christen vor Augen führen, um ihn zu erschrecken und zum Abfall zu bewegen. Er begriff nicht, daß gerade dieses Schauspiel, dieser opferfreudige Tod, diese heldenmüthige Hingebung der Martyrer für ihren Glauben am ersten geeignet war, den Jüngling zu begeistern und zur Nachahmung zu entflammen. Die Absicht, ihn an Sohnes Statt anzunehmen, hatte er indeß aufgegeben, und dies genügte dem Statilius Veruna; denn nur als Adoptivsohn des Statthalters stand der Jüngling seinen Plänen im Wege.

Es wurde der Befehl gegeben, Attalus und Alexander in die Arena zu führen. Blandina blieb an diesem Tage verschont, weil der Prätor glaubte, Ponticus würde durch den grausamen Tod seiner Schwester weniger erschreckt und geängstigt, als vielmehr erbittert und noch verstockter werden. Deshalb wurde die junge Sklavin an einen Platz außerhalb der Schranken geführt, wo sie von ihrem Bruder gesehen werden konnte, aber geschützt war.

Plötzlich, als Ponticus seine Schwester bemerkte, richtete er sich auf. Eine namenlose Sehnsucht ergriff sein Herz. Die meisten seiner christlichen Freunde hatten schon vollendet und standen nun vor Gott, um den ewigen Lohn ihres Heldentodes zu empfangen; den wenigen Uebrigen sollte dies glückselige Loos in kurzer Zeit zu Theil werden

— und er sollte allein verschont bleiben, ihm sollte die herrliche Palme verloren gehen? Dieser Schmerz überwältigte ihn. Seine Pulse pochten hörbar. Aller Ueberlegung spottend, folgte er allein dem Drange seines Herzens.

Er stürmte durch die Wachen hindurch, schwang sich über die Schranken hinab in die Arena und rief mit lauter Stimme, so daß man es im ganzen weiten Raume des Theaters vernehmen konnte: „Auch ich, auch ich bin ein Christ!"

Alles Volk verstummte vor Staunen, und Todtenstille herrschte in dem weiten Raume. Aber allmälig erhob sich ein verwirrtes Getöse, und in dem Maße, als Ponticus seinen Ruf wiederholte, wuchs es gleich dem dumpfen Rollen des Donners, bis endlich von allen Seiten das Wuthgeschrei der Menge erdröhnte: „Er sterbe, der Christ! Vor die Thiere mit ihm!"

Der Pöbel erkannte bald in dem Jünglinge den Liebling des Statthalters; man wußte auch, daß Severus gesonnen war, ihn an Sohnes Statt anzunehmen. Aber weit entfernt, daß die Menge deswegen ihren Zorn und ihr Geschrei gemäßigt hätte, verdoppelte sie es und rief noch lauter: „Ponticus vor die Thiere!"

Es war dies gewissermaßen eine Rache, die das Volk an dem Statthalter nahm; Severus war verhaßt in Lugdunum wegen seiner Grausamkeit und wegen der vielen Bedrückungen, welche die Stadt von ihm zu erleiden hatte; und mit Freuden ergriff man nun die Gelegenheit, ihn zu kränken.

Der Prätor stand rathlos da. Er bemerkte wohl, daß die Wuth des Volkes zum großen Theil ihm selbst

galt, und das Bewußtsein seiner Ohnmacht dem Willen dieser Menge gegenüber erfüllte ihn mit tiefem Ingrimm. Seine Augen standen starr und traten vor ihre Höhlen, seine Hände zitterten vor Zorn. „Haltet ein!“ stieß er hervor. „Ruhe! Er ist kein Christ!“

„Ich bin ein Christ! Christus ist mein Leben und Sterben mir Gewinn!“ rief Ponticus noch lauter als früher.

„Er hat den Verstand verloren; er weiß nicht, was er sagt!“ schrieen Andere aus der Umgebung des Statthalters dagegen.

„Ihr lügt!“ rief Ponticus diesen Schmeichlern zu.

„Hört ihr's,“ schrie die Menge. „Nein, er ist nicht wahnsinnig; er ist der Bruder Blandina's und ein Christ wie sie! Er muß seinen Glauben abschwören oder sterben gleich den Uebrigen!“

Den Statthalter verdroß es sehr, daß die Verwandtschaft zwischen Ponticus und Blandina dem Volke schon bekannt war. Er fürchtete, noch gezwungen zu werden, den Jüngling jetzt gleich öffentlich zu verhören, und befahl deshalb den Lictoren, ihn sofort nach dem Palaste zurückzuführen.

Aber da erhob sich auf allen Seiten des Amphitheaters das Volk, tobend und schreiend: „Nun beschützt er die Christen und zuckt das Schwert gegen uns! Aber hier hat Niemand Gesetze zu geben, als der Kaiser. Marc Aurel befiehlt, die Christen mit dem Tode zu strafen. So muß es geschehen. Laßt ihn hier, den Christen! Hinaus mit den Lictoren!“

Die Lictoren stutzten, blieben unschlüssig stehen und schauten zum Prätor hinauf. Severus aber, muthig und

fest, wie er in solchen Augenblicken immer sich gezeigt hatte, befahl ihnen, seiner Anordnung ohne Zögern nachzukommen.

Diese gehorchten.

Das Geschrei des Volkes wurde immer wüthender, und man fing an, allerlei Gegenstände, die man gerade zur Hand hatte, nach den Lictoren zu schleudern.

„Hierher, Soldaten!“ rief Severus mit dröhnender Stimme, „die Schwerter heraus gegen die Meuterer.“

Sogleich eilten die Centurionen, welche an den Ausgängen Wache gestanden, mit gezückter Waffe herbei. Aber ihre Zahl war zu gering, und die drohende Haltung, in der sie erschienen, reizte die Wuth des Volkes nur immer mehr. Ganze Massen stürzten sich in die Arena hinab, zerbrachen die Geländer und bewaffneten sich mit den Trümmern, sowie mit allem, dessen sie eben habhaft werden konnten, gegen die andringenden Soldaten. Diese ihrerseits setzten sich zur Wehr — es entstand ein unentwirrbares Durcheinander, und der Zwischenfall drohte den allerschlimmsten Ausgang zu nehmen.

Bald jedoch sah der Prätor, daß die kleine Schaar seiner Getreuen nicht im Stande war, dem empörten Volkshaufen die Spitze zu bieten. Ueberdies machten alle anwesenden Beamten ihm die dringlichsten Vorstellungen, und wiesen ihn auf die Folgen hin, die ein längerer Widerstand nothwendig herbeiführen mußte; sie hielten ihm vor, wie alsdann ganz Lugdunum bald in den Händen des aus allen Theilen Gallien's herbeigeströmten Pöbels sein, und es vielleicht gar zu einer Erhebung der ganzen Provinz kommen würde, deren Verantwortung er, der Statthalter, dann allein zu tragen habe.

Da endlich gab Severus — zähneknirschend vor Wuth — nach, und befahl den Soldaten, sich zurückzuziehen. Auch versprach er, daß nicht nur Ponticus, sondern ebenso Rhodana, Trophima und Antonia, deren ungesetzliche Begünstigung man ihm gleichfalls schon zum Vorwurfe gemacht hatte, sofort ihre Strafe erleiden sollten.

Mit diesen Erklärungen gab das Volk sich zufrieden, und es trat allmälig wieder eine leidliche Ruhe ein. Der Statthalter ließ Ponticus aus den Schranken abseits an den Ort führen, wo Blandina sich befand, und gab das Zeichen zum Anfang des Schauspiels.

Es fanden nun an diesem Tage weder Gladiatorengefechte, noch Thierkämpfe Statt, um für das, was dem Pöbel die Hauptsache war, keine Zeit zu verlieren, und doch kam man über die Hinopferung der beiden Blutzeugen Attalus und Alexander nicht hinaus. Man ließ alle Arten der damals üblichen Martern an ihnen vollstrecken, und erfand selbst noch neue, die grausamer schienen, dazu. Denn abgesehen von der gereizten Stimmung des Volkes, dem Severus eine gräßliche Augenweide zur Genugthuung bieten mußte, war es diesem auch selbst erwünscht, seinen verhaltenen Grimm an den wehrlosen Schlachtopfern auslassen zu können. Endlich gebot er, die beiden Dulder, verstümmelt und blutend wie sie waren, auf einen glühenden Rost zu legen, um sie dort lebendig zu braten.

Alexander verharrte bei dieser entsetzlichen Qual in stummem Gebete; kein Wort des Schmerzes oder der Klage kam über seine Lippen. Auch Attalus schien für die Flammen, die brennend und verzehrend um seinen Leib schlugen, vollkommen gefühllos zu sein. Als er

aber hörte, wie die Heiden sich fortwährend in den verleumderischen Anschuldigungen ergingen, die man gegen die Christen vorzubringen pflegte, erhob er sein Haupt und rief mit Entrüstung: „Ihr selbst seid solche Frevler, welche Menschen hinschlachten und sie auf dem Feuer rösten, wie zum Mahle; wir verabscheuen jede Schandthat, während ihr sie ohne Scham verübt!"

„Genug, genug," ließen sich von den letzten Sitzen her Stimmen vernehmen; „man mache ein Ende mit diesen Elenden!"

Und die ganze Menge stimmte ein: „Genug! Der Carnifex her!"

Der Scharfrichter erschien, und auf ein Zeichen des Aedilen, welcher mit der Leitung der Spiele beauftragt war, enthauptete er die beiden Martyrer. Sklaven schleppten darauf mit Haken die Leichname weg.

Da es indeß schon spät am Tage war, so wurde endlich ohne Widerspruch der fast übersättigten Menge die Hinrichtung des Ponticus und der Blandina auf den folgenden Tag, den letzten der Spiele, verschoben.

Statilius Veruna hatte den blutigen Ereignissen dieses Tages mit großer Befriedigung beigewohnt. Nachdem das Volk sich durch die verschiedenen Ausgänge des Amphitheaters hinaus gedrängt hatte, entfernte er sich durch eine etwas versteckt angebrachte Thüre, ging an Ponticus, welcher von Soldaten abgeführt wurde, vorbei, und betrachtete ihn eine Zeit lang mit triumphirender Miene, sich weidend an dem Opfer seines Hasses. Aber der Jüngling achtete nicht auf ihn und schritt ruhig weiter.

Antonia und ihre Gefährten empfingen Blandina mit lautem Jubel und schlossen sie lange gerührt in ihre

Arme. Als sie dann das muthige Bekenntniß des Ponticus erfuhren, priesen sie Gott für das leuchtende Beispiel, welches Er ihnen in dem Jüngling vor Augen führte, und flehten um die Gnade, mit gleichem Muthe ihren letzten Kampf zu kämpfen. Auch schilderte Blandina ihnen den glorreichen Tod der beiden Martyrer dieses Tages und die schrecklichen Leiden, welche sie hatten erdulden müssen, so lebhaft und begeistert, daß die Bekenner vor Mitleid und heiliger Freude in Thränen zerflossen und heiße Gebete zu den Martyrern emporsandten; all ihr Sehnen ging auf in dem einzigen Wunsche, ihnen bald nachfolgen zu dürfen, und jede Qual, die ihrer harrte, erschien ihnen als eine unschätzbare Gunstbezeigung des Himmels.

Während so die Christen im Gefängnisse erfüllt waren von Jubel und heiliger Freude, herrschte im Palaste ihres Verfolgers Verwirrung, Haß und Streit. Als Severus eben nach Hause zurückgekehrt war, erschien seine Frau vor ihm und betrachtete ihn mit vorwurfsvollem, zornigem Blick. „Wo ist Ponticus?“ fragte sie ohne weitere Begrüßung und mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Er geht der Strafe entgegen, die er verdient,“ antwortete der Prätor.

„Also mein Bitten, mein Flehen gilt dir nichts? Deine Grausamkeit geht ihren Gang?“ fragte Reparata.

„Ich muß mich den Gesetzen fügen.“

„Du — dich den Gesetzen fügen? Ich Arme selbst werde noch zu früh erfahren müssen, wie du dich den Gesetzen fügst!“

„Was willst du damit sagen?“

„Daß deine schändlichen Gelüste vor keinem Verbrechen zurückschrecken.“

„Wie? — meine eigene Gattin wagt es, mich zu beschimpfen?“

„Was ich sage, ist leider nur zu wahr. Oder kannst du leugnen, was du mit mir vor hast?“ Und das stolze Weib trat dicht vor ihren Gemahl hin und durchbohrte ihn mit ihren Blicken.

Severus ward betroffen. „Ich verstehe dich nicht,“ sprach er langsam und unsicher.

„Oh, du verstehst mich nicht?“ rief die Matrone; „so beweisest du, daß du nicht bloß ein Verbrecher bist, sondern ein Feigling dazu!“

Bei diesen Worten fuhr der Statthalter wüthend auf; er bebte zusammen wie ein wildes Roß unter den Sporen seines Reiters. „Weib,“ schrie er, „gib diese Sprache auf, — meine Geduld geht zu Ende! Ich weiß in der That nicht, was du willst mit diesen unerhörten Anschuldigungen.“

„Du verstehst mich noch immer nicht? So gehe und frage Veruna; der wird dir's in das Gedächtniß zurückrufen!“ versetzte Reparata mit bitterm Hohne.

„Veruna? Wo hast du ihn gesehen? Was weißt du von ihm?“

„Ich weiß, daß Julia Domna, seine Tochter, in diesem Hause künftig meine Stelle einnehmen soll.“

Der Prätor erbleichte. Hatte er sich auch erklären können, daß dunkele Gerüchte seiner Gemahlin die längst gehegte Absicht Veruna's in Betreff ihrer Scheidung und der Verbindung seiner Tochter mit dem Statthalter zu Ohren gebracht haben könnten, so sah er nun doch offen-

bar, daß sie von der geschlossenen Uebereinkunft auf irgend eine Weise bestimmte Kenntniß erhalten hatte. Er vermochte vor Scham und Verlegenheit, sowie vor Zorn über Veruna, dem er den vorzeitigen Verrath des Geheimnisses schuld gab, kein Wort der Entgegnung vorzubringen.

Je größer indeß seine Verlegenheit war, desto mehr erkannte Reparata, daß die unbedachten Aeußerungen der Julia Domna, welche ihr von einer vertrauten Freundin waren hinterbracht worden, auf voller Wahrheit beruhten. Sie war außer sich vor Zorn und Entrüstung. „Also der Dank dafür, daß ich dir meine Jugend und mein Glück geopfert und dich zu einer Ehrenstufe hinangeführt habe, an die du in deiner Beschränktheit nie gedacht hast, ist, daß ich nun verjagt werde wie eine elende Sklavin? Aber ich werde deine Schande aufdecken und dich in deiner Niederträchtigkeit öffentlich bloßstellen; das ganze Volk soll dich kennen und verachten lernen."

„Ich fürchte diese Rache nicht," entgegnete fast kalt Severus. „Man wird einsehen, was dich treibt, und wird erkennen, daß ich allen Grund hatte, dich zu verstoßen."

„Verstoßen — nein, das für mich schmachvolle Verstoßen will ich dir ersparen; die Schmach sei dein; ich gehe freiwillig." Und sie brach vor Schmerz und Wuth in lautes Weinen aus.

„Wohin wolltest du gehen?" fragte Severus mit erzwungener Gleichgültigkeit.

„Ich kehre zurück nach Africa, in das Land meiner Geburt."

Der Statthalter schwieg; sein Kopf sank auf die Brust und eine düstere Wolke lagerte sich auf seiner Stirn. Er

dachte an die treue, unwandelbare Liebe, welche Reparata ihm in der That seit ihrer Vermählung stets bewiesen, und an die schönen Tage, die er mit ihr durchlebt hatte; all die Opfer, welche sie ihm gebracht, all die Dienste, welche sie ihm erzeigt, traten ihm vor die Seele, und er mußte sich gestehen, daß er ihr den größten Theil seines Glückes verdankte. Schon schwankte er, — da sah er die Kaiserkrone aus der Ferne wieder entgegenwinken! Hier eine Gattin — dort eine Krone; hier der Rang eines Gemahls der Reparata — dort der eines Herrn der Welt — da fiel ihm doch die Wahl nicht schwer. „Mein Entschluß ist gefaßt," sprach er dann, indem er Reparata kalt und fest in die Augen sah.

„Der meine nicht minder," entgegnete die stolze Africanerin; „morgen reise ich ab."

Severus schwieg.

„Septimius," fuhr jene fort, und ihre Simme nahm einen drohenden, feierlichen Ausdruck an, „höre den Wunsch, mit dem ich von dir scheide: möge Julia Domna — in Zukunft dein Weib — dir deine Mörder gebären!" Mit diesen Worten entfernte sie sich gemessenen Schrittes, ohne daß der Prätor irgendwie sie zurückzuhalten versuchte. Lange genug hatte dieser Auftritt ihm gedauert, und nun, da er vorüber war, wünschte er sich sogar im Stillen Glück, daß Reparata so früh sein Geheimniß erfahren hatte; ihm war dadurch eine höchst peinliche Enthüllung erspart worden.

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch verließ Reparata, in Begleitung zweier betagter Sklavinnen und ihrer Frauen, den Palast des Statthalters und schlug den

Weg nach Massilia ein, wo sie sich so bald als möglich einzuschiffen beabsichtigte.

Zu derselben Stunde erschienen mehrere Soldaten im Gefängnisse der Christen, um Antonia, Rhodana und Trophima wegzuführen. Diese brachen in lauten Jubel aus bei der Kunde, daß nun die Stunde ihrer Befreiung geschlagen habe; sie nahmen von Ponticus und Blandina einen kurzen, herzlichen Abschied und folgten den Soldaten in das Amphitheater, wo das Volk wieder zahlreich, wie am vorigen Tage, versammelt war, um die Letzten der Blutzeugen sterben zu sehen.

Wer die drei Jungfrauen auf diesem Wege erblickte, hätte glauben mögen, sie gingen nicht dem Tode, sondern der Feier ihrer Hochzeit entgegen: so strahlend war ihr Blick, so leicht ihr Schritt, so heftig der Schlag ihres Herzens vor frommer, seliger Ungeduld. Und in der That, war es nicht ihr Hochzeitsgang?

Nach wenigen Stunden fielen ihre Häupter durch das Schwert, und ihre reinen Seelen stiegen auf zum Himmel, um mit dem göttlichen Bräutigam, den sie so treu bis in den Tod geliebt hatten, sich auf ewig zu vereinigen.

Es kam nun die Reihe an Blandina und ihren heldenmüthigen Bruder, welche die Rückkehr der Soldaten mit Schmerzen erwartet hatten. Als sie vor dem Volke erschienen, lief ein dumpfes Gemurmel durch die Reihen, und man sah, wie alle Anwesenden sich freuten, den Liebling des Statthalters endlich verurtheilt zu sehen. Seine Qualen sollten dem lange verhaltenen Groll gegen Severus genugthun. Das Volk wollte deshalb Ponticus nicht, wie die

drei Jungfrauen vorhin, enthaupten lassen, sondern er sollte durch ausgesuchte Martern langsam zum Tode gebracht werden.

Ponticus war auf alles gefaßt. Auf seinem Antlitze lag eine heilige, verklärte Ruhe, und seine milden Züge verriethen, daß kein Gefühl von Bitterkeit, sondern nur aufrichtiges Mitleid mit seinen blinden, blutgierigen Verfolgern in seiner Seele lebte. Schweigend ertrug er alle Qualen, bis er erschöpft und regungslos zu Boden sank.

Blandina umfing sein sterbendes Haupt und drückte es zärtlich an ihr Herz. Sie hatte nicht von seiner Seite weichen wollen, bis er vollendet, bis er gesiegt; und so wenig Grund sie auch haben mochte, an seiner Standhaftigkeit zu zweifeln, sie hatte nicht aufgehört, ihm Muth einzusprechen und seinen Glauben zu stärken.

Noch ein Mal öffnete sich das Auge des heldenmüthigen Jünglings; ein Blick auf seine Schwester und ein Blick zum Himmel — dann gab er seine Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück.

Severus war von Anfang bis zu Ende Zeuge dieses letzten blutigen Schauspiels gewesen. Ohne das geringste Zeichen von Aufregung oder Mitgefühl hatte er den feingebildeten, hoffnungsvollen Jüngling von der Höhe seines Glückes hinabstürzen und eines schmachvollen, schmerzlichen Todes sterben sehen; sein Gesicht blieb kalt und theilnahmlos. In Folge der unbeugsamen Standhaftigkeit, mit der Ponticus seinem christlichen Glauben anhing, war alle Zuneigung im Herzen seines Beschützers erloschen und einem jähen Zorne gewichen, der immer tiefere Wurzeln schlug und schließlich sich geradezu in Haß verwandelte. Er befahl in frostigem Tone, den Leichnam zu entfernen und mit dem grausamen Spiele fortzufahren.

Niemand war jetzt auf dem Schauplatze des Kampfes mehr übrig, als Blandina allein. Um ihre letzten Augenblicke zu beschreiben, wollen wir den Bericht anführen, welchen die damaligen Christen von Lugdunum und Vienna an die Gemeinden von Kleinasien, dem Heimathlande mehrerer ihrer Martyrer, richteten. In diesem denkwürdigen Schreiben, welches uns noch erhalten ist, heißt es also:

„Gar Vieles litt auch unsere liebe, heilige Blandina, die jüngste von Allen und die Letzte, welche ihre Krone empfing. Zuerst geißelte man ihren schwachen Leib mit bitterer Grausamkeit. Dann warf man sie den wilden Thieren vor. Hierauf wurde sie auf einen glühenden Eisenrost gelegt und gebraten. Sodann band man sie in ein Netz, und ein Stier schleuderte sie mehrere Male hoch in die Luft. Endlich schlug man ihr das Haupt ab. Die heilige Martyrin betete in ihren Schmerzen still zum Herrn Jesus, der sie stärkte und tröstete. Die Heiden selbst sagten, daß sie nie ein Weib so starkmüthig leiden sahen. Lasset nicht ab, geliebte Brüder, zu beten zu unsern heiligen Martyrern und zu allen lieben Seligen; ihre Fürbitte wird uns stark machen im Glauben.“

So waren denn Antonia und all ihre christlichen Gefährten und Gefährtinnen vom Schauplatze des Kampfes verschwunden. Sterbend hatten sie triumphirt über all' ihre Feinde; der Kirche hatten sie Ruhm und Ehre, sich selbst unsterbliche Palmen errungen; sie waren eingegangen in das Reich des ewigen Friedens. Aber damit hatte die Verfolgung ihr Ende nicht erreicht; es fielen ihr, wie die aus jener Zeit uns erhaltenen Schriften bezeugen, noch zahllose Opfer in Lugdunum und in der ganzen Provinz. Das Blut der

Martyrer floß in Strömen, und mit Stolz und Verehrung nennen die Christen der dortigen Gegend ihre Vorfahren „ein Volk von Martyrern“.

## XXI.

### Schluß.

Die Kirche Jesu Christi hatte einen glorreichen Sieg errungen, und die Heiden waren sich der Schande ihrer Niederlage wohl bewußt. Das ganze Volk war auf's äußerste erbittert, und besonders der Statthalter, der den Kampf gegen das Christenthum als seine persönliche Aufgabe betrachtete, kannte in seinem Zorn keine Grenzen. Nachdem er im Leben über die glorreichen Blutzeugen nichts vermocht, konnte er es sich nicht versagen, nun nach ihrem Tode an den ehrwürdigen Leibern noch eine elende Rache zu üben. Er hatte schon früher die Leichname derjenigen Christen, welche im Kerker vor Elend umgekommen waren, an den Ort bringen lassen, der zum Einscharren verendeter Thiere diente, und Wachen daselbst aufgestellt, damit nicht etwa die Christen heimlich die ehrwürdigen Reste wegnehmen und begraben möchten; so befahl er nun auch, die zerstreuten und verstümmelten Glieder der Gemarterten aufzulesen und an denselben Ort zu bringen. Viele von den Heiden begaben sich dann während der Tage, an welchen diese zur Schau liegen blieben, auf jenen Platz, theils aus Neugierde, theils um ihre Augen noch ein Mal an den Opfern ihrer Wuth zu weiden. Die Boshaftesten unter ihnen ergingen sich in Verwünschungen und Verhöhnungen, Andere priesen die Macht ihrer Götter, welche an ihren Verächtern verdiente Rache geübt, und

selbst die Gemäßigsten von ihnen und die Gutmeinendsten hatten kein Mitleid mit den Opfern, sondern beklagten nur ihre Blindheit. „Die Thoren,“ sprachen sie — „sie haben einem Gott gedient, der ihnen nicht helfen konnte!“

Die übrigen Christen erfüllte es mit tiefer Trauer, daß es ihnen nicht vergönnt war, ihren Lieben ein ehrenvolles Begräbniß zu geben. Oftmals versuchten sie, durch Flehen oder durch Geld die Wächter zu gewinnen, aber umsonst. Nachdem die verehrenswerthen Ueberbleibsel zur öffentlichen Schande sechs Tage liegen geblieben waren, wurden sie verbrannt und die Asche in die Rhône geworfen, um so gleichsam jede Spur ihres Andenkens von der Erde zu vertilgen.

Nach dem Tode Pompeja's und Antonia's trat Statilius Veruna sofort mit seinen Ansprüchen auf das Vermögen der beiden Christinnen hervor. Aber wie groß war seine Enttäuschung, als er erfuhr, daß von den Reichthümern, zu deren Erlangung er so viel Schlauheit aufgeboten und selbst so schreiendes Unrecht nicht gescheut hatte, auch nicht das Geringste mehr übrig war, daß die Matrone und ihre Tochter alles, was sie besaßen, an die Armen ausgetheilt hatten!

Außer sich vor Aerger eilte er zum Statthalter und rief ihm schon von weitem entgegen: „Wir sind betrogen — unser Plan ist gescheitert — die Frucht meiner zwanzigjährigen Bemühungen ist verloren!“

„Was gibt es denn?“ fragte Severus beunruhigt. „Es ist doch nicht etwa Julia Domna gestorben oder entführt worden?“

„Das nicht; aber ihre Mitgift ist verschwunden; von

dem Vermögen Pompeja's und Antonia's ist nichts mehr vorhanden."

„Unmöglich! Du willst mich hintergehen, Statilius!"

„Es ist leider, wie ich dir sage. Vor ihrer Verhaftung haben die beiden Christinnen alle ihre Güter verkauft und das Geld unter die Armen vertheilt bis auf einen Rest, den Pompeja in unbekannte Hände niedergelegt hat, wo er nun zum Dienste der Christen verwandt wird."

„Welches Unglück!" seufzte der Prätor. „Julia Domna ist jetzt arm?"

„Arm? Nein; ich werde mein Versprechen erfüllen und ihr die Hälfte meines ganzen Vermögens überlassen."

„Aber das ist gar nichts, Veruna, im Vergleich zu den Gütern, welche Reparata in mein Haus gebracht und nun bei ihrer Verstoßung wieder mit sich genommen hat."

„Du kannst dich ja, sobald du willst, schadlos halten an dem Besitzthum der übrigen Christen. Wozu wärst du ein Rechtsgelehrter, wenn es dir schwer fallen sollte, die Gesetze zu deinen Gunsten in Wirkung zu setzen?"

Severus unterbrach ihn ungeduldig. „Ich war ein Thor," sprach er, „Reparata zu verstoßen. Ich habe einen schlechten Tausch gemacht."

„Nun, die Heirath ist ja noch nicht vollzogen. Wenn du zurücktreten willst — aber erinnere dich, Severus, daß Julia Domna, wäre sie auch die ärmste unter allen Töchtern der Stadt, einen Vorzug besitzt, der sie weit über alle erhebt: sie bringt die Kaiserwürde in das Haus ihres Gatten."

„Wir wollen die Zeit nicht über Dingen verlieren, die doch nicht mehr zu ändern sind," entgegnete der Statt-

halter beruhigter. „Treffen wir sofort die Vorbereitungen zur Heirath!"

An demselben Tage noch ließ Severus seine Scheidung von Reparata gerichtlich vollziehen, und nach einiger Zeit beging er seine Vermählung mit Julia Domna.

Während die Feinde der Christen sich den Lustbarkeiten einer glanzvollen Festfeier überließen, beweinten diese nach wie vor den schmerzlichen Verlust der ihnen so theuern Ueberreste von den Leibern der h. Martyrer. Eines Tages hatten sie sich eben wieder an einem verborgenen Orte versammelt, und sandten heiße Gebete zu den glorreichen Blutzeugen empor, die, einst ihre Brüder und Leidensgenossen, nun ihre mächtigen Fürsprecher im Himmel waren — Irenäus, der den verwaisten Bischofsstuhl des Pothinus nach dessen Tode sofort bestiegen hatte, führte den Vorsitz — da erschienen in ihrer Mitte sieben Männer, aus deren Miene die lebhafteste Freude strahlte. Vier von ihnen erkannten die Gläubigen bald wieder; es waren Epipodius, der Grieche Alexander, Marcellus und Valerianus. Die drei andern aber hatten sie noch nie gesehen, und es schien ihnen sogar, als gehörten sie einem ganz fremden Lande und Volke an.

Epipodius ergriff im Namen seiner Begleiter das Wort und sprach: „Diese drei Männer, welche wir in euere Versammlung geführt haben, sind Benignus, Andochius und Thyrsus, Priester des Herrn, die euere Hochachtung verdienen. Sie kommen aus dem Morgenlande, um euch bei der Wiederherstellung der Kirche eueres Landes beizustehen."

Irenäus und alle Gläubigen gaben hocherfreut den sieben Männern den Kuß des Friedens.

„Wir bringen euch," fuhr Epipodius fort, „zugleich eine sehr freudige Nachricht, die uns vor wenigen Tagen zu Theil wurde, und die wir uns beeilen wollten, euch mitzutheilen."

„Gewiß von unsern Brüdern im Morgenlande," fragte Irenäus gespannt, „oder gar von Eleutherius, dem ehrwürdigen Oberhaupte der gesammten Kirche?"

„Sie kommt noch höher her — von Gott selbst," gab Epipodius zur Antwort. „Ich war mit den Freunden, welche ihr hier gegenwärtig seht, im Gebete begriffen. Auf ein Mal öffnete sich der Himmel, und es erschienen uns der h. Greis Pothinus, der ehrwürdige Zacharias, der unerschrockene Attalus, die starkmüthige Blandina und ihr hochherziger Bruder Ponticus, sowie die ganze glorreiche Schaar der Martyrer von Lugdunum im Glanze ihrer ewigen Herrlichkeit. Sie zeigten uns den Ort, wo die Asche ihrer verbrannten Leiber ruhet, und fügten dann hinzu: »Erhebet dort unsere sterblichen Ueberreste, denn Keiner von uns ist verloren gegangen.« [1]) Nach diesen Worten verschwand die Erscheinung. Wir aber ergriffen sofort den Wanderstab und eilten, euch diese glückliche Botschaft zu überbringen und den uns ertheilten Auftrag zu erfüllen."

Mit Ehrfurcht und Freude vernahmen die Christen den Bericht des Epipodius, und sandten nun gleich Einige von den Ihrigen nach dem angezeigten Orte ab. Man grub, und es fand sich daselbst wirklich ein bedeutender Theil der Ueberreste vor, die man dann sorgfältig zusammenlas und in aller Stille zum Versammlungsorte der Gläubigen hintrug. Diese empfingen den kostbaren Schatz

[1]) So berichtet der h. Gregor von Tours.

mit unbeschreiblichem Jubel. Sie lobten und priesen Gott für die ihnen erwiesene Gnade, und setzten nun sämmtliche h. Gebeine neben dem Leichname des h. Pothinus in der Krypta „zu den h. Aposteln" andächtig bei. [1])

Als die feierliche Bestattung vorüber war, verließen Epipodius, Alexander, Marcellus und Valerianus die Stadt wieder; der nächste Zweck ihrer Reise war erreicht, und überdies hatte sich das Gerücht von ihrer Anwesenheit verbreitet, so daß bereits strenge Maßregeln gegen sie waren getroffen worden. Benignus, Andochius und Thyrsus blieben zurück.

Zur weitern Vorsicht fanden es die vier Freunde gerathen, sich von einander zu trennen. Epipodius und Alexander kehrten an die Zufluchtsstätte zurück, die ihnen auch vorher längere Zeit Schutz gegen die Verfolgungen gewährt hatte; es war die Hütte einer armen Witwe, nahe an dem Orte, der später den Namen Pierre-Encise, — Incisa Petra — erhalten hat. Allein, so sicher sie auch bei der Verborgenheit des Ortes und der liebevollen Sorgfalt der Bewohnerin früher an dieser Stelle gewesen waren: seit ihrer Reise nach Lugdunum konnten sie den Nachforschungen ihrer Feinde nicht wohl mehr entgehen, da man ihre Spur einmal entdeckt hatte. Sie wurden überfallen und ergriffen, als sie eben durch einen verborgenen Ausgang entkommen wollten. Epipodius verlor in der Verwirrung und Eile der Flucht einen seiner Schuhe, den die fromme Witwe später als ein werthvolles Andenken aufbewahrte.

[1]) Wir erwähnten früher, daß über dieser Krypta eine prachtvolle Kirche gebaut wurde, noch jetzt die größte von Lyon, selbst die Kathedrale nicht ausgenommen.

Gegen die Vorschriften des römischen Rechts kerkerte man nun die beiden Freunde, ohne sie vorher zu verhören, sogleich ein bis auf den dritten Tag, wo sie mit gebundenen Händen vor den Richter geführt wurden. Auf dessen Frage, ob sie Christen seien, legten sie ein lautes, feierliches Bekenntniß ihres Glaubens ab.

Das ganze Volk brüllte vor Wuth, als es sah, daß der Glaubensmuth der Christen durch die schrecklichen Vorgänge der letzten Zeit noch keineswegs gebrochen war, und Severus rief: „Immer wieder dieselbe Sprache, derselbe Trotz! Wisset, daß der Kaiser keine Christen in seinem Reiche dulden will!“ Und er ließ die beiden jungen Männer alsbald von einander trennen, damit sie sich nicht gegenseitig durch Wort und Beispiel ermuthigen könnten. Alexander wurde in's Gefängniß zurückgeführt, für Epipodius aber die Folter herbeigeholt. Bevor man ihn indeß auf dieselbe spannte, wollte der Prätor versuchen, durch Güte ihn zu gewinnen, und sprach: „Höre, Epipodius; laß ab von dieser Hartnäckigkeit, die mich zwingen würde, strenge gegen dich zu verfahren. Siehe, ich verlange nichts Unvernünftiges von dir. Wir beten unsterbliche Götter an, welche der Kaiser und alle Völker der Erde mit uns verehren, wir ehren sie mit Spielen und fröhlichen Festen; ihr aber betet einen gekreuzigten Menschen an, dem man nicht dienen kann, ohne auf alle Annehmlichkeiten zu verzichten. Ich bitte dich, gib deine strengen, unseligen Grundsätze auf, und überlaß dich den Freuden des Lebens, die deinem Alter so wohl anstehen.“

Epipodius erwiderte: „Dein Mitleid ist Grausamkeit, Severus. Du vergissest, daß Jesus Christus, nachdem Er gestorben war, auch wieder auferstand; du weißt nicht,

daß Er — auf wunderbare Weise — Gott war und Mensch zugleich, und allen Seinen getreuen Dienern den Eingang in das himmlische Reich geöffnet hat, wo sie nach diesem kurzen, vergänglichen Leben ein ewiges, vollkommenes Glück genießen sollen. Aber ich will in einer Sprache reden, welche du besser zu verstehen im Stande sein wirst. Hast du noch nie gehört, daß der Mensch besteht aus Seele und Leib? Die Seele muß herrschen, der Leib gehorchen: das ist die christliche Lehre. Die Lüste des Lebens aber, denen ihr euch hingebet, um, wie ihr sagt, euere Götter zu verehren, schmeicheln wohl den Sinnen, aber die Seele tödten sie."

Erzürnt über diese Sprache ließ der Prätor dem christlichen Bekenner einen Faustschlag auf den Mund versetzen, und ihn sodann auf die Folter spannen; zugleich mußten zwei Henker ihm die Seiten mit eisernen Haken zerfleischen.

Als Severus sah, wie der Jüngling standhaft und muthig die Qualen ertrug, wollte er noch ein Mal mit Worten versuchen, ihn zum Abfall zu bewegen, und knüpfte eine neue Unterredung mit ihm an. Aber das Volk, das mehr nach dem Blute als nach dem Abfall des Martyrs verlangte, fing laut an zu rufen, daß man ihm den Christen überlasse, um ihn in Stücke zu zerreißen. Severus mochte jedoch diesem Verlangen nicht willfahren; um seine Achtung vor der Menge aufrecht zu erhalten, ließ er dem Martyr sofort das Haupt abschlagen.

Erst zwei Tage nach dem Tode seines Freundes erschien Alexander vor dem Richterstuhle.

„Du weißt," redete ihn Severus an, „warum du als Angeklagter vor mir stehst. Die Christen sind Feinde des

Staates und der Götter, und wir führen seit längerer Zeit einen Kampf gegen sie, der, wie du zugeben wirst, vom besten Erfolge begleitet war; denn, so viel mir bekannt, bist du der Letzte, der von allen Christen in Lugdunum noch übrig ist. Laß dir also das Beispiel der Andern zur Warnung dienen; jetzt noch soll es dir gestattet sein."

„Wenn du mir," erwiderte Alexander, „den Triumph meiner Brüder in's Gedächtniß zurückrufst, Severus, so kann das meinen Muth nur erhöhen und mich anspornen, ihrem glorreichen Beispiele zu folgen. Uebrigens bist du sehr im Irrthume: das Geschlecht der Christen ist unvergänglich, und ich bin stolz darauf, ihm anzugehören. Ich bin ein Christ und werde es bleiben bis zum letzten Athemzuge."

Da ließ der Prätor den jungen Griechen auf die Folter spannen und ihm die Glieder gewaltsam auseinander recken, während zugleich drei Henker abwechselnd ihn mit Ruthen peitschen mußten.

Der Martyr betete still. Lautlos ertrug er alle Qualen, bis der Statthalter den erschöpften Henkern befahl, ihre nutzlose Arbeit einzustellen. „Wenn denn," rief er voll Aerger und Ingrimm aus, „diese Christen es sich zur Ehre rechnen, jedweder Pein zu trotzen, so lassen wir ihnen diesen elenden Ruhm. Schlagt ihn an's Kreuz!"

Dieses geschah, und der Martyr empfing seine Krone.

Valerianus und Marcellus starben ebenfalls kurze Zeit darauf für ihren Glauben, der Eine in der Stadt, welche jetzt Châlons heißt und an der Saône liegt, der Andere in Tournus.

Wenden wir uns nun den Verfolgern der Christen zu, um auch ihr Ende zu berichten.

Zwanzig Jahre waren vorübergegangen, und es nahte eben wieder die Zeit, wo vordem in Lugdunum das Blut der letzten Martyrer geflossen war, als die Umgegend dieser Stadt von Soldaten wimmelte. Zwei große Heere, das eine von Severus, das andere von Albinus befehligt, standen dort drohend und kampfbereit einander gegenüber, da, wo jetzt die beiden Dörfer Severien und Albigny liegen. Severus war nicht mehr Statthalter von Lugdunum, sondern — er trug jetzt den Purpur. Das Kind von Leptis in Africa, der einfache Rechtsgelehrte, der ehemals im Haufen der Advocaten verschwand, hatte sich auf den Thron der römischen Kaiser emporgeschwungen, und der Spruch des syrischen Orakels war somit in Erfüllung gegangen.

Der Glücksstern des Statthalters von Lugdunum war von Jahr zu Jahr immer höher gestiegen. Reparata's Tod, der bald erfolgte, befreite ihn, wenn nicht von Gewissensbissen, so doch von längerer Schande. Julia Domna schenkte ihm zwei Söhne, Caracalla und Geta. Er wurde Consul und Befehlshaber in den Illyrischen Provinzen. So kam das Jahr 193, wo der Kaiser Pertinax von den Soldaten seiner Leibwache, den sogenannten Prätorianern, ermordet wurde, und der reiche Senator Didius Julianus von diesen den Thron um vieles Geld erkaufte.

Bei der Nachricht von diesem schmählichen Handel erhoben sich die Truppen des Severus und riefen ihren Feldherrn zum Kaiser aus. Das Gleiche thaten dann auch die Legionen in Britannien und die in Syrien, aber

zu Gunsten ihrer Anführer Albinus und Pescennius Niger. Severus jedoch, welcher der Hauptstadt des Reiches am nächsten war, kam seinen beiden Gegnern zuvor, eilte mit seinem Heere nach Rom und gab dort den Prätorianern, welche seine Rache fürchteten und ihm in der Verzweiflung den Sieg noch streitig machen konnten, solche Versprechungen, daß sie ihren Erwählten aufgaben und sich dem Statthalter von Illyrien unterwarfen. Auch der Senat erkannte ihn nun einstimmig als Kaiser an, und ließ den Julianus enthaupten. Severus verband sich jetzt mit Albinus, indem er ihm die Theilnahme an der Regierung einräumte, zog dann gegen Pescennius Niger zu Felde und besiegte ihn in zwei entscheidenden Schlachten bei Nicäa und Issus. Allein kaum hatte der hinterlistige Africaner diesen Erfolg errungen, so sagte er sich von Albinus los und forderte dessen Unterwerfung; er hatte ihm die Mitkaiser-Würde nur verliehen, um nicht mit zwei Gegnern auf ein Mal kämpfen zu müssen. Albinus jedoch vertraute auf das Glück seiner Waffen und sammelte seine Streiter vor Lugdunum. Diese Stadt war ihm ergeben, besonders um der Grausamkeit des Severus willen, die sie nur zu gut kannte. Und so bereitete sich denn dort ein furchtbarer Kampf vor, der über die Geschicke der Welt entscheiden sollte.

An einem Augustmorgen stießen die beiden Heere aufeinander. Man kämpfte den ganzen Tag mit größter Erbitterung, und gegen Abend hatte noch kein Theil gesiegt, noch keiner sich ergeben. Endlich machten die Soldaten des Severus einen neuen, verzweifelten Angriff und durchbrachen glücklich die Reihen ihrer Feinde; diese wichen, geriethen in Unordnung — und in Kurzem war das ganze

Heer des Albinus auf der regellosesten Flucht. Es entstand ein furchtbares Gemetzel, denn die siegreichen Soldaten verfolgten die Flüchtlinge und machten ohne Gnade Alle nieder, welche ihnen in die Hände fielen.

Die Einwohner der Stadt hatten von den Wällen her mit Schrecken diesen Vorgängen zugesehen. Ihre Hoffnungen waren zu nichte. Traurig kehrten sie in ihre Häuser zurück und erwarteten angstvoll das kommende Unheil.

Am folgenden Tage drang Severus mit seinen Truppen in die Stadt ein. Eine Gesandtschaft aus den hervorragendsten Bürgern ging ihm entgegen, um seine Gnade zu erflehen; aber er hörte sie nicht an. Der Entschluß des rachsüchtigen Africaners stand fest: er gab seinen Soldaten die unglückliche Stadt preis zum Morden und zur Plünderung, und bald herrschte in derselben die greulichste, blutigste Verwirrung. Kleine verwegene Schaaren, gebildet aus jungen Männern der Stadt und aus einigen Trümmern des geschlagenen Heeres, die sich hinter die Mauern von Lugdunum gerettet hatten, setzten sich zur Wehr, und versuchten sich durchzuschlagen, oder wenigstens ihr Leben theuer genug zu verkaufen. Aber die Uebermacht der Feinde war zu groß; Statilius Veruna und Sabinus Fuscus, seit geraumer Zeit wieder Freunde, machten mit der gemeinsam von ihnen befehligten Heeresabtheilung die Widersetzlichen bis auf den letzten Mann nieder.

Plötzlich stürzte auf Veruna, der sich zu Pferde einen Weg durch die Leichen bahnte und mit Lust dem Blutbade zusah, das er leitete, ein Mann aus einem Hinter-

halte los. Der Syrier stutzte, und es entfuhr ihm der Name: „Aper!“

„Ja, ich bin es,“ rief der Sklave und schleuderte seinen Wurfspieß nach der Brust des Verbrechers, in welcher er stecken blieb. Taumelnd sank der Getroffene vom Pferde. „Einst war ich das dienstbare Werkzeug deiner ruchlosen Pläne,“ rief Aper laut; „aber du hast meine Ergebenheit, meine Treue mißbraucht, und anstatt mir die Freiheit zu schenken, wie du es versprochen, mich in neue Sklaverei verkauft. Ich habe geharrt auf die Stunde der Rache, und endlich ist sie gekommen.“ Kaum noch hörte Veruna diese Worte; er verschied nach wenigen Augenblicken.

Sabinus Fuscus, der gesehen hatte, was Aper gethan, eilte herbei, um den Tod seines Freundes zu rächen. Der Sklave warf ein zweites Geschoß nach ihm, und verwundete ihn am Arme; dann ward er aber von den Soldaten ergriffen. Fuscus wollte ihn für einen qualvollen Tod aufbewahren. Der Sklave jedoch stieß ein wildes Gelächter aus, und zog triumphirend unter seiner Tunica ein Fläschchen hervor, welches einige Tropfen von einer rothen Flüssigkeit enthielt, die er eiligst verschluckte. Es war der Rest von dem Tranke, den ihm einst Veruna gegeben, um Antonia zu vergiften, und den er seit der Zeit sorgfältig aufbewahrt hatte. Indessen starb Aper nicht sogleich. Die wüthenden Soldaten zerhieben ihn in Stücke.

Die Wunde, welche Sabinus erhalten hatte, schien unbedeutend, und er achtete wenig darauf. Ihn dürstete nur nach Blut und Rache; seine Augen sprühten unheilvolle Blitze, und mit einer Art von Raserei stachelte er

seine Truppen immer mehr gegen die Stadt auf. Er verfuhr gegen die Einwohner mit zügelloser Grausamkeit. Wenn zufällig ein Bekannter ihm vorkam, der um Gnade flehte, so erinnerte er ihn an das Jahr 177 und die Vorgänge im Athenäum, und ließ dann den unglücklichen Bittsteller in der Saône ertränken.

Nachdem Sabinus Fuscus so den ganzen Tag mit Morden und Zerstören hingebracht, fühlte er am Abende eine große Ermüdung der Glieder, ohne eigentliches Schlafbedürfniß. Kaum aber hatte er sein Lager bestiegen, so verspürte er einen heftigen Brand in seinem Leibe; es war ihm, als ob ein verzehrendes Feuer durch seine Adern rollte, — in wenigen Stunden war er eine Leiche. Das Geschoß, mit dem Aper ihn getroffen, war vergiftet gewesen.

Der abtrünnige Tacitus Aricius, der sich zur Zeit der Zerstörung in Lugdunum befand, fiel mit den meisten übrigen Einwohnern im Gemetzel. Verstoßen von den Christen und verachtet von den Heiden, hatte er nach seinem Abfall ein höchst elendes Leben geführt.

Schrecklich wurden an der Stadt Lugdunum die Frevel gerächt, die ihre Bewohner an den Christen verübt hatten. Mit Feuer und Schwert wütheten die Soldaten so lange, bis die ganze Stadt in einen Schutt- und Trümmerhaufen verwandelt war. Nie hat Gallien's stolze Hauptstadt ein ähnliches Mißgeschick erlebt, selbst nicht zu Nero's Zeiten, wo sie gleichfalls ein Raub der Flammen wurde und, wie Seneca berichtet, in einer Nacht bis auf den Boden niederbrannte. Mehrere Jahrhunderte lang blieb die Stadt in Trümmern liegen. Selbst in unsern Tagen hat Lyon, so mächtig es auch emporblühte, den frühern Glanz und die alte Größe noch keineswegs wieder erreicht.

Septimius Severus erfreute sich der Herrschaft noch dreizehn Jahre. Aber Gott schien ihn nur erhoben zu haben, um ihn hernach desto tiefer zu stürzen. Auf einem Zuge nach Britannien verlor er 50,000 Mann und erkrankte selbst tödtlich in der Stadt, welche jetzt York heißt, als er kaum an der Schwelle des Alters stand. Seine beiden Söhne, grausam wie ihr Vater und voll unversöhnlichen Hasses gegen diesen wie gegen einander, brachten Reparata's letzten Wunsch unbewußt zur Erfüllung. Der ältere, Caracalla, den schon längst nach der Herrschaft gelüstet hatte, wiegelte die Truppen auf, und machte selbst einen Anschlag auf das Leben seines sterbenden Vaters. Dieser erlag jedoch seinem Uebel und dem Kummer über seine Söhne, so daß die trostlosen Worte, welche er am Ende seines Lebens sprach: „Einst lag die Welt zu meinen Füßen, nun liege ich zermalmt vor ihr — Omnia fui, et nihil expedit," wohlberechtigt waren.

Doch das Blut der Martyrer war noch nicht vollständig gesühnt. Von den Familien ihrer Verfolger sollte auch nicht ein Glied übrig bleiben. Caracalla, ein Ungeheuer nach Art des Nero oder des Commodus, ließ seinen Bruder Geta ermorden in den Armen seiner Mutter. Er saß dann noch auf dem Throne bis zum Jahre 217, wo Macrinus, das Haupt der Prätorianer, die Welt von diesem Tyrannen befreite. Seine Mutter Julia Domna tödtete sich selbst durch Enthaltung von aller Nahrung.

So war das ganze fluchwürdige Geschlecht derer, welche die Verfolgung der Christen von Lugdunum in's Werk gesetzt und geleitet hatten, von der Erde verschwunden.

# Noten.

## I.

### Zu Seite 92.

In der sechszehnten Satyre des Juvenal, einem Gedicht aus dem Anfange des zweiten Jahrhunderts, wird unter andern Vorzügen des römischen Militairstandes zu der Zeit unserer Geschichte besonders hervorgehoben, daß der Soldat sich ungestraft manchen Uebermuth gegen den Nichtsoldaten erlauben durfte. Schlug ein Soldat einen Mann in der bürgerlichen Toga, so wagte dieser nicht nur nicht den Schlag zu erwidern, sondern auch nicht ein Mal vor Gericht über den ausgeschlagenen Zahn, das hoffnungslos zugerichtete Auge zu klagen. Denn vor den Militairgerichten, von denen die Vergehen der Soldaten abgeurtheilt wurden, nahm die ganze Cohorte gegen den Ankläger Partei, und Niemand wagte für ihn als Zeuge aufzutreten; es war leichter einen falschen Zeugen gegen einen Nichtsoldaten, als einen wahren gegen einen Soldaten zu finden. Das waren anfangs allerdings nur die Zustände in Rom, wo die in jeder Beziehung bevorzugten Prätorianer dominirten. Daß aber bald die Legionen in den Provinzen an trotzigem Uebermuthe den Garden Rom's nicht nachstanden, versteht sich von selbst und läßt sich an Beispielen nachweisen. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung die Erzählung des Lucius Apulejus, der, gebürtig zu Mandaura, einer römischen Colonie in Africa, gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts als Sachwalter zu Rom lebte. Ein Legionssoldat begegnet in der Provinz Macedonien auf der Landstraße einem Gärtner, der auf einem Esel reitet. In stolz anmaßendem Tone richtet der Herr Soldat eine Frage an den Bauer, die dieser, weil sie lateinisch ist, nicht versteht und daher nicht beantwortet. Nec miles ille familiarem cohibere quivit insolentiam; er schlägt dem Gärtner sogleich mit seinem Rebstock den Kopf blutig und wirft

ihn von seinem Esel herab. Der Gärtner entschuldigt sich demüthig. Darauf will ihm der Soldat den Esel gewaltsam entreißen. Der Gärtner legt sich erst auf's Bitten; das beantwortet der Soldat mit brutalen Drohungen. Der Gärtner wirft nun den Sohn des Mars zu Boden und bearbeitet ihn mit Schlägen, bis der Held sich todt stellt, nimmt ihm dann die Waffen und flieht nach der nächsten Stadt, wo er sich bei einem Freunde versteckt. Der Soldat begibt sich ebendahin und fordert seine Kameraden zur Rache auf. Diese klagen den Gärtner bei den Behörden an: er habe sich ein Silbergefäß des Statthalters widerrechtlich angeeignet; der Mann wird entdeckt, in's Gefängniß geführt und büßt mit dem Tode.

Liest sich diese Geschichte nicht wie ein Blatt aus dem Tagebuche des Ben Akiba?

## II.

### Zu Seite 97.

Die deutschen Herausgeber schulden dem französischen Autor und dem geschichtskundigern Leser eine Erklärung darüber, daß sie in dem Dialoge zwischen Ulpius und Severus die dort gemeinte, für die Geschichte der christlichen Kirche als Belegstück nicht unwichtige Triumphsäule, die „Säule des Marc Aurel" haben nennen lassen, während sie doch durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit allgemein, und auch im französischen Texte dieses Bandes, als die „Antoninische" aufgeführt wird. Wir folgen hierbei den gründlichen Untersuchungen des Professors der Archäologie Dr. Franz Reber zu München, welche in dem 1863 erschienenen, seiner Kostbarkeit wegen wenig verbreiteten Werke: „Die Ruinen Rom's und der Campagna" niedergelegt sind. Dieselben haben uns, nach eigener Anschauung der ewigen Stadt, den größten Genuß gewährt.

Das in Rede stehende Monument erhebt sich, vom Corso, der Hauptstraße Rom's, aus gesehen, inmitten der stattlichen Piazza Colonna, angesichts des vormals zur Briefpost dienenden, gegenwärtig der französischen Commandantschaft eingeräumten Gebäudes,

und gehört, in der Hauptsache der Trajanssäule ähnlich, zu den bedeutenden Ueberresten des alten Rom. Das Aeußere des Basamentes der Säule ist nicht antik, vielmehr eine auf Geheiß Sixtus' V. im Jahre 1589 durch den Baumeister Giovanni Fontana ausgeführte Bekleidung des damals sehr verfallenen ursprünglichen Piedestals. Dieses erhob sich vom antiken Boden an, der hier über 12 Fuß unter dem modernen liegt, zu einer Höhe von über 35 Fuß. Von der alten Auszierung wissen wir wenig mehr, als daß auf einer Seite das Wort Consecratio, auf der andern Divi Antonini Augusti Pii noch kenntlich war. Das Ganze war jedoch so beschädigt, daß nicht bloß die Schönheit, sondern sogar die Sicherheit es zu erfordern schien, den Sockel durch eine neue Bekleidung zu festigen, welcher natürlich der verstümmelte Reliefschmuck weichen mußte. Unglücklich aber wurde die Restauration dadurch, daß sich ein grober Irrthum in die modernen Inschriften einschlich, von welchen namentlich die auf der Seite nach dem Corso zu befindliche das Denkmal dem Antoninus Pius zuschreibt, während unleugbar die Thaten eines andern Kaisers in den Reliefs des Schaftes dargestellt sind.

Die zwölf Fuß dicke Säule ist aus 28 Marmorblöcken aufgethürmt, von denen zwei Base und Capitäl bilden. Im Innern derselben führt eine 200 Stufen zählende, in den Stein eingehauene Wendeltreppe zu der mit einem prachtvollen Ausblick auf das Pantheon, das Marsfeld, den Monte Pincio und den Quirinal lohnenden Höhe. Der Weg hinauf wird durch mehr als 50 Fensterchen erhellt.

Das Relief auf dem Säulenschafte erhebt sich in zwanzig spiralförmigen Windungen und stellt die Kriege der Römer mit deutschen Völkerschaften von 167—179 n. Chr. dar, bei welchen außer den Marcomannen, die an der Spitze standen, auch noch viele andere deutsche und benachbarte Stämme nördlich von der untern Donau, wie die Hermunduren, Sueven, Quaden, Vandalen, Jazigen, Sarmaten, Alanen und andere betheiligt waren. Die Darstellung beginnt mit Palissaden, Castellen, Magazinen und Wachen an einem Flusse (Donau). Das römische Heer zieht über eine Schiffbrücke; der Kaiser hält von dem Lagertribunal aus eine Anrede an das Heer. Die Römer, in eine Stadt concentrirt, zer-

stören bei einem Ausfalle die feindlichen Ortschaften: runde Hütten von Holzstämmen, mit einem gewölbten Dache aus Reisern bedeckt. Schleuderer, welche Beinkleider tragen, im Uebrigen aber nackt sind, werden von den Römern als Bundesgenossen gewonnen. Eine siegreiche Schlacht folgt, und darauf das Dankopfer des Kaisers. In Folge großer Trockenheit herrscht Wassermangel im römischen Heere, dem Viele erliegen. Jupiter, der „Regenbringer", erscheint endlich selbst, triefend von seinem Segen, und die Soldaten sammeln gierig die reichliche Fluth, mit ihren Schilden sie auffangend. Schon diese Scene, welche in unserer Erzählung zwischen Ulpius und Severus verhandelt wird und mit einem von den Kirchenvätern öfters berichteten Ereignisse zusammenfällt, gibt uns außer vielen andern Momenten den sichern Beweis, daß jenes Relief den erwähnten Krieg des Kaisers Marcus Aurelius gegen die Deutschen darstellt. Der römische Geschichtsschreiber Dio Cassius, zu Ende des zweiten und Anfangs des dritten Jahrhunderts lebend, erzählt nämlich, daß es während der deutschen Kriege den Quaden ein Mal gelang, die Römer einzuschließen, in der Hoffnung, daß Hitze und Durst dieselben zwingen würden, die Waffen zu strecken. Als nun die Kräfte der Römer, bei den wiederholten Versuchen, sich durchzuschlagen, durch den unerträglichen Sonnenbrand bereits zu ermatten begannen, da erschienen plötzlich dunkele Wolken am Himmel und ein reichlicher Regen strömte, „nicht ohne göttliche Fügung," auf die Verschmachtenden herab. „Man erzählt auch in der That," fügt Dio hinzu, „daß der aegyptische Magier Arnuphis, der sich in dem Gefolge des Kaisers Marc Aurel befand, unter andern Göttern auch den Luftgott Hermes angerufen und durch diesen den Regen herabbeschworen habe." So weit Dio. Doch Xiphilinus, in dessen Auszügen aus Dio's Werk uns diese Stelle einzig aufbehalten ist, setzt höchst unzufrieden dem entstellenden Berichte Dio's jene bekannte Legende von der legio fulminatrix gegenüber. Der Präfect der Leibwache habe nämlich in der äußersten Bedrängniß den bestürzten Kaiser aufmerksam gemacht, daß die Gebete der Christen eine außerordentliche Kraft besäßen, und daß man eine ganz aus Christen bestehende Legion auffordern solle, zu ihrem Gott um Rettung des ganzen Heeres zu flehen. Der Kaiser habe eingewilligt. Gott habe das Gebet erhört, die Feinde

niedergeschmettert, die Römer aber mit einem Platzregen erfrischt. Durch dieses Wunder tief betroffen, habe der Kaiser einen besondern Erlaß zu Ehren der Christen gegeben, die Legion aber mit dem Ehrentitel fulminata oder fulminatrix (κεραυνοφόρον) bedacht. Die letztere Notiz ist entschieden irrig, denn die Fulminata bestand als Legio XII schon zu Augustus', nachweislich wenigstens schon zu Nero's Zeit. Was aber das Ereigniß selbst betrifft, so ist es erklärlich, daß die wunderbar erscheinende Rettung von den Heiden wie von den Christen einer, nach ihrem Standpunkte verschiedenen, göttlichen Intervention zugeschrieben wurde. Die Darstellung auf dem in Rede stehenden Denkmale kann nun allerdings rein allegorisch gefaßt sein.

Eine weiter fortgesetzte Beschreibung des Reliefs hat mit unserm Zwecke nichts zu schaffen; nur sei bemerkt, daß unter den weitern figürlichen Darstellungen der Kaiser zu Pferde erscheint, in Gestalt und Stellung dem ehernen Reiterbilde Marc Aurel's auf dem Platze des Capitols ganz ähnlich.

Wenn aber auch Namen und Bedeutung jener Säule schon aus den Bildern des Schaftreliefs mit Sicherheit abgeleitet werden konnten, so sind doch noch weitere Beweise dafür beizubringen. Das Denkmal wird allerdings seit seiner ersten Erwähnung immer nur columna Antonini genannt und wir haben außer der allgemeinen Notiz, daß dem Kaiser Marc Aurel nach seinem Tode Tempel, Säulen, eine Priesterschaft und andere Ehren decretirt wurden, aus der Ueberlieferung keinen genauern Anhaltspunkt. Doch muß festgehalten werden, daß die einfache Bezeichnung der Säule selbst auf jeden der Antonine sich beziehen konnte. Der Beiname Pius, den man, wie oben bemerkt, angeblich auf dem Sockel vor dessen Erneuerung noch lesen konnte, wurde auch von Marc Aurel angenommen. Es liegt deshalb gar kein zwingender Grund vor, das Monument gerade dem ersten der Antonine zuzuschreiben. Doch begann man dies erst zu bedenken, als man eine andere kleinere Säule, welche — wie die vollständig erhaltene Inschrift des Sockels erwies — dem Antoninus Pius, dem Vorgänger Marc Aurel's, gewidmet war, im Garten der Casa della Missione ausgrub. Nachdem schon diese Entdeckung in Verbindung mit den Darstellungen auf unserer Reliefsäule die Forscher

auf andere Gedanken gebracht hatte, gab endlich eine im Jahre 1777 westlich an der Piazza Colonna ausgegrabene, jetzt im Inschriften-Corridor des Vaticans aufbewahrte Inschrift vollständige Gewißheit. Das erste verstümmelte Stück derselben, wie es in Reber's angezogenem Buche buchstäblich abgedruckt ist, enthält das Gesuch des antiken Custoden — procurator — der Säule des Marc Aurel, eines Freigelassenen des Septimius Severus, Namens Adrastus, seine Hütte in ein bewohnbares Haus umwandeln zu dürfen; der zweite Theil aber, die Genehmigung seines Wunsches in drei Decreten enthaltend, benennt wiederholt die Säule mit dem Namen des Marc Aurel und bezeichnet sie sogar näher als die „hundertfüßige" columna Divi Marci. In der That mißt unsere Säule mit Base und Capitäl 100 Fuß, was jeden Zweifel vollends ausschließen muß. Die Decrete stammen aus dem Consulatsjahre des Falco und des Clarus, 193 nach Christus, und zeigen namentlich, wie hastig Adrastus die Erhebung seines Patrons Septimius Severus benutzte. Denn am ersten Januar desselben Jahres war erst Kaiser Commodus, drei Monate später Pertinax, und am zweiten Juni Didius Julianus ermordet worden; und schon Anfangs August, zwei Monate nach dem Einzuge des Septimius Severus in das blutbefleckte Palatium, erschien das erste Decret, welches den Wünschen des eilfertigen Bittstellers entgegenkam.

Was die Geschichte der Säule betrifft, so ist zu vermuthen, daß das Bronzestandbild, welches sie krönte, sich unter dem Raube befand, den Constans II. nach Syracus und später die Sarazenen nach Alexandrien führten. Im zehnten Jahrhundert schenkte Papst Agapet II. die Säule mit dem umliegenden Platze dem Benedictinerkloster S.S. Stephano, Dionysio e Silvestro — jetzt S. Silvestro in capite — nach einer im Archiv des genannten Klosters noch vorhandenen Urkunde, in welcher die Säule die columpna major Antonina genannt wird. Die Mönche dieses Klosters bauten bei der Säule eine Kirche, S. Andrea, sahen sich aber, nachdem sie bei der Verheerung Rom's durch Robert Guiscard sehr gelitten hatten, gezwungen, Säule und Kirche zu veräußern. Doch gewannen sie bald Beides wieder, und der damalige Abt Petrus machte sie durch eine Urkunde vom Jahre 1109, die noch

in Marmor eingegraben in der Säulenvorhalle der Kirche zu sehen ist, zum „ewig unveräußerlichen“ Eigenthum des Klosters. Im 14. Jahrhundert wurde die Säule vom Blitze getroffen und wahrscheinlich dadurch sehr beschädigt. Wann sie dem Besitzthume des Klosters wieder entzogen wurde, ist nicht bekannt. Im Jahre 1589 ließ Sixtus V. sie durch den oben genannten Baumeister herstellen, das ganze Piedestal überkleiden und auf den vier Seiten mit Inschriften versehen. Drei davon beziehen sich auf eben diese Restauration, auf die „Reinigung des Denkmals von aller Gottlosigkeit“ und auf die Errichtung der Statue des h. Paulus an Stelle des antiken Aurelsbildes; die erste aber enthält die verunglückte Stellvertreterin der antiken Inschrift, von welcher bereits oben gesprochen worden ist. Seit dieser Restauration steht auf einem cylinderförmigen Piedestal über dem Capitäl an der Stelle der Kaiserstatue das vergoldete Bronzebild des Apostels Paulus.

Aus dem Gesagten aber ergibt sich für den Leser, wir hoffen klar genug, daß für die Zeit unserer Erzählung die Benennung: „Antoninische Säule“ mißverständlich ist, so allgemein und fest sie sich später auch für das Monument auf der Piazza Colonna eingebürgert hat. Wir haben daher vorgezogen, von Severus und Ulpius die Bezeichnung Columna Divi Marci für das, was sie offenbar meinen, gebrauchen zu lassen.

* * *

Daß wir bei diesem, übrigens schon an und für sich höchst interessanten Punkte unsere Rechtfertigung etwas weitläufiger führten, hat seine besondere Veranlassung. Wir wollten an einem Beispiele zeigen, daß die deutschen Bearbeiter den französischen Autoren unserer „Zeitbilder“ nicht unbedacht folgen, wo ein Abweichen von ihnen berechtigt erscheint, um daran die Bemerkung zu knüpfen, daß sie anderseits Aenderungen in Angaben des Textes nicht unbedingt vornehmen zu müssen glauben in Fragen, wo die auseinandergehenden Ansichten sich sämmtlich auf haltbare Gründe zu stützen vermögen. Eine Besprechung der beiden ersten Bände der „Zeitbilder“ in den „Katholischen Literaturblättern zur Sion“ empfiehlt unser Unternehmen so warm, daß wir allerdings Ursache

haben, dem Recensenten für die nachsichtige Beurtheilung unserer Leistungen hiermit besten Dank abzustatten. Leider vermögen wir die zum Schlusse beigefügte kurze Mahnung „zu etwas mehr Sorgfalt in der Chronologie", ungeachtet unseres guten Willens, nicht ganz mit dem gleichen Gefühle hinzunehmen. Es wird uns nämlich zum Beweise dafür, daß die beregte Mahnung nicht überflüssig sei, gesagt: „Der Martyrtod der h.h. Apostelfürsten ist nach der zweiten Erzählung im Jahre 65 erfolgt, während wir hiefür doch das Jahr 67 kennen." Der dann folgende Zusatz mit dem Eingeständniß: die chronologische Klarheit sei für jene Zeit „schwierig", rechtfertigt uns freilich vollständig; denn eben jene Klarheit wäre sogar schwer zu erreichen, wenn, was nicht der Fall ist, pragmatische Kirchengeschichte zu geben der Zweck unseres Unternehmens wäre.

So siegreich all die Einwürfe älterer und neuerer Zeit gegen des Apostelfürsten Petrus Anwesenheit, Wirken und Tod in Rom zurückgewiesen worden sind, — vergl. die treffliche Abhandlung und die Literaturnachweise über diese Punkte in dem, verflossenes Jahr bei Herder in Freiburg erschienenen, quellenmäßig gearbeiteten Werke des Professors H. Hagemann in Hildesheim: „Die Römische Kirche und ihr Einfluß auf Disciplin und Dogma in den ersten drei Jahrhunderten" — so schwer sind die einzelnen Zeitpunkte im Detail mit absoluter Sicherheit festzustellen, so sehr schwanken die Angaben der gründlichsten Gelehrten über dieselben. Es ist uns nicht unbekannt, daß Dr. J. J. v. Döllinger und Andere, wie z. B. der in der altchristlichen Chronologie wohl bewanderte Dr. Jordan Bucher, das Jahr 67 als Todesjahr annehmen, während Haneberg kein solches bestimmt zu bezeichnen unternimmt. Das feststehende Resultat der einschlägigen Untersuchungen aber, mit dem wir uns bei unsern Arbeiten, die keine gelehrten Forschungen sein sollen, begnügen dürfen und müssen, ist dieses.

Wenn es auch unbestreitbar nachgewiesen ist, daß Petrus während der von 64 bis 68 andauernden Neronischen Verfolgung den Kreuzestod erlitten hat, so ist doch das Jahr des Martyriums bei den widersprechenden chronologischen Angaben der alten Schriftsteller nicht genau zu ermitteln. „Die

Martyrer-Acten," so heißt es in dem Aschbach'schen Kirchenlexicon, im Artikel »Petrus«, „die wegen der Begehung der jährlichen Todesfeier den Tag genau aufzeichneten, kommen darin überein, daß es am 29. Juni war, an welchem Petrus starb. Man kann über das Jahr streiten, ob es 65, 67 oder 68 gewesen sei, doch ist es wahrscheinlich, daß Petrus bald nach der großen Feuersbrunst, also im Jahre 65 umgekommen ist."

Wenn das hier citirte Werk, so dürfen wir, zu unserm Zwecke, uns sicher mit dieser unklaren Angabe begnügen. Daß seit der Zeit, wo ein Fachgelehrter diese Worte niederschrieb, eine mit Recht auf allgemeine Geltung Anspruch machende „größere chronologische Klarheit" in diese Nebel geschafft worden wäre, ist uns nicht bekannt; und so fanden wir uns denn allerdings nicht gezwungen, den französischen Text zu corrigiren, und konnten es, bei aller Werthschätzung der neuesten Resultate auf dem kirchenhistorischen Gebiete und bei allem Streben, sie nach Kräften heranzuziehen, wo sie zweckdienlich in unsern Zeitbildern zu verwerthen sind, diesmal doch bei dem Gegebenen lassen.

# Inhalt.